



David Baldacci

Das Geschenk

**scanned by unknown
corrected by mz**

Eine Eisenbahnfahrt zur Winterszeit durch die Weiten Amerikas. An Bord des Zuges ist Tom Langdon, ein Schriftsteller auf den Spuren Mark Twains und auf der Suche nach sich selbst. Mit ihm reist eine Vielzahl anderer Menschen, Gute und Schlechte, Hoffnungsvolle und Verzweifelte, mit ihren großen und kleinen Träumen. Eine abenteuerliche und vergnügliche Reise, an deren Ende manch einer einen Zipfel jenes Glück erhascht, das ein jeder sich wünscht.

ISBN: 3-7857-2142-0

Original: The Christmas Train

Aus dem Amerikanischen von Uwe Anton

Verlag: Lübbe

Erscheinungsjahr: 2003

Umschlaggestaltung: tsch

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Als Journalist hat Tom Langdon viele Krisen-Schauplätze der Welt gesehen. Seine Erlebnisse haben ihn verbittert und mutlos gemacht. Da zwingt ihn ein Zufall – ein kleines Missverständnis bei einer Sicherheitskontrolle am Flughafen – dazu, eine ungewöhnliche Reise zu machen. Er hat versprochen, zu Weihnachten eine Freundin zu besuchen. Um dieses Versprechen einzulösen, entschließt er sich zu einer Fahrt mit der Eisenbahn. Sie soll ihn quer durch die Vereinigten Staaten führen: mit dem Capitol Limited von Washington nach Chicago und von dort mit dem Southwest Chief nach Los Angeles.

Auf dieser Fahrt lernt Tom eine Vielzahl von Menschen kennen: Da sind Regina, die Zugbegleiterin, und ihre Mutter Roxanne, die für die Eisenbahn und deren Passagiere leben. Father Kelly, ein seltsamer Priester, und Misty, die Kartenlegerin. Julie und Steve, ein junges Paar, das von zu Hause weggelaufen ist, um zu heiraten. Max Powers, ein berühmter Filmproduzent, und seine Assistentin Eleanor, mit der Tom einst mehr verband, als er heute noch wahrhaben möchte.

Während sich an Bord dramatische und amüsante Verwicklungen entspinnen, fährt der Zug weiter und weiter durch das Land, hinauf zu den Pässen der Rocky Mountains. Schnee peitscht gegen die Fensterscheiben. Ein Unwetter zieht herauf. Wird der Zug sein Ziel erreichen? Und welches Geschenk wird die Weihnachtszeit für die Passagiere bereithalten?

Autor



David Baldacci wurde bekannt durch seinen Thriller DER PRÄSIDENT (verfilmt als ABSOLUTE POWER). Er hat seitdem ein halbes Dutzend weiterer Thriller geschrieben, die alle auf den Bestsellerlisten standen. Doch er schreibt auch Romane wie DAS VERSPRECHEN, eine herzerwärmende Familiengeschichte aus seinem Heimatstaat Virginia, und DAS GESCHENK, eine romantische Komödie zur Weihnachtszeit. David Baldacci lebt mit seiner Frau Michelle und seinen Kindern in der Nähe von Washington, D. C.

Dieser Roman ist allen gewidmet, die Eisenbahnzüge
und Weihnachten lieben.

KAPITEL 1

Tom Langdon war Journalist und Globetrotter. Das Vagabundenleben lag ihm im Blut. Wo andere Unbeständigkeit und Gefahr für ihr Leben sahen, fühlte Tom sich von allumfassender Freiheit und Unabhängigkeit angezogen. Den größten Teil seines Berufslebens hatte er in fremden Ländern zugebracht und über Kriege, Aufstände, Hungersnöte, Epidemien und praktisch sämtliche Katastrophen und alles Elend auf Erden berichtet. Dabei hatte Tom stets ein sehr schwieriges Ziel verfolgt, das sich jedoch in schlichte Worte kleiden ließ: Er hatte die Welt verändern wollen, indem er die allgemeine Aufmerksamkeit auf deren Schattenseiten und Missstände lenkte. Und er liebte das Abenteuer.

Doch nachdem er immer wieder über Schrecknisse, Gewalt und Tod berichtet hatte und mit ansehen musste, wie die Lebensbedingungen der Menschen sich mehr und mehr verschlechterten, war er desillusioniert nach Amerika zurückgekehrt. Auf der Suche nach einem Gegenmittel für seine hartnäckige Melancholie hatte er begonnen, gleichermaßen oberflächliche wie belanglose Artikel für Frauen- und Wohnzeitschriften, Hobby- und Gartenratgeber und ähnliche Publikationen zu schreiben. Doch nachdem er ausgiebig die Wunder des Kompositierens und die innere Befriedigung gepriesen hatte, die einem ein selbst verlegter Holzfußboden verschafft, konnte er nicht gerade von sich behaupten, die private und berufliche Erfüllung gefunden zu haben.

Nun stand Weihnachten vor der Tür, und Toms größtes und dringendstes Problem bestand darin, von der Ostküste nach Los Angeles zu gelangen, um dort die Feiertage zu

verbringen. Der Grund für diese Reise war fast so alt wie die Menschheit: In LA wohnte Toms Freundin, Lelia Gibson. Sie hatte als Filmschauspielerin angefangen, doch nach Jahren unzähliger Auftritte in drittklassigen Horrorfilmen hatte sie sich aufs Synchronisieren und Sprechen von Kommentaren verlegt. Anstatt sich auf der Leinwand zerstückeln zu lassen, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, lieferte sie die Stimmen für eine Reihe weithin beliebter Samstagvormittags-Cartoons. In der Kinderfernseh-Industrie war man sich einig, dass niemand die Stimmen vertrottelter Waldschrate und ähnlich putziger, schrulliger Wesen mit größerer Fertigkeit und stimmlicher Vielfalt wiederzugeben vermochte als Goldkehlchen Lelia Gibson. Als Beweis konnte sie eine Vitrine voller Trophäen und Auszeichnungen, ein exorbitantes Einkommen und einen ansehnlichen Anteil an Vermarktungsrechten vorweisen.

Tom und Lelia hatten sich während eines Nachtflugs von Südostasien in die Vereinigten Staaten kennen gelernt und auf Anhieb blendend verstanden. Anfangs hatte Tom gemeint, die beiderseitige Sympathie hätte am vielen Alkohol gelegen, den sie konsumiert hatten, doch als die Wirkung zwei Stunden nach der Landung in Los Angeles verflog, war Lelia noch immer sehr attraktiv für Tom – wenn auch ein wenig verrückt und exzentrisch –, und auch Lelia schien sich noch immer von Tom angezogen zu fühlen. Er blieb über Nacht in Kalifornien, sodass sie einander noch besser kennen lernten. Einige Zeit später besuchte Lelia ihn an der Ostküste; dann flog Tom zu ihr an die Westküste, woraus sich eine rundum zufrieden stellende Zwei-Küsten-Beziehung entwickelte.

Es mag einem seltsam erscheinen, dass eine erfolgreiche Hollywood-Millionärin sich in einen nomadisierenden Zeitgenossen verknallt hatte, der Reisepässe verbrauchte

wie andere Menschen Papiertaschentücher, der in dreißig Sprachen fluchen konnte und der finanziell ständig auf wackligen Beinen stand. Doch Lelia hatte die Männer in ihrer unmittelbaren Umgebung satt. Wie sie es einmal diplomatisch ausdrückte: Sie alle waren verlogener Abschaum und absolut unzuverlässig. Tom aber sei ein Zeitungsmensch, erklärte Lelia, und habe von daher zumindest gelegentlich mit der Wahrheit zu tun. Außerdem liebte Lelia sein auf verwegene Art gutes Aussehen. Vermutlich glaubte sie, die tiefen Furchen in Toms Gesicht seien die Spuren abenteuerlicher Reportagen, die er, von Kugeln umschwirrt, in schwülfeuchten Urwäldern und auf glutheißem Wüstensand gemacht hatte. In Wahrheit musste Tom den Kopf zwecks Befolgung örtlicher Sicherheitsvorschriften viel häufiger in den Sand stecken.

In atemlosem Staunen lauschte Lelia, wenn Tom ihr von den weltbewegenden Ereignissen erzählte, über die er berichtet hatte. Er seinerseits verfolgte voller Bewunderung die Professionalität, mit der Lelia ihre Cartoonstimmen-Karriere vorantrieb. Außerdem lebten sie nicht das ganze Jahr zusammen – ein für Tom entscheidender Vorteil, blieb es ihm und Lelia auf diese Weise erspart, die ungezählten Schwierigkeiten zu meistern, mit denen Paare sich herumschlagen mussten, die einen gemeinsamen Haushalt führten.

Er war einmal für kurze Zeit verheiratet gewesen, hatte aber keine Kinder. Heute würde seine Ex-Frau nicht einmal ein R-Gespräch von ihm entgegennehmen, wenn er auf der Straße läge und verblutete. Tom war einundvierzig und hatte vor zwei Monaten seine Mutter durch einen Schlaganfall verloren; sein Vater war bereits mehrere Jahre vorher gestorben. Als Einzelkind war er nun ganz allein – und das hatte ihn zum Nachdenken gebracht. Die

Hälfte seines Erdendaseins war verstrichen, und was hatte er vorzuweisen? Eine gescheiterte Ehe, keine Nachkommen, eine eher lockere Beziehung mit einer kalifornischen Synchronstimmen-Königin, eine LKW-Ladung Zeitungsartikel und ein paar Journalistenpreise. Ganz gleich, wie man es betrachtete, alles in allem war es eine armselige Rechtfertigung für seine Existenz.

Tom hatte einmal die Gelegenheit gehabt, mit einer anderen Frau ein anderes und schöneres Leben zu führen, doch die Beziehung war unerklärlicherweise in die Brüche gegangen. Inzwischen war ihm mit schmerzlicher Gewissheit klar, dass es der größte Fehler seines Lebens gewesen war, Eleanor Carter nicht geheiratet zu haben. Trotzdem fuhr Tom – grundsätzlich ein aktiver Mensch und erneut von Fernweh getrieben – mit der Eisenbahn zu Weihnachten nach LA und seiner Geliebten Lelia.

Warum mit dem Zug, könnte man fragen, wo es doch jede Menge günstige Flüge gab, mit denen er sein Ziel in einem Bruchteil der Zeit erreicht hätte. Nun, ein normaler Mensch kann nur eine begrenzte Anzahl der auf Flughäfen vorgeschriebenen Sicherheitschecks mit widerwärtigen Detektorstäben ertragen, die ihm in geheiligte Körperregionen geschoben werden, oder mit der Aufforderung, vor Fremden die Hose herunterzulassen, oder mit dem Durchwühlen des Handgepäcks. Irgendwann platzt jedem der Kragen, so wie Tom auf dem Flughafen La Guardia, wo er in die Luft gegangen war wie der Vesuv beim Untergang Pompejis.

Tom war gerade aus Italien eingeflogen, wo er für eines seiner derzeit bevorzugten, eher oberflächlichen Themen recherchiert hatte. Diesmal war es um die Weinherstellung gegangen, und um die Mühen eines Schnellkurses über Bodenqualität und Traubenfäule leichter ertragen zu können, hatte Tom mehr vom Gegenstand seiner

journalistischen Untersuchungen konsumiert, als ihm gut getan hatte. Deshalb war er müde, verkatert und missgelaunt gewesen. Er hatte nur drei Stunden im Apartment eines Freundes in New York geschlafen, ehe er zum Flughafen gefahren war, um eine Maschine nach Texas zu nehmen, wo er einen Artikel über Teenager-Schönheitswettbewerbe auf dem Lande schreiben sollte. Tom hatte den Job angenommen, weil einen gestandenen Reporter wie ihn so schnell nichts mehr schrecken konnte.

Jedenfalls war in der Sicherheitsschleuse am Flughafen La Guardia der Suchstab gegen diverse empfindliche Teile von Toms Anatomie geklatscht, die zu berühren für besagten Suchstab tabu war, sei es nun in freundlicher Absicht oder aus anderen Gründen. Währenddessen war es einem anderen Sicherheitsmenschen gelungen, jeden – aber auch wirklich jeden – Gegenstand aus Toms Koffer aufs Transportband zu kippen. Hilflös hatte Tom mit ansehen müssen, wie seine persönlichsten Utensilien vor den neugierigen Blicken plötzlich überaus interessierter, wildfremder Menschen vorüberglitten.

Wie um diesem unerquicklichen Vorfall zu einem grandiosen Finale zu verhelfen, wurde Tom davon in Kenntnis gesetzt, dass aufgrund seiner Identität, seiner Haarfarbe, der Wahl seiner Kleidung oder der Form seiner Nase ein Großalarm ausgelöst worden sei. (Was genau zu beanstanden war, hatte man ihm nicht erklären können.) Statt nach Dallas zu fliegen, müsse er sich daher der Gesellschaft einer ganzen Kompanie Angehöriger diverser Organisationen wie des FBI und der CIA, der Drogenfahndung und der New Yorker Polizei erfreuen, und zwar für eine nicht näher genannte Zeitspanne. Als unbestimmter Hinweis stand die Angabe »fünf bis zehn Stunden« im Raum. Dies – in Verbindung mit der unfreundlichen Manipulation intimer Körperstellen –

überschritt für Tom deutlich die Grenze zum Erträglichen. Und so kam es zum unvermeidlichen Ausbruch, und die Lava schoss hervor.

Tom Langdon maß einsfüfundachtzig und schleppte zwei Zentner kräftiger und explosiver Muskeln mit sich herum. Außerdem drang ihm echter Rauch aus den Ohren. Zum Vulkanausbruch gehörte außerdem, dass er in einer Sprache brüllte, die er üblicherweise im Umkreis von vier Meilen um jede Kirche niemals in den Mund nehmen würde, als er sich auf die Sicherheitsmannschaft stürzte, den verdammten Suchstab packte und mittendurch brach. Wenngleich der Jubel und die Hochrufe anderer Passagiere, die gehört und gesehen hatten, wie übel ihm mitgespielt worden war, Toms Laune spürbar besserte, war er an diesem Tag nicht allzu stolz auf seinen Gefühlsausbruch.

Dankenswerterweise hatte die Strafrichterin, vor der Tom zu erscheinen hatte, vor kurzem ähnlich übergründliche Flughafen-Sicherheitsmaßnahmen über sich ergehen lassen müssen, sodass sie und Tom, nachdem er seine Aussage gemacht hatte, einen viel sagenden, wissenden Blick wechselten. Hinzu kam, dass der Alarm, der an der Sicherheitsschleuse ausgelöst worden war, sich als eindeutig *falsch* erwiesen hatte. Daher bekam Tom nur eine strenge Verwarnung und die Anweisung aufgebremmt, an einem Gewalt-Kompensationskurs teilzunehmen, was er auch vorhatte – aber erst, wenn seine schier unstillbare Gier verflogen war, den Burschen mit dem Suchstab zu Hackfleisch zu verarbeiten.

Die andere Folge seines Ausbruchs war jedoch das Verbot, in den nächsten zwei Jahren irgendein Flugzeug zu betreten, das innerhalb der Vereinigten Staaten unterwegs war. Tom hätte nie damit gerechnet, dass eine solch drakonische Strafe überhaupt möglich war – bis man

ihm den entsprechenden Paragraphen in der mikroskopisch kleinen Schrift der Beförderungsbedingungen der Fluglinie zeigte, direkt unter dem ebenso winzigen Abschnitt mit der Überschrift:

»Haftungsgrenze für verloren gegangenes Reisegepäck – fünfzig Dollar«.

Und in diesem Moment kam Tom die Erleuchtung: Kein Flugzeug mehr benutzen zu können – seine bisher übliche, weil unabdingbare Art zu reisen – war ein Omen. Es musste so etwas wie ein Zeichen Gottes sein. Deshalb würde er für die Reise nach Los Angeles den Zug nehmen. Er würde eine Geschichte darüber schreiben, wie es war, in der Weihnachtszeit auf Schienen von Küste zu Küste zu rollen. Und abgesehen davon, dass er die Feiertage mit Lelia verbringen konnte, hatte er ein grandioses Motiv für eine solche Reise: Tom zählte zu dem Zweig der Langdon, der in Elmira im Staate New York ansässig war. Wer in der Literaturgeschichte bewandert ist, weiß vielleicht, dass zu den Elmira-Langdons auch jene reizende, unverwüstliche, letztendlich jedoch aus eigener Entscheidung tragische Olivia Langdon zählte, die sich bleibenden Ruhm erwarb, indem sie jenen geschwätzigem Erzähler, zum Jähzorn neigenden Zeitgenossen und produktiven Schriftsteller heiratete, den seine Freunde als Samuel Clemens kannten und der als Mark Twain zu Weltruhm gelangte.

Tom wusste von dieser familiären Verbindung, seit er alt genug war, um seinen Namen in Blockbuchstaben zu schreiben. Diese Verbindung hatte ihn stets davon träumen lassen, sich seinen Lebensunterhalt mit Worten zu verdienen. Denn auch Mark Twain war Journalist gewesen. Er hatte in Nevada angefangen, beim *Territorial Enterprise* in Virginia City, ehe er zu Ruhm und Reichtum gelangte – bevor er dann Bankrott ging, um später erneut

zu Ruhm und Reichtum zu gelangen.

Tom seinerseits war zweimal von Terroristengruppen gekidnappt und ein halbes Dutzend Mal um ein Haar getötet worden, als er über zahllose Gefechte und Kriege, Staatsstreiche und Revolutionen berichtete, mit denen »zivilisierte« Gesellschaften ihre Differenzen austragen und beilegen. Tom hatte erlebt, wie Hoffnung durch Terror, Terror durch Wut und Wut durch – nun, durch nichts ersetzt wurde. Die Wut schien immer gegenwärtig zu sein und allen ständig teuflische Probleme zu bereiten.

Zwar hatte Tom bedeutende Preise gewonnen, doch nach eigener Einschätzung war er Journalist, kein Schriftsteller. Er war kein Mann, der die Fähigkeit besaß, erinnerungswürdige Prosa zu schaffen, die mit ihrer Jahrhunderte überdauernden Kraft unverrückbar und in erhabener Schönheit dastand. Er war kein Mark Twain. Aber schon diese unbedeutende verwandtschaftliche Verbindung zum Schöpfer von *Huckleberry Finn*, *Leben auf dem Mississippi* und *Ein Yankee aus Connecticut an König Artus' Hof* – zu einem Schriftsteller, dessen Werk zeitlos war – sorgte dafür, dass Tom sich wunderbarerweise, wenn auch ein wenig eitel, als etwas Besonderes fühlte.

Kurz bevor Toms Vater starb, hatte er seinen Sohn gebeten, etwas zu beenden, das Mark Twain der Legende zufolge nie geschafft hatte. Wie Toms Vater erzählte, hatte Twain, der wahrscheinlich mehr gereist war als alle seine Zeitgenossen, während seiner späteren, den so genannten dunkleren Lebensjahren einst eine weihnachtliche Eisenbahnfahrt quer über den Kontinent unternommen. Offensichtlich wollte er angesichts der Tragödien, die ihn und seine Familie heimgesucht hatten, in der Welt noch einmal etwas Schönes, Gutes sehen. Angeblich hatte er sich umfangreiche Notizen über diese Reise gemacht, sie aus irgendeinem Grund aber nie zu einer Geschichte

verarbeitet. Genau darum war Tom von seinem Vater gebeten worden: Mach die Eisenbahnfahrt, mein Sohn, schreib die Geschichte, beende, was Mark Twain nicht beendet hat, und mach dem Langdon-Zweig der Familie alle Ehre.

Damals hatte Tom gerade eine hektische vierundzwanzigstündige Flugzeug-Odyssee aus Übersee hinter sich gebracht, um seinen Dad noch einmal zu sehen, ehe dieser starb. Als Tom die gemurmelte Bitte seines Vaters hörte, verschlug es ihm die Sprache. Zu Weihnachten in einer Eisenbahn quer durchs Land fahren, um etwas zu beenden, das Mark Twain *angeblich* nicht beendet hatte? Anfangs hatte Tom geglaubt, sein Vater habe in den letzten Zügen gelegen und fantasiert; deshalb war der Wunsch von Langdon senior bisher unerfüllt geblieben. Nun aber, da Tom sich auf dem heimatlichen Kontinent nicht mehr per Flugzeug fortbewegen konnte – es sei denn, man hätte ihm die Fingerabdrücke abgenommen und ihm Handschellen angelegt –, würde er endlich die Eisenbahnfahrt für seinen alten Herrn machen. Und vielleicht auch für sich selbst.

Auf fast dreitausend Meilen Amerika würde er versuchen, sich selbst zu finden. Er würde diese Reise in der Weihnachtszeit unternehmen, weil sie allgemein als Zeit der Erneuerung galt und für Tom die vielleicht letzte Chance war, seinem Leben, das er so sehr verpfuscht zu haben schien, doch noch zu einer gewissen Bedeutung zu verhelfen.

Er würde es auf jeden Fall versuchen.

Hätte Tom gewusst, wie nachhaltig das Ereignis, das ihm zwei Stunden nach Besteigen des Zuges widerfuhr, sein Leben verändern sollte, wäre er wohl lieber zu Fuß nach Kalifornien gegangen.

DER CAPITOL LIMITED

Von Washington, D.C. nach Chicago

KAPITEL 2

Als Tom vor der Union Station in Washington, D.C., wo seine Reise begann, aus dem Taxi stieg, dachte er an die wenigen Eisenbahnfahrten, die er innerhalb der Vereinigten Staaten unternommen hatte. Sie alle hatten ihn entlang des Nordostkorridors geführt – auf Strecken zwischen Washington, New York und Boston –, mit modernster Amtrak-Technik, den Acela-Hochgeschwindigkeitszügen. Schnell, schnittig und geräumig, konnten diese Züge es durchaus mit ihren europäischen Vettern aufnehmen. Sie verfügten über raffinierte Glastüren, die aufglitten, sobald man sich ihnen näherte, wodurch Tom sich stets an die Kommandobrücke des Raumschiffs Enterprise erinnerte. Und in der Tat – als er das erste Mal mit dem Acela fuhr und die Türen sich automatisch für ihn öffneten, hielt er unwillkürlich nach einem Vulkanier in der Dienstuniform der Sternenflotte Ausschau.

Tom hatte ein Schlafwagenabteil im Capitol Limited reserviert, der ihn von D.C. nach Chicago bringen würde. Allerdings musste er einen weiteren Fernzug benutzen, um an die Westküste zu gelangen: Der Capitol Limited bewältigte das erste Teilstück, und der ehrwürdige Southwest Chief befuhr den zweiten und viel längeren Abschnitt. Der Capitol Limited hatte eine sagenumwobene Geschichte, da er Teil der berühmten Baltimore- und Ohio-Linie war. Die B&O war die erste zivile Eisenbahngesellschaft in den Vereinigten Staaten gewesen und konnte auch für sich in Anspruch nehmen, die erste Linie gewesen zu sein, die Fahrgäste beförderte hatte.

Der »Cap«, wie der Limited liebevoll genannt wurde, hatte schon immer als stilvollster und elegantester

Fernreisezug der USA gegolten. Er hatte sich früher eines Speisewagens rühmen können, in dem Gerichte wie Hummer Newburg auf kostbarem Porzellan aufgetragen worden waren; die Getränke wurden in echten Kristallgläsern ausgeschenkt, und es gab spektakuläre zweistöckige Aussichtswagen, von denen man aus hoher Warte beobachten konnte, wie die Landschaft vorüberzog. Außerdem zog der Cap die riesigen Pullman-Waggons mit den legendären Pullman-Begleitern, die gewaltige Trinkgelder einstrichen, wie man sich erzählte. In seiner langen Geschichte hatte der Cap Könige und Prinzen, Präsidenten und Filmstars, Politiker und Industriemagnaten von Chicago nach D.C. und zurück befördert. Die Geschichten, die von diesen Reisen erzählt wurden, machten einen großen Teil der Legenden aus, welche die Eisenbahn umrankten. Tom hätte eine steile Karriere als Gesellschaftsreporter machen können; er hätte nichts anderes tun müssen, als über die frivolen Späße und Abenteuer der Fahrgäste auf dieser Strecke zu schreiben.

Aufgrund der familiären Verbindung und des großen Interesses seines Vaters an Mark Twain hatte Tom sich in das Leben, das Werk und den Witz des Schriftstellers vertieft. Als Vorbereitung auf seine Transkontinentalreise hatte er noch einmal *Die Arglosen im Ausland* gelesen, Twains Schilderung einer fünf Monate währenden Fahrt auf dem Dampfschiff Quaker City von Europa ins Heilige Land. Für Tom war es eins der spaßigsten und respektlosesten Reisebücher, die je geschrieben worden waren. Wenn man sich Sam Clemens – damals eine grobknochige Erscheinung frisch aus dem Wilden Westen und noch weit entfernt von dem weltberühmten, feinsinnigen Vertreter der schreibenden Zunft, zu dem er sich später entwickeln sollte – in Gesellschaft einer Schiffsladung frommer Bewohner des Mittleren Westens auf ihrem ersten Ausflug in

die Alte Welt vorstellen kann, wird schnell deutlich, welche ungeahnte Konstellationen sich daraus ergeben konnten. Tom ging zwar nicht nach Übersee, doch in vieler Hinsicht kam er sich wie ein Pilger im eigenen Land vor; denn ironischerweise hatte er von der gesamten restlichen Welt mehr gesehen als von Amerika.

Der Capitol Limited würde D.C. um genau 16:05 Uhr verlassen, zwischen Washington und Chicago zwölfmal halten und am nächsten Morgen pünktlich um 9:19 Uhr in der Windy City eintreffen. In Chicago hatte Tom Aufenthalt bis zum Nachmittag; dann würde er in den Southwest Chief steigen und nach LA weiterfahren. Es war ein guter Plan, und er brachte ihn mehr in Schwung, als ein Artikel über die beste Methode, die Stechpalme im eigenen Garten zu beschneiden, oder den günstigsten Zeitpunkt, die heimische Sickergrube auszupumpen, es je vermocht hatte.

Tom holte die Fahrkarten vom Schalter, vertraute seine Skiausrüstung dem Angestellten vom Gepäckservice an – Lelia und Tom wollten die Weihnachtsfeiertage auf den bestens präparierten Schneehängen von Tahoe verbringen – und bewunderte die Pracht der Union Station, die beinahe der Abrissbirne zum Opfer gefallen wäre, ehe sie wieder zum Leben erweckt worden war. Ende der Sechziger- bis Anfang der Siebzigerjahre hatte das Gebäude als Nationales Besucherzentrum gedient – im Grunde bloß eine armselige Dia-Schau in einer Riesenbruchbude, die keiner mehr besuchte. Nach dieser als Verlust abzuschreibenden Investition von 30 Millionen Dollar wurde das besucherlose Besucherzentrum bis auf einen winzigen und an vielen Stellen undichten Teil des Gebäudes geschlossen – einen Teil, in dem man tatsächlich in einen Zug steigen konnte.

Im Jahre 1945, bei der Rückkehr aus dem Zweiten

Weltkrieg, war Toms Vater auf dem Heimweg durch dieses Bahnhofsgebäude geschritten. Als Tom nun durch die reichhaltig verzierten, großzügigen Marmorhallen schlenderte, stellte er sich vor, wie sein Vater voller Optimismus in die Sicherheit des Zivillebens zurückgekehrt war, nachdem er mitgeholfen hatte, die Welt vor der Tyrannei zu bewahren – mit nicht mehr als einem Gewehr und jugendlichem Schwung. Irgendwie erschien es passend, dass Tom seine Reise ausgerechnet hier begann, da sein Vater an dieser Stelle ein Leben abgeschlossen und ein neues angefangen hatte. Was das betraf, konnte der Sohn nur hoffen, es dem Vater ähnlich erfolgreich nachzumachen.

Tom nahm sich ein paar Minuten Zeit, um sich die beeindruckende, weihnachtlich geschmückte Modelleisenbahn anzuschauen, die am westlichen Ende der Haupthalle aufgebaut worden war. Dort wimmelte es von Kindern und Erwachsenen, die von den Modellzügen angelockt wurden, welche bis ins kleinste Detail ihren großen Vorbildern nachgebaut waren und durch sorgfältig gestaltete städtische und ländliche Szenerien flitzten. Eisenbahnzüge hatten unleugbar eine starke nostalgische Anziehungskraft, der sich nicht einmal jene Amerikaner entziehen konnten, die noch nie in einem solchen Zug gesessen hatten. Bei diesem Gedanken musste Tom unwillkürlich grinsen, während die kleinen Waggons auf ihren winzigen Gleisen vorüberratterten.

Der Cap würde in Kürze zum Einsteigen freigegeben werden; daher begab Tom sich in die Abreishalle. Wenngleich in manchen Bahnhöfen eine gründliche Gepäckkontrolle vorgenommen wurde, konnte man hier noch in praktisch letzter Minute erscheinen und in den Waggon steigen. Es gab keine Sicherheitskontrollen, keine aufdringlichen Detektorstäbe und keine Fragen von der

Sorte, ob man einem Fremden gestattet habe, einem eine handliche Atombombe ins Handgepäck zu legen, während man auf der Herrentoilette war – als würde man eine solche Information freiwillig preisgeben! Anders als am Flughafen stieg man hier einfach ein und fuhr mit. In der modernen Welt der unzähligen Regeln und Vorschriften war diese Verfahrensweise überaus erfrischend.

Tom suchte sich einen Sitzplatz in der Wartehalle des Gap und machte sich daran, seine Mitpassagiere zu studieren. Als er mit dem Acela nach New York gefahren war, waren fast alle Fahrgäste Geschäftsleute gewesen, elegant gekleidet und ausgestattet mit sämtlichen modernen Waffen, die Wirtschaftskonzerne ihren Mitarbeitern zur Verfügung stellten: Handys, Palm Pilots, Laptops, Earsets, Laserpointern, plutoniumbetriebenen Technospielereien und Kombinationen aus separater Festplatte und Mini-PC in Brillenform. Es waren Leute mit einer Mission, begierig, endlich loszufahren, und als die Türen sich öffneten, um die Massen einsteigen zu lassen, stürmten sie wie besessen den Zug. Tom wurden beinahe die Kleider vom Leib gerissen, weil er nicht schnell genug war. Eine kleine, aber zu allem entschlossene Top-Managerin attackierte ihn, als wäre er die böse Konkurrenz, wobei sie das offenbar einzige Ziel verfolgte, Tom die Eingeweide herauszureißen.

Die Gruppe, die auf den Gap wartete, war um einiges bunter. Da waren weiße Amerikaner, schwarze Amerikaner, eingeborene Amerikaner, Muslime in traditioneller Kleidung, Amerikaner asiatischer Herkunft – eine hübsche Kollektion ethnischer Zugehörigkeit und Herkunft, ziemlich gleichmäßig aufgeteilt in Männlein und Weiblein.

Ein hübsches junges Paar, das neben Tom saß, trank Cola light, hielt Händchen und wirkte äußerst nervös.

Vielleicht war dies ihre erste größere Reise. Tom war in jungen Jahren so oft unterwegs gewesen, dass er ihre Unsicherheit und Unruhe sehr gut nachvollziehen konnte. Zu seiner anderen Seite saß ein älterer Geistlicher, der die Füße auf seine Reisetasche gelegt hatte und ein Nickerchen machte.

Dem Priester gegenüber hatte sich eine schlanke Frau mit ausgesprochen kantigen äußeren Formen niedergelassen, eher ein geometrisches Gebilde aus Haut und Knochen. Ihr Alter konnte Tom nur errahnen, da sie einen langen bunten Schal einem Turban gleich um den Kopf geschlungen hatte. Sie trug Holzschuhe, so groß wie Fünfzehn-Kilo-Hanteln. Auf dem Sitz neben ihr waren Tarotkarten ausgebreitet, die sie eingehend studierte. Sobald jemand an ihr vorbeiging, schaute sie mit einem Blick auf, der zu sagen schien: »Ich weiß alles über dich.« Es konnte einem ein bisschen auf die Nerven gehen. Tom hatte sich mal von einem alten Mann auf den Virgin Islands die Hand lesen lassen. Der Alte hatte Tom ein langes Leben mit einem Stall voller Kinder, einer liebenden Ehefrau und allen denkbaren Annehmlichkeiten prophezeit. Tom hatte oft daran gedacht, den Scharlatan noch einmal ausfindig zu machen und sein Geld zurückzuverlangen.

Er beobachtete eine ältere Dame, die sich mittels einer Gehhilfe vorwärts bewegte. Sie erinnerte ihn an seine Mutter. Nach ihrem Schlaganfall hatte sie nicht mehr sprechen können; deshalb hatte Tom ein eigenes System der Verständigung entwickelt. Er hatte ein Foto auf ihre Brust gelegt, das sie als junge Frau und ihn als Kind zeigte, und sie hatte es mit ihrer gesunden Hand ergriffen. Das bedeutete, dass alles in Ordnung war und dass sie noch immer am Leben um sie her teilnahm. Nie würde Tom vergessen, wie er ihr das Foto gegeben und acht

Stunden lang darauf gewartet hatte, dass sie danach griff. Sie tat es nicht. Am Tag darauf war sie gestorben.

Ein paar Minuten später nahmen Tom und die anderen Passagiere ihr Gepäck und begaben sich auf den Bahnsteig. Der Capitol Limited rief nach ihnen.

KAPITEL 3

Draußen war es bitterkalt, und die dicken Wolken verhießen Schnee oder zumindest Schneeregen. Bei einem solchen Wetter mussten Flugpassagiere meist mit Startverzögerungen und vereisten Tragflächen rechnen, doch für den unerschütterlichen Cap hatten solche Unbilden der Witterung keine Bedeutung – sein Ziel hieß weiterhin Chicago. Toms Lebensgeister unternahmen einen Höhenflug; der Beginn jeder Reise ließ seinen Adrenalinspiegel gewaltig steigen. Sein letzter veröffentlichter Artikel – er war in einem Gesundheitsmagazin erschienen – hatte die wundersame Wirksamkeit einer sechswöchigen Diät behandelt, die ausschließlich aus reifen Pflaumen und der ständigen unmittelbaren Nähe zur nächsten Toilette bestand. Deshalb war Tom jetzt geradezu begierig auf alles, was auch nur halbwegs ein Abenteuer zu werden versprach.

Er ging zum vorderen Zugende und sah die beiden dieselektrischen Lokomotiven, die den Cap ziehen würden. Er hatte einiges über diese Ungetüme gelesen. Es waren P-42er von General Electric, jeweils fantastische 130 Tonnen schwer und ausgestattet mit 16 Zylindern, die 4250 PS erzeugten. Während Toms Blick auf diesen mächtigen Lokomotiven ruhte, stellte er sich vor, wie wirkungsvoll sie auf dem verstopften Washingtoner Autobahnring einzusetzen wären: Was eine P-42 nicht überholen konnte, rollte sie platt.

Als er auf einem Nebengleis zurückging, erblickte er einen alten, jagdgrünen Eisenbahnwaggon, der sein Interesse weckte. Ein Amtrak-Angestellter hielt sich in der Nähe auf. Tom erkundigte sich bei ihm, um was für einen

Waggon es sich handelte. »Das ist der alte Eisenbahnwaggon von Franklin D. Roosevelt, der Marco Polo, Zug Nummer sieben«, antwortete der Eisenbahner. »Er gehört jetzt der Norfolk and Southern. Dort, auf dem Gleis, bewirten sie immer ihre VIPs.«

Während sie den Wagen betrachteten, hielt eine Stretchlimousine unter dem Fußgängertunnel unweit des ehemaligen Roosevelt-Waggons.

Tom zeigte auf die Limousine. »Gibt Roosevelt heute ein frühes Abendessen? Mal wieder mit Churchill und Stalin?«, fügte er mit einem Grinsen hinzu.

Der Mann verstand den Witz nicht. »Nee, das ist irgendein hohes Tier, das mit dem Cap Limited fährt. Die bringen die Promis immer auf diesem Weg her. Unter dem Bahnhof ist 'ne Rampe, da kann die Limousine dann wieder rausfahren. Wir bieten diesen Service, wenn Fahrgäste unbemerkt bleiben wollen, ähnlich wie auf Flughäfen, wo schon mal Filmstars ohne Aufsehen in die Maschinen geschmuggelt werden.«

»Wer ist denn dieses hohe Tier, das in meinen Zug steigt? Wahrscheinlich irgendein Politiker, stimmt's?«

Der Mann sah Tom kopfschüttelnd an. Er schien ein Eisenbahnveteran zu sein und konnte sicherlich jede Menge sensationelle Geschichten erzählen, wenn Tom nur die Zeit gehabt hätte, ihm zuzuhören.

»Wenn ich Ihnen das verraten würde, war's ja kein Geheimnis mehr, oder?«

Tom wartete noch ein paar Sekunden, um zu sehen, wer aus der Limousine stieg, doch niemand ließ sich blicken. Allerdings waren die Aussichten, den Betreffenden irgendwann doch noch zu Gesicht zu bekommen, sehr günstig, denn sobald der Star sich im Zug befand, würde er Schwierigkeiten haben, sich ständig zu verstecken. Was

brauchte ein Reporter mehr als einen Zug in voller Fahrt, einen Kugelschreiber, Papier, ein gutes Fernglas und vielleicht noch die Zusicherung, vor gerichtlichen Klagen verschont zu werden, um jeden Tag mindestens einen VIP an die Öffentlichkeit zu zerren?

Diesmal bestand die Anordnung des Cap – in der Eisenbahnersprache »Wagenstand« genannt – aus zwei Lokomotiven, einem Gepäckwagen, drei Personenwagen, einem Speisewagen, zwei Schlafwagen und einem kombinierten Liege- und Übergangswagen. Im Übergangswagen war der größte Teil des Zugbegleitpersonals untergebracht. Der Wagen verfügte über verschiedene Treppen und Türen, die es ermöglichten, von den Doppelstock-Waggons in die normalen, einstöckigen Waggons zu gelangen – daher die Bezeichnung »Übergangswagen«. Tom ging weiter bis zu einem Schlafwagenbegleiter, dem er seine Fahrkarte zeigte.

»Einen Schlafwagen weiter, Sir. Regina wird sich um Sie kümmern«, erklärte der Angestellte.

Tom setzte seinen Weg fort. Regina stand vor einem imponierend großen, ungefähr fünf Meter hohen, doppelstöckigen Eisenbahnwaggon, der in der Amtrak-Sprache »Superliner« genannt wurde. Diese Superliner waren die schwersten Personenwaggons der Welt. Zwar wurden Eisenbahnen von vielen Leuten als antiquiertes Transportmittel betrachtet, für Tom jedoch hatten sie unbestreitbar etwas Besonderes. Er hatte die meisten klassischen Spannungsromane gelesen, die in Eisenbahnen spielten, und hier waren sämtliche Elemente für eine dramatische Geschichte vorhanden: die Romantik gediegenen, gemächlichen Reisens in einem geschlossenen Raum sowie eine ganze Reihe potenzieller Übeltäter aus allen Bereichen des Lebens. Am spannendsten fand Tom jene Eisenbahn-Thriller, in denen

die Fahrgäste in der Dunkelheit lagen, kaum zu atmen wagten und die Decken bis an die Nase hochgezogen hatten, weil sie spürten, dass jeden Moment etwas Schreckliches passieren würde. Und tatsächlich – nicht mehr lange, und die Spannung erreichte ihren Höhepunkt: Es gab einen Lichtblitz, einen Schrei und einen dumpfen Laut, wenn ein Körper zu Boden polterte. In den frühen Morgenstunden wurde dann die Leiche, die Augen weit aufgerissen und die Haut kreideweiß, von einer unglaublich beschränkten jungen Reisenden entdeckt, die sich ungefähr zehn Minuten lang die Seele aus dem Leib schrie, während ein Paar düsterer Augen sie aus einer finsternen Ecke anstarrte. Tom konnte nicht begreifen, dass es Leute gab, denen bei einem solchen Szenarium kein wohliger Schauer des Gruseins über den Rücken lief.

Regina hatte makellose dunkelbraune Haut und schien viel zu jung zu sein, um in einem Zug oder sonstwo zu arbeiten. Für Tom sah sie wie eine High-School-Anfängerin aus, die sich für den ersten Schulball und ihren ersten ernsthaften KUSS herausgeputzt hatte. Sie war groß und schlank und sehr sympathisch, und die Arbeit machte ihr offensichtlich großen Spaß. Sie trug eine rot-weiße Mütze, wie sie häufig von Weihnachtsmännern in Einkaufszentren getragen werden, und war gerade dem nervösen jungen Paar behilflich, das Tom Händchen haltend im Wartesaal hatte sitzen sehen. Der Geistliche hatte bereits die Einstiegsformalitäten hinter sich und wuchtete seine schwere Reisetasche in den Zug. Nachdem Regina das Paar abgefertigt hatte, trat Tom vor und zeigte ihr seine Fahrkarte.

Sie suchte seinen Namen auf ihrer Liste und hakte ihn ab.

»In Ordnung, Mr Langdon, Sie wohnen in der oberen Etage in Abteil D. Dort rechts die Treppe hinauf und dann

nach links den Gang entlang.«

Tom bedankte sich bei ihr und setzte vorsichtig einen Fuß aufs Trittbrett des erhabenen Capitol Limited. Seine Erfahrungen mit Schlafwagen beschränkten sich darauf, dass er mehrere Male den Film *Der unsichtbare Dritte* von Alfred Hitchcock und mit dem tadellos eleganten Cary Grant, einer sexy Eva Marie Saint und einem sehr finsternen James Mason in den Hauptrollen gesehen hatte. Die meisten Fans dieses Films erinnern sich am besten an die berühmte Szene mit dem Flugzeug, das den armen Cary mit Schädlingsbekämpfungsmittel besprüht. In der Szene steht Cary in seinem perfekt maßgeschneiderten eleganten grauen Anzug allein inmitten einer unendlich weiten, einsamen Farmlandschaft und wartet auf den mysteriösen George Kaplan, mit dem er dort verabredet ist und den es natürlich gar nicht gibt. Ein paar verschlagene Zeitgenossen bei der CIA hatten Kaplans Identität für ihre eigenen üblen Machenschaften erfunden. Diese Typen hatten immer eine Lüge auf den Lippen, um die Welt für die Demokratie sicherer zu machen. Doch um der Gerechtigkeit die Ehre zu geben: Es geschah stets mit bester Absicht und einzig und allein auf Kosten der Steuerzahler.

Die Filmszene hingegen, an die Tom sich am besten erinnerte, war die Kusszene in Eva Marie Saints geräumigem Schlafwagenabteil. Cary und Eva gingen dabei richtig heiß und heftig zur Sache, sogar nach heutigen Maßstäben. Als Tom die Szene als junger Mann gesehen hatte, waren seine Hormone in Aufruhr geraten, und ihm waren die wildesten Gedanken über alle möglichen Frauen gekommen – jedenfalls über Frauen, die aussahen wie Eva Marie Saint.

Eingedenk dieses Films wusste Tom, dass sein Schlafwagenabteil elegant eingerichtet und geräumig sein

musste, Platz für zwei Betten hatte und über einen Arbeitsbereich, einen kleinen Vorraum zum Empfang von Besuchern, ein vollständig ausgestattetes Badezimmer mit Whirlpool und möglicherweise über einen Patio oder einen Balkon verfügte. Von Quartieren für Bedienstete ganz zu schweigen. Schließlich musste es einen Grund dafür geben, weshalb Cary und Eva am Ende des Films ihre Flitterwochen in eben diesem Schlafwagenabteil verbrachten. Es war größer als jede Wohnung, in der Tom je gelebt hatte.

Er stieg die Treppe hinauf, die Regina ihm gezeigt hatte. Mit dem Gepäck bereitete der Aufstieg einige Schwierigkeiten, da die Treppe scharfe Neunzig-Grad-Kehren vollführte. Tom zog den verheißungsvollen Schluss, dass diese Raumersparnis sich durch die enorm großen Schlafabteile erklärte. Dann schaute er hoch und erkannte, dass er ein beachtliches Hindernis vor sich hatte.

Die Frau war schon älter und schien mit einer Art Nachthemd bekleidet zu sein, obwohl es noch keine vier Uhr nachmittags war. Sie befand sich am oberen Ende der Treppe und machte Anstalten, herunterzusteigen. Tom stand auf der vorletzten Stufe. Er brauchte nur noch einen Schritt zu tun, nur noch eine kleine, winzige, letzte Stufe zu überwinden, ehe er sich in sein rollendes Penthouse zurückziehen und weiter von Eva Marie Saint träumen konnte.

»Gestatten Sie«, sagte er höflich.

»Ich komme schon«, verkündete die Frau mit einer dröhnenden Baritonstimme, die den kampferprobten, zähen ehemaligen Kriegsberichterstatter auf geradezu beängstigende Art und Weise einschüchterte.

»Wenn Sie mich nur kurz vorbeilassen würden ...«, sagte er. Aber das stand außer Frage. Die Frau war nicht

annähernd so groß wie Tom, dafür aber – taktvoll ausgedrückt – deutlich breiter.

»Hi, Regina«, rief die Frau hinunter.

»Hi, Agnes Joe«, erwiderte Regina.

Da keiner von beiden bereit war, zurückzuweichen, vereinigten Tom und Agnes Joe sich in einem seltsam unbeholfenen Tango, einen Fuß vor, einen zurück. Auf der steilen Treppe rief dieses Tänzchen bei Tom allerdings einen Anflug von Übelkeit hervor.

Schließlich meinte er: »Agnes Joe, ich bin Tom Langdon. Ich habe Abteil D. Wenn Sie nur für einen winzigen Moment zurücktreten könn ...«

Er schaffte es nicht, den Satz zu beenden, denn statt seiner Bitte nachzukommen und ihm Platz zu machen, versetzte Agnes Joe ihm einen leichten Stoß. Genau genommen war es ein massiger Unterarm, der gegen die rechte Seite seines Kopfes geschmettert wurde, wodurch Tom, bereits aus dem Gleichgewicht geraten, die Treppe hinunterstolperte und rücklings auf dem Boden des Waggons landete.

Agnes Joe wuchtete ihre Körpermassen die Treppe hinunter und war immerhin höflich genug, über Toms lang hingestreckten Körper hinwegzusteigen. Tom hatte seine Zweifel, dass Mark Twain seinerzeit die transamerikanische Eisenbahnfahrt auf ähnliche Weise begonnen hatte. Agnes Joe ging zu Regina, die damit beschäftigt war, einigen anderen Leuten beim Einsteigen behilflich zu sein, und die glücklicherweise nichts vom Geschehen mitbekommen hatte, wofür Tom überaus dankbar war. Immerhin hatte ihn soeben eine ältere Dame knallhart auf die Bretter geschickt.

»Das ist für dich, Schätzchen. Vielen Dank, dass du mein Gepäck versorgt hast.« Agnes Joe drückte Regina

einen Schein in die Hand.

Tom rappelte sich auf, funkelte die ältere Frau wütend an und ging ebenfalls zu Regina.

»Ich kümmere mich um Ihr Gepäck, Mr Langdon. Stellen Sie es ruhig da drüben hin, bis ich die Fahrkarten der anderen Passagiere kontrolliert habe.«

»Vielen Dank. Und sagen Sie Tom zu mir.« Er reichte Regina eine Hand voll Dollar. Sie bedankte sich mit einem reizenden Lächeln. Tom beobachtete Agnes Joe, die sich mühsam wieder die Treppe hinaufwuchtete.

»Arbeiten Sie schon lange in diesem Zug?«, fragte er Regina.

»Vier Jahre.«

»Das ist ja eine halbe Ewigkeit.«

»Aber nein. Ein paar Kollegen sind zwanzig Jahre mit dem Cap gefahren.«

Tom drehte sich zu Agnes Joe um, die immer noch auf derselben Stufe stand. Ihre Beine bewegten sich, aber sie schien nicht an Höhe zu gewinnen. Es war faszinierend, ihr zuzuschauen. Irgendwie erinnerte ihre Körpermasse an einen langsam fließenden Lavasee.

»Offensichtlich kennen Sie Agnes Joe.«

»Ja, klar. Soviel ich weiß, reist sie schon seit ungefähr zehn Jahren mit diesem Zug.«

»Zehn Jahre! Dann muss sie diese Strecke geradezu lieben.«

Regina lachte. »Ich glaube, sie ist unterwegs, um ihre Familie zu besuchen. Agnes Joe ist nett.«

Tom rieb sich die Seite seines Kopfes, wo die nette Agnes Joe ihn voll erwischte hatte. »Fährt sie auch in diesem Schlafwagen?«

»Ja, gleich neben Ihnen.«

Freude, schöner Götterfunken, dachte Tom.

Er ging zurück zur Treppe, wo Agnes Joe unerklärlicherweise immer noch auf derselben Stufe verharrte.

»Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

»Alles okay, Süßer. Lassen Sie mir nur ein wenig Zeit.«

»Vielleicht sollte ich mich an Ihnen vorbeischlängeln und Sie von vorn hochziehen.«

Tom wollte eigentlich nichts anderes, als an ihr vorbeikommen, die Beine in die Hand nehmen und sich mit Eva Marie in seiner feudalen Suite einschließen, während Cary Grant draußen Wache hielt.

»Ich brauche nur Platz, Sonnyboy.«

Die letzte Bemerkung wurde durch einen wuchtigen Ellbogenstoß unterstrichen, der irgendwie Toms linke Niere traf. Als der Schmerz so weit abgeklungen war, dass er seinen Oberkörper wieder aufrichten konnte, war Agnes Joe verschwunden. Stöhnend schlurfte Tom zu Abteil D. Zum Teufel auch, in diesem Augenblick kam er sich wieder vor wie ein Kriegsberichterstatte.

KAPITEL 4

Als Tom die Tür zu Abteil D öffnete, musste er daran denken, dass *Der unsichtbare Dritte* für nicht jugendfrei erklärt worden wäre, hätten Cary und Eva Marie Saint die Kusszene an diesem Ort gedreht. Tom konnte die genauen Ausmaße seiner Luxusbehausung nicht schätzen, aber nach zwei normal langen Schritten prallte er bereits an die gegenüberliegende Wand. Es gab weder einen kleinen Vorraum noch einen Arbeitsbereich oder einen Schreibtisch und, soweit er erkennen konnte, auch keine Doppelbetten, und er war sich einigermaßen sicher, dass der Patio und der Balkon, der Whirlpool und die Quartiere für Bedienstete ebenfalls ins Reich der Fabel gehörten.

Er sah ein Waschbecken mit Wandspiegel und eine Steckdose für einen Elektrorasierer. Das Schränkchen darunter war bestens gefüllt. Tom erblickte Toilettenpapier, also musste hier irgendwo auch eine Toilette versteckt sein. Es gab einen winzigen Wandschrank, in den er seinen Mantel hängen konnte, und einen größeren Spiegel an der anderen Wand gegenüber einer Vorrichtung, die er als Bett identifizieren zu können glaubte, sowie einem Etwas, das aussah wie ein Hochbett. Dann gab es einen Stuhl und einen Klappstisch mit eingelegtem Schachbrettmuster, den er als Schreibtisch benutzen konnte. Und dann war da noch das große Panoramafenster, das einen einladenden Blick auf die Natur draußen lieferte, wo ein paar vereinzelt Schneeflocken, die lautlos herabschwebten, Tom in einen Anflug von Weihnachtsstimmung versetzten. Die Abteiltür ließ sich verriegeln; ein dicker Vorhang vor der Tür vermittelte den Eindruck von Privatsphäre. Gar nicht

mal so übel, sagte sich Tom. Was die Geräumigkeit anging, schlug dieses Arrangement sogar die erste Klasse in einem Flugzeug um Längen.

Dieser Eindruck hielt sich, bis Tom die Tür öffnete und seine persönliche Toilette besichtigen durfte. Genau genommen war es Toilette und Dusche, dem Schild draußen an der Tür zufolge. Er sollte im selben Raum pinkeln und duschen? Während seiner Tätigkeit als Reporter in Übersee hatte er schon mit Kamelspucke duschen müssen, aber das hatte er sich schließlich nicht freiwillig ausgesucht.

Sein wahres Problem jedoch war ausreichend Platz. Tom betrachtete seine nicht gerade zierliche Figur und unterzog dann die Toilettendusche einem prüfenden Blick. Dann machte er einen halben Schritt hinein und sondierte die Lage. Er war ziemlich sicher, dass er sich in die Kabine hineinzwängen konnte. Sobald er drin war, müssten drei oder vier starke Männer mit schwerem Gerät bereitstehen, um ihn wieder herauszuhieven. Und zweifellos würde dann Agnes Joe schon darauf warten, sich die einzige heile Niere vorzunehmen, die ihm geblieben war.

Tom hatte von der unglücklichen Frau gelesen, die während eines Transatlantikfluges die unverzeihliche Sünde begangen hatte, die Spülung der Passagiertoilette zu betätigen, während sie noch auf dem Becken saß. Diese scheinbar harmlose Aktion sorgte durch den Saugeffekt des Wassers aus irgendeinem Grund für ein gewaltiges Vakuum, das die Dame regelrecht auf dem Toilettensitz festklebte. (Tom hätte den Flugzeugingenieuren am liebsten einen Brief geschrieben und sich erkundigt, warum sie eine solche Möglichkeit nicht in Betracht gezogen und entsprechende Tests gemacht hatten.) Die Frau verbrachte die gesamte restliche Flugzeit in aufrecht sitzender Haltung, bis die Maschine landete und eine

Elitemannschaft, bewaffnet mit großen Spachteln und Babyöl, die Toilette stürmte und die arme Gefangene befreite. Wäre Tom das passiert, hätte er wahrscheinlich lieber seinen Hintern riskiert und sich um jeden Preis selbst aus dieser prekären Lage befreit.

Er verdrängte diese unschönen Gedanken, drehte sich um und wollte sich setzen, als er an der Wand gegenüber vom Bett etwas Helles vorbeihuschen sah. Zuerst nahm er es gar nicht bewusst wahr, weil alles so schnell ging. Dann geschah es ein zweites Mal. Es war Agnes Joe. Wie war das möglich? Das war eine sehr seltsame Definition des Begriffs Privatabteil. Dann sah er das Problem: Die Wände zwischen den Abteilen ließen sich öffnen, wahrscheinlich zwecks Wartungsarbeiten oder zur Neuaufteilung der Räumlichkeiten. Doch der Effekt war in diesem Fall, dass Tom ins Abteil seiner Nachbarin blicken konnte. Er hatte schon mit den oben erwähnten schmutzigen und spuckenden Kamelen und Wüstennomaden, die das erste und letzte Mal bei ihrer Geburt gebadet hatten, und mit verschiedenen anderen ungewaschenen Individuen biwakiert, wobei ihm heftiges Geschützfeuer den Wecker ersetzt hatte. Aber er hatte noch nie neben einer Agnes Joe geschlafen, und er hatte wirklich nicht den Wunsch, jetzt damit anzufangen.

Während er zu der Wand ging, um sie an Ort und Stelle zu schieben oder zu drücken, lugte er durch den Spalt zwischen den beiden Abteilen und sah sich plötzlich Auge in Auge mit Agnes Joe.

»Falls Sie bei mir den Spanner spielen wollen, Sonnyboy – vergessen Sie's lieber«, sagte sie. »Außerdem wollen Sie sich meine Antiquitäten bestimmt nicht unbedingt angucken. Suchen Sie sich etwas Weibliches, das eher Ihrem zarten Alter entspricht, Süßer.«

Okay, dachte Tom, die Lady scheint so etwas wie die

Stadtexzentrikerin zu sein, nur dass diese Stadt sich auf Schienen bewegt. Er beschloss mitzuspielen.

»Ihre Antiquitäten sehen aber noch ganz ordentlich aus.«

»Vorsicht! Zwingen Sie mich nicht, Regina zu holen.«

»Warum wollen Sie unsere nette Zweisamkeit durch einen Dritten stören?«

»Hören Sie bloß mit dem Süßholzraspeln auf. Das verfängt bei mir nicht, weil ich nicht zu dieser Sorte Frauen gehöre. Aber wir können nach dem Abendessen im Salonwagen einen Drink nehmen und einander besser kennen lernen.« Sie klimperte tatsächlich mit den Wimpern.

»Nur ein Volltrottel würde ein solches Angebot ausschlagen.«

Sie schenkte ihm ein schelmisches Lächeln. »Tut mir Leid, dass ich Sie die Treppe runtergeworfen habe, Tom. Mir muss die Hand ausgerutscht sein.«

»Da es nun mal passiert ist, bin ich froh, dass es wenigstens Ihre Hand war.«

Er drehte sich um und sah Regina mit seinem Gepäck dastehen. Sie blickte zur Trennwand und schüttelte den Kopf. »Ist die Wand schon wieder aufgesprungen? Ich habe den Wartungsdienst gebeten, den Schaden zu beheben.«

»Hi, Regina«, rief Agnes Joe durch die Öffnung. Sie deutete mit einem Kopfnicken auf Tom. »Nimm dich vor diesem Knaben in Acht. Der hat es faustdick hinter den Ohren.«

»Okay.«

Tom schob die Wand wieder in ihre vorgeschriebene Position zurück.

Regina zuckte bedauernd mit den Achseln. »Tut mir

Leid, dass Sie Ihrer Nachbarin ungewollt über den Weg gelaufen sind.«

»Schon gut. Mir kommt sie ziemlich harmlos vor.«

Regina reagierte mit einem warnenden Blick darauf. »Da wäre ich mir an Ihrer Stelle nicht zu sicher.«

Sie brachte seine Koffer herein, stellte sie auf die Couch, die sich zur Nacht offensichtlich in ein Bett verwandeln ließ, und holte einen Notizblock hervor.

»Ich nehme auch gleich die Reservierungen fürs Abendessen entgegen. Der Speisewagen öffnet um halb sechs. Wenn Sie Ihre Mahlzeit nicht dort einnehmen wollen, können Sie auch im Café im Salonwagen einen Imbiss bestellen. Das ist der Wagen hinter dem Speisewagen. Das Café ist in der unteren Etage. Die Treppe dorthin ist ungefähr in der Mitte, auf der rechten Seite. Sie müssen Tyrone – er ist der Salonwagenbegleiter – nur Ihre Fahrkarte zeigen und ihm sagen, Sie hätten nicht im Speisewagen gegessen. Dort ist für Schlafwagenpassagiere alles gratis.«

»Ich esse im Speisewagen. Wie wär es mit sieben Uhr?«

Regina notierte die Zeit und seinen Namen.

»Während Sie essen, mache ich Ihr Bett. Und an der Treppe, die Sie raufgekommen sind, stehen Mineralwasser, Kaffee und Fruchtsaft bereit. Ich fülle regelmäßig nach, sodass alles stets frisch ist. Bedienen Sie sich nur.«

»Gibt es im Speisewagen irgendwelche Bekleidungs-vorschriften?«

Regina lächelte belustigt. »Also, ich habe dort schon alles an Kleidung gesehen, was man auf einer Eisenbahnreise tragen kann.« Bildete Tom es sich nur ein, oder zuckte ihr Blick für einen Moment viel sagend in Agnes Joes Richtung? »Aber die meisten Leute lieben es

lässig-elegant. Wir haben viele Familien mit kleinen und größeren Kindern im Zug. Was Sie im Augenblick tragen, ist völlig in Ordnung.«

»Mehr wollte ich gar nicht wissen.«

Er sprach mit Regina über die winzigen Ausmaße seiner Duschtoilette, und sie klärte ihn darüber auf, dass die größeren Abteile mit Umkleideraum sich in der unteren Etage befänden und nach dem Prinzip »Wer zuerst kommt, mahlt zuerst« verteilt wurden.

»Die meisten der körperlich ein wenig stärker entwickelten Fahrgäste bemühen sich darum«, fügte sie diplomatisch hinzu.

Als sie aufstand, um das Abteil zu verlassen, sagte Tom: »Ich bin Journalist und will einen Bericht über meine Eisenbahnfahrt quer durchs Land schreiben.«

Das schien sie zu interessieren. »Wie fahren Sie denn weiter? Mit dem Empire Builder nach Seattle, dem California Zephyr nach San Francisco oder mit dem Southwest Chief nach LA?«

»Mit dem Southwest Chief nach LA.«

»Großartig! Der Chief ist ein wundervoller Zug mit bewegter Geschichte. Sie werden dort interessante Leute treffen. Das wird eine tolle Fahrt. Die meisten Angestellten, die auf dem Chief eingesetzt werden, wollen gar nicht mehr dort weg.«

Tom holte seinen Schreibblock hervor und machte sich ein paar Notizen. »Wie Sie es beschreiben, hört es sich beinahe *so* an, als wäre der Zug ein lebendes Wesen.«

»Nun, auf gewisse Art und Weise sind Züge das auch. Man verbringt so viel Zeit darin, dass man ihre Eigenarten, Stärken und Schwächen rasch kennen lernt. Einige Züge sind wild und temperamentvoll, andere sind

versöhnlicher, nachgiebiger. Es ist beinahe so, als hätte man eine Beziehung mit ihnen. Ich weiß, das klingt seltsam, aber so ist es nun mal.«

»Hmm, wenn ich an einige meiner früheren Beziehungen denke, wäre ein Rendezvous mit einer hundert Tonnen schweren Diesellok sicher eine angenehme Abwechslung gewesen.«

Regina lachte. »Meine Mutter, Roxanne, arbeitet auf dem Southwest Chief als Chefin des Bordservice. Sie ist dort sozusagen der Big Boss. Ich treffe sie, sobald wir in Chicago sind, und sag ihr Bescheid, dass Sie mit ihr fahren. Wenn Ihnen jemand Geschichten erzählen kann, dann meine Mom.«

»Ist das üblich? Ich meine, arbeiten viele Familien bei Amtrak?«

»Nun, bei mir sind's meine Mutter und eine ganze Schar von Onkeln und Tanten, Cousinsen und Vettern. Sie sind überall verstreut. So bin ich erst darauf gekommen, selbst bei der Eisenbahn anzufangen. Übrigens ist auch mein Sohn bei Amtrak angestellt. Er ist beim Wagenreinigungsdienst.«

Tom schaute sie verblüfft an. »Ihr Sohn? Sie sehen aus, als hätten Sie gerade die Highschool hinter sich.«

»Agnes Joe hat Recht. Man muss sich wirklich vor Ihnen in Acht nehmen.« Sie lächelte. »Trotzdem, danke für das Kompliment. Manchmal hat man sehr berühmte Leute als Fahrgäste. Sänger, Sportler, Filmstars ... die sind alle sehr nett, die meisten jedenfalls.«

Ihre Miene wurde ernst. »Wo ich herkomme, ist es etwas ganz Besonderes, bei der Eisenbahn zu arbeiten. Die Leute schauen zu einem auf. Es ist eine Auszeichnung, wissen Sie?«

Tom nickte. Ein interessanter Aspekt! Er würde ihn in

seine Geschichte einfließen lassen.

»Ob auch anderes Zugpersonal bereit ist, mit mir zu reden? Was meinen Sie?«, erkundigte er sich.

»Na klar, ich sag den anderen Bescheid. Jeder, der auf einem Zug arbeitet, hat eine Menge zu erzählen.«

»Das glaube ich gern.«

Als sie ging, spürte Tom, wie der Zug anrollte. Dieselelektrische Lokomotiven haben kein Getriebe; daher brauchen keine Gänge geschaltet zu werden, und die Beschleunigung erfolgt völlig ruckfrei und viel sanfter und glatter als beim technisch ausgereiftesten Automobil. Tom blickte auf die Uhr. Es war Punkt 16:05. Der legendäre Capitol Limited, mit Tom Langdon und seiner Mission, hatte sich auf die Reise gemacht.

KAPITEL 5

Von der Fahrdienstleitstelle freigegeben, glitt der Capitol Limited die mit Stahl- und Holzschwellen befestigte Rollbahn hinunter und hob sauber ab. Er kippte seine mit rostfreiem Stahl ummantelten Schwingen leicht nach links, dann nach rechts, grüßte einen vorbeifliegenden Vogelschwarm, scheuchte ein Nest von Lobbyisten hoch, die in der Nähe des Kapitols beisammenhockten und finstere Pläne schmiedeten, und zog los Richtung Westen wie Mark Twain während seiner Pubertät. Der junge Sam Clemens hatte die Reise von Missouri ins Nevada-Territorium in einer schaukelnden Überlandpostkutsche unternommen. Dabei hatte er nachts auf Postsäcken geschlafen und tagsüber, nur mit seiner Unterwäsche bekleidet, neben dem Kutscher hoch oben auf dem Bock gesessen. Er sah viel Schönes und Einzigartiges, schlug sich aber auch mit Salzwüsten, störrischen mexikanischen Gäulen, schlechtem Essen und Langeweile herum, während Tom Langdon von Tausenden Tonnen schäumender Pferdestärken gezogen wurde und sich eines behaglichen Bettes, einer eigenen Toilette und Agnes Joes im Zimmer nebenan erfreuen konnte. Tom wusste allerdings noch nicht, ob er oder Mark Twain sich für das bessere Reiseprogramm entschieden hatten.

Er rief Lelia übers Handy an. Er hatte ihr nichts von der Eisenbahnreise erzählt, weil er sie überraschen wollte. Sie war ebenfalls überrascht, aber nicht ganz so, wie Tom es sich vorgestellt hatte. Ihre Reaktion machte ihm ziemlich drastisch bewusst, dass sie beide im Moment durch ungefähr dreitausend Meilen voneinander getrennt waren.

»Du fährst mit einem Zug quer durch die Staaten?«, rief

Lelia in den Hörer. »Hast du den Verstand verloren?«

Als Tom hörte, *wie* sie es sagte, kam ihm der Gedanke, dass sie möglicherweise Recht hatte.

»Früher haben die Leute das auch getan, Lelia.«

»Klar, in der Steinzeit.«

»Ich mache die Fahrt wegen einer Geschichte über das Weihnachtsfest.« Den anderen Grund für diese Reise verschwieg er ihr, denn er hatte noch keine Vorstellung, welche Rolle Lelia in seiner Zukunft spielen sollte - jene Zukunft, über die er sich auf dieser Reise klar werden wollte.

»Ich habe einen Privatjet gechartert«, sagte Lelia, »der um Punkt sechs am Weihnachtsabend startet.«

»Ich hab meine Skier dabei und werde pünktlich sein. Der Zug ist morgens in LA.«

»Und wenn er sich verspätet?«

»Ich bitte dich, Lelia. Wir reden hier von der Eisenbahn. Wir halten hier, wir halten da, Fahrgäste steigen aus, Fahrgäste steigen ein, und dann geht's weiter, und wir sind pünktlich in Los Angeles.«

Er hörte, wie sie einen langen Seufzer von sich gab. Das tat sie neuerdings des Öfteren. Sie beide führten eine scheinbar ideale Beziehung. Sie waren nicht gezwungen, sich jeden Tag auf der Pelle zu hängen und sich über Themen wie Kochen und Hausputz auseinander zu setzen oder sich darüber zu streiten, wie man eine Zahnpastatube richtig aufrollt oder wer welches der zwei Waschbecken im Badezimmer benutzt, sodass dies alles keinerlei zerstörerische Wirkung auf das ansonsten durchaus glückliche Paar ausüben konnte. Sie aßen meist auswärts, unternahmen lange romantische Spaziergänge am Strand von Santa Monica, gingen auf der Fifth Avenue shoppen,

schliefen bis mittags und sahen einander dann für ein, zwei Monate nicht mehr. Würden mehr Ehen auf ähnliche Weise geführt, wäre die Scheidungsrate erheblich niedriger, da war Tom sicher. Deshalb fragte er sich, wie er sich die vielen Seufzer erklären sollte, die er in letzter Zeit von Lelia zu hören bekam.

»Sieh bloß zu, dass du herkommst. Ich habe keine Lust, die Pläne der anderen in Unordnung zu bringen.«

»Der anderen? Welcher anderen?«

»Der Leute, die mit uns nach Tahoe fliegen.«

Das war eine Neuigkeit, die wie ein Blitz aus heiterem Himmel für ihn kam. »Welche Leute?«

»Freunde aus der Branche – mein Agent, mein Manager und noch ein paar Bekannte. Wir haben doch darüber gesprochen.«

»Nein, haben wir nicht. Ich dachte, wir beide wären allein, wie die letzten beiden Jahre.«

»Ja, schon, aber ich dachte mir, es wäre ganz nett, wenn wir mal was anderes machen.«

»Was soll das denn heißen? Dass du dich langweilst, wenn du mit mir allein bist?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Das brauchst du auch nicht. Diese Kompanie wildfremder Menschen, die du zu Weihnachten eingeladen hast, drückt es klar und deutlich aus.«

»Ich möchte jetzt nicht darüber diskutieren. Ich hielt es nur für ganz lustig, mit ein paar netten Leuten gemeinsam die Weihnachtstage in Tahoe zu verbringen. Außerdem kennst du die meisten – es sind keine Fremden. Und es ist ja auch nicht so, dass wir nicht mal allein sind. Ich habe ein gemeinsames Zimmer für uns gebucht, Liebling. Und ich hab einen Teddy gekauft, nur für dich. Er ist die

Verpackung für ein ganz spezielles Weihnachtsgeschenk«, fügte sie mit leicht atemloser Stimme hinzu. Tom verspürte ein verräterisches Kribbeln in der Lendengegend. Kein Wunder, dass diese Lady mit ihrer Stimme ein Vermögen scheffelte.

Es hatte Tom schon immer gestört, dass Frauen glaubten, sie könnten einen Streit mit einem Mann einfach dadurch für sich entscheiden, indem sie an seine primitiven Instinkte appellierten und ihm ungeahnte fleischliche Genüsse verhiessen. Es war nichts anderes als das im Kampf der Geschlechter eingesetzte Äquivalent eines nuklearen Präventivschlags. Tom hielt es nicht nur für unfair, er hielt es für eine Missachtung der gesamten männlichen Weltbevölkerung, Trotzdem hörte er sich erwidern: »Ach, Schatz, ich will mich ja auch nicht mit dir streiten. Ich bin rechtzeitig da, ich schwör's.«

Er unterbrach die Verbindung und hatte für einen kurzen Moment eine Vision erotisch aufreizender Teddys. Manchmal bin ich schon ein komischer Kauz, dachte er trübsinnig.

Während er sich weiterhin seiner Schwäche wegen Selbstvorwürfe machte, hörte er draußen auf dem Gang Geräusche, die auf eine heftige Bewegung schließen ließen. Als Tom den Vorhang zur Seite schlug und die Abteiltür öffnete, um nachzuschauen, erhaschte er von der Gruppe, die soeben vorbeigekommen war, bloß noch einen letzten Blick auf einen Arm und ein Bein. Obwohl es nur ein kurzer Blick war, kam ihm an dem Arm irgendetwas vertraut vor, An dem Bein ebenfalls. Er vermutete, dass die Gruppe zu einem anderen Teil des Zuges unterwegs war, in dem sich die Schlafabteile der VIPs befanden, die natürlich in Erster-Klasse-Behausungen untergebracht waren. Tom dachte kurz daran, der Gruppe zu folgen, um sich zu vergewissern, ob

es sich tatsächlich um die Insassen der Limousine handelte, sagte sich dann aber, dass er sich auch später darum kümmern konnte.

Er machte es sich auf der Sitzbank bequem und schaute hinaus auf die vorübergleitende Landschaft. Bisher verlief die Fahrt störungsfrei, und das Geräusch der rollenden Waggonräder auf den Schienen hatte eine beruhigende Wirkung. Es war kein Rattern mehr, wie man es von früher kannte. Es war eher ein Summen mit regelmäßig wechselnder Tonhöhe. Es tat richtig gut, sich auch mal mit solchen gewichtigen Fragen beschäftigen zu können.

Der erste Bahnhof, an dem sie hielten, war Rockville, Maryland, knapp fünfundzwanzig Minuten nach der Abfahrt in Washington. In der Nähe von Rockville befand sich St. Mary's, eine schlichte weiße Kirche, die auf einem kleinen Hügel stand. Dort war F. Scott Fitzgerald begraben, nachdem er in seinem letzten Willen verfügt hatte, für immer in amerikanischer Erde zur Ruhe gebettet zu werden. Tom nahm sich vor, für seine spätere Grablegung ähnlich detaillierte Instruktionen zu hinterlassen. Dann holte er seinen Laptop hervor und formulierte erste Überlegungen und Beobachtungen für seine geplante Geschichte, wenngleich er bis jetzt noch nicht allzu viel gesehen und erlebt hatte. Sah man davon ab, dass er von Agnes Joe misshandelt worden war und Lelia ihn gedemütigt und seinen Urlaubsplänen einen empfindlichen Dämpfer verpasst hatte, war die Reise bisher ruhig und friedlich verlaufen.

Schließlich machte Tom sich auf die Suche nach irgendjemandem, mit dem er sich unterhalten konnte. Als er losmarschierte, setzte auch der Zug sich wieder in Bewegung, und Tom stützte sich an der Wand des Gangs ab, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Jemand hatte Weihnachtsschmuck im Gang aufgespannt; an der Wand

in der Nähe der Verbindungstür zwischen den Waggons hing sogar ein Adventskranz.

Als Tom an Abteil A vorbeiging, kam der ältere Geistliche heraus, den er bereits im Wartesaal gesehen hatte, und prallte gegen ihn, als der Zug beschleunigte.

»Hallo, Father«, sagte Tom und nutzte das Händeschütteln, um den älteren Priester vor einem unsanften Sturz zu bewahren. Toms einstige große Liebe, Eleanor Carter, war katholisch; stets hatten sie und Tom die Gottesdienste besucht, ganz gleich, wo sie beide sich damals in der Welt herumgetrieben hatten. Eleanor hatte oft gescherzt, sie würde niemals den Versuch aufgeben, Tom zu missionieren, um seine Seele davor zu bewahren, »spirituell amputiert« zu werden, was nichts anderes bedeutet hätte, als dass besagte Seele in der Hölle zu landen drohte.

Tatsächlich hatte Tom während seiner High-School-Zeit eine Zeit lang selbst Priester werden wollen. Als Jugendlicher war er mager und linkisch gewesen, da er zu schnell gewachsen war und seine Muskeln und Sehnen und seine Koordinationsfähigkeit nicht Schritt halten konnten. Diese Tatsache – und eine heftige und hartnäckige Akne – hatten dafür gesorgt, dass er bei seinen Mitschülern ziemlich unbeliebt gewesen war. Infolgedessen hatte er von einem Leben geträumt, das von Einsamkeit, Meditation und Gebet bestimmt wurde. Nur zwei Dinge hatten ihn davon abgehalten: Er war nicht katholisch, und dann war da dieses unselige Keuschheitsgelübde. Nachdem er sich eingehend über den Zölibat informiert hatte, wollte er doch lieber Rockstar werden.

»Mittlerweile pensioniert und nicht mehr im Dienst«, sagte der heilige Mann freundlich. »Allerdings kleide ich mich immer noch wie ein Priester, da ich keine anderen Sachen besitze außer einem schokoladenbraunen

Polyester-Freizeitanzug aus den Siebzigern, für dessen Erwerb ich immer noch um Vergebung bitten muss.«

»Einmal Priester, immer Priester.«

»Ich bin Father Paul Kelly.«

»Tom Langdon. Sie verbringen das Weihnachtsfest in Chicago?«

»Nein, ich fahre nach Los Angeles. Meine Schwester und ihre Kinder und Enkel leben dort. Ich verbringe die Feiertage in ihrem Kreis.«

»Ich habe das gleiche Ziel. Sie nehmen sicher den Southwest Chief, nicht wahr?«

»Ja. Soviel ich gehört habe, werden wir durch eine Landschaft fahren, die man getrost als Gottes Meisterwerk bezeichnen kann.«

»Nach dem Dinner im Salon sehen wir uns bestimmt, Father. Dann können wir uns zusammensetzen und ein paar Zigarren den Garaus machen, die ich mitgebracht habe.« Tom hatte das Mundstück der Tabakspfeife bemerkt, das aus der Jackentasche des Priesters ragte.

Father Kelly belohnte Tom mit einem verschmitzten Lächeln und legte ihm eine Hand auf den Arm. »Es stimmt schon, was man sich so erzählt, mein Sohn – Eisenbahnen sind in der Tat das zivilisierteste Mittel, von einem Punkt des Landes zum anderen zu gelangen, nicht wahr? Und vielleicht bekommen wir ja auch diese Filmleute zu Gesicht«, fügte er hinzu.

»Welche Filmleute?«

Father Kelly beugte sich näher zu Tom und blickte sich argwöhnisch um. Offenbar fürchtete er potenzielle Lauscher. Tom kam sich wie ein Undercoveragent der Baptisten oder Methodisten auf geheimer Mission in Rom vor, wo er einem schwatzhaften Priester bestens gehütete

kirchliche Geheimnisse aus der Nase zog, um später fürstlich honorierte, spotttriefende Artikel darüber zu schreiben und im Vatikan eine Lawine hysterischer Aktennotizen auszulösen.

»Diese Filmleute sind in der großen Limousine gekommen, die fast bis an den Zug herangefahren ist. Ich habe mich diskret erkundigt, um wen es sich handelt, weil ich von Natur aus neugierig bin – und weil Menschen sich nun mal dabei wohl fühlen, Priestern alle möglichen Dinge zu beichten. Glauben Sie mir, Tom, wenn Menschen sich etwas vorstellen können, dann beichten sie es, ganz gleich, ob sie es tatsächlich getan haben oder nicht. Und Gott sei Dank haben sie es meist nicht getan. Es sind zwei Personen, wie ich gehört habe. Die eine soll ein berühmter Regisseur oder Produzent oder so etwas sein – obwohl ich den Namen nicht herausfinden konnte –, die andere ist ein Star oder möglicherweise eine Drehbuchautorin. Sie nehmen diesen Zug, um unser schönes Land als Vorbereitung für einen Film zu durchqueren, den sie über eine solche Reise drehen wollen.«

Filmleute, dachte Tom. Ein Filmstar. Vielleicht war das der Grund, weshalb ihm an einer der Personen irgendetwas bekannt vorgekommen war. »Das ist wirklich ein erstaunlicher Zufall«, stellte er fest.

»Wie meinen Sie das?«, fragte Father Kelly.

Tom erzählte ihm, dass er eine Geschichte über die Eisenbahnfahrt schreiben wollte, was dem älteren Priester sehr zu gefallen schien. »Da haben Sie sich genau das richtige Thema ausgesucht. Ich bin im Laufe meines Lebens mit unzähligen Zügen gefahren und muss sagen, dass Eisenbahnen stets voller Überraschungen stecken.«

»Das wird auch mir allmählich klar«, sagte Tom.

KAPITEL 6

Nach seinem kurzen Gespräch mit Father Kelly durchquerte Tom den nächsten Teil des Waggons. Hier befanden sich die Standardabteile ohne eigene Toilette oder Dusche. Gemeinschaftstoiletten gab es in beiden Etagen; in der unteren gab es außerdem Gemeinschaftsduschen, wie Regina ihn aufgeklärt hatte. Tom hatte schon beschlossen, lieber diese zu benutzen; denn er wollte auf keinen Fall das Risiko eingehen, in der Dusche in seinem Abteil stecken zu bleiben. In der Luxusklasse des Schlafwagens lagen die Abteile auf der einen Seite, der Gang auf der anderen, während die Abteile in der Standardklasse kleiner waren und sich zu beiden Seiten des Waggons hinzogen, durch einen Mittelgang voneinander getrennt. Tom bemerkte, dass der Gang vor ihm durch zwei Hände versperrt wurde, die einander festhielten.

Als er näher kam, sah er, dass die Hände dem nervösen jungen Paar gehörten. Ihre Abteile lagen einander gegenüber – das des jungen Mannes rechts, das der Frau links, jeweils in Fahrtrichtung.

»Hallo! MUSS ich etwas bezahlen, um durchgelassen zu werden?«, fragte Tom belustigt.

Sie sahen ihn an und erwiderten sein Lächeln.

»Entschuldigen Sie«, sagte der junge Mann, während das Mädchen schüchtern den Blick senkte. Die beiden waren um die zwanzig und sahen mit ihren blonden Haaren und der glatten Haut wie Bruder und Schwester aus.

»Fahren Sie über Weihnachten auch nach Chicago?«

»Nicht ganz ...«, begann der junge Mann ein wenig

verlegen.

»Steve«, unterbrach die junge Frau ihn, »wir kennen ihn doch gar nicht.«

»Ich finde«, sagte Tom, »in einem Zug gelten besondere Regeln. Wir sitzen für die Dauer dieser langen Reise sozusagen in einem Boot. Das macht die Menschen um einiges mitteilsamer. Deshalb will ich gleich mal damit anfangen. Also, ich bin Journalist und schreibe einen Bericht über eine Transamerikafahrt. Das ist meine Geschichte. Und wie ist Ihre?«

Die beiden schauten einander an. Dann sagte Steve:
»Wir ... äh, wollen heiraten.«

Tom ging in die Hocke und hielt ihnen beide Hände entgegen. »Herzlichen Glückwunsch. Das ist ja toll! Übrigens, sagen Sie Tom zu mir.«

»Steve. Das ist meine Verlobte, Julie.«

»Sie wollen also in Chicago den Bund fürs Leben schließen.«

»Nein, wir heiraten im Zug«, sagte Steve.

»Im Zug? In diesem Zug?«

»Nein«, sagte Julie. »Im Southwest Chief, auf der Fahrt nach Los Angeles. Der Zug geht morgen Nachmittag.« Ihr Akzent klang für Tom nach Südstaaten, während Steves Tonfall auf New England schließen ließ.

»Das ist ja grandios! Ich fahre nämlich auch mit dem Chief.«

Tom hatte vor Jahren die Absicht gehabt, Eleanor einen Heiratsantrag zu machen, als sie mit dem Zug nach Frankfurt gefahren waren, nachdem sie den Kölner Dom besichtigt hatten. Sie hatten in einem Zweiter-Klasse-Abteil gegessen, obwohl sie Fahrkarten für die erste Klasse gelöst hatten, nur hatten sie es damals nicht

begriffen, weil ihr Deutsch nicht allzu gut war. Die Eisenbahnstrecke führte am Rhein entlang, und Tom hatte überlegt, welches der richtige Moment wäre, Eleanor die Frage aller Fragen zu stellen. Ursprünglich hatte er ihr im Dom einen Heiratsantrag machen wollen, doch dort hatte es von Touristen mit Fotoapparaten und schreienden Kindern nur so gewimmelt, und das war ihm dann doch nicht als der passende Rahmen erschienen. Er wollte diesen Schritt nur ein einziges Mal im Leben tun, und dann sollte alles perfekt sein.

Die ruhige Zugfahrt nach einem geschäftigen Tag mit ein, zwei Gläsern Pils, Kartoffelsalat und saftigen Würstchen im Magen, untermalt vom Mondschein, der vom legendären und romantischen Rhein reflektiert wurde ... das alles im Zusammenspiel schien einen geradezu perfekten Rahmen zu bieten.

Tom stellte sich vor, wie er sich mitten im Gang auf ein Knie sinken ließ, den Ring hervorholte, Eleanor seine Liebe beteuerte und sie gleichzeitig um ihre Hand bat. Sie würde weinen, und auch ihm würden die Tränen kommen. Und sämtliche auf Sparsamkeit bedachten deutschen Insassen der zweiten Klasse würden aufstehen und ihnen applaudieren; denn ein solches Heiratsantragsritual übersprang bekanntlich sämtliche sprachlichen und kulturellen Grenzen. Wenn sie in Frankfurt einträfen, würden völlig Fremde dem frisch verlobten Paar auf Deutsch oder in halbwegs gutem Englisch gratulieren und ihm alles Gute wünschen, und einige würden Tom sogar ein paar zerknüllte Geldscheine in die Hand drücken.

Aber nichts von alledem war damals geschehen, denn Tom hatte an diesem Tag nicht um Eleanors Hand angehalten, und auch an keinem anderen. Er hatte bloß auf seinem Platz gesessen, und der Ring in seiner Tasche hatte sich wie eine Kanonenkugel angefühlt. Er hatte es nicht

geschafft, ihn hervorzuholen und Eleanor auf den Finger zu stecken.

Tom konzentrierte sich wieder auf das junge Paar.

»Sind denn die Hochzeitsgesellschaft und Ihre Familien schon an Bord, oder treffen Sie erst in Chicago zusammen?«

Jetzt wandte Julie den Blick ab, und Steve befeuchtete seine Lippen mit der Zungenspitze. Offensichtlich hatte Tom einen wunden Punkt getroffen.

»Nun ja, eigentlich wissen unsere Familien gar nicht, dass wir ... äh ...«

»Dass Sie heiraten?«

»Genau. Sie wissen es nicht und wären auch nicht damit einverstanden«, sagte Julie, wobei sie sich mit dem Handrücken über die Augen wischte.

»Hör auf, Julie. Tom braucht das nicht zu hören.«

»Er hat aber gefragt!«, konterte sie heftig.

Steve sah Tom an und versuchte, den Sorglosen zu spielen. »Deshalb machen wir 's auf eigene Faust. Weil wir einander lieben.«

Doch Julie war noch nicht fertig. »Seine Familie ist nicht mit mir einverstanden. Nur weil ich aus einem winzigen Nest in den Appalachen komme, bin ich für die so was wie weißer Abfall. Okay, es stimmt, dass mein Dad seit seinem sechzehnten Lebensjahr im Bergwerk geschuftet und meine Mom nie die High School abgeschlossen hat«, sie funkelte Steve an, »und dass deine Eltern zur besseren Gesellschaft von Connecticut gehören. Aber meine Familie ist kein Müll! Sie ist mindestens so gut wie deine und«, fügte sie voller südstaatlichem Trotz hinzu, »in vieler Hinsicht sogar noch besser!«

Tom stellte fest, dass er mit seiner Vermutung, was

Julies Herkunft betraf, richtig gelegen hatte: das Virginia-Girl und der Connecticut-Boy. »Ist denn *Ihre* Familie mit der Heirat einverstanden?«, fragte er Julie und versuchte, die Spannung ein wenig abzubauen.

»Sie mögen Steve sehr, aber sie finden, dass ich zu jung bin. Steve und ich besuchen dasselbe College. Dort haben wir uns kennen gelernt. Meine Eltern wollen, dass ich die Schule beende, bevor ich heirate.«

»Hm, das ist verständlich, vor allem, wo Ihre Eltern selbst wohl nie die Chance hatten, ein College zu besuchen. Sie wollen sicher nur das Beste für Sie.«

»Das Beste für mich ist Steve.« Sie lächelte ihn an, und Tom hatte keinen Zweifel, dass dem jungen Mann zu Herzen ging, was Julie im Augenblick durchmachte. Die beiden mochten noch ziemlich jung sein, aber sie waren auf jeden Fall alt genug, um sich Hals über Kopf ineinander zu verlieben.

»Und ich *werde* das College abschließen«, fuhr Julie fort, »und dann studiere ich Jura an der Universität von Virginia. Ich werde meinen Eltern alle Ehre machen. Aber das tue ich nur als Steves Ehefrau.«

»Tja«, sagte Tom, »es ist Ihr Leben, und ich finde, Sie sollten dem Ruf Ihres Herzens folgen.«

»Danke, Tom«, sagte Julie und legte kurz eine Hand auf seinen Arm.

Wenn er selbst diesen Rat doch nur bei Eleanor befolgt hätte! Dann wäre sicher vieles anders. Ironischerweise hatten auch sie sich auf dem College kennen gelernt. Eleanor war eine von den blitzgescheiterten Intelligenzbestien, die mit sechzehn die High School und mit neunzehn das College beenden. Nach dem College hatten sie gemeinsam dem Enthüllungsjournalismus in den USA gefrönt und ein paar bedeutende Storys veröffentlicht, ehe

sie den Sprung ins Reporterdasein gewagt und sich als fliegendes Überseebüro eines frisch gegründeten Nachrichtendienstes hatten einstellen lassen. Dabei hatten sie Erfahrungen gemacht, die sicherlich für mehrere normale Menschenleben gereicht hätten. Sie hatten sich ineinander verliebt, wie Steve und Julie, und hätten sich ebenfalls verloben und möglichst schnell heiraten sollen. Doch zwischen ihnen war es so abrupt zu Ende gegangen, dass es Tom noch immer schrecklich schmerzte, sich ihre letzten gemeinsamen Augenblicke ins Gedächtnis zu rufen.

»Ist der Geistliche denn schon im Zug?« Tom war kurz der Gedanke gekommen, dass Father Kelly in offizieller Funktion an Bord war, doch der Priester hatte ja erklärt, er habe sich zur Ruhe gesetzt. Außerdem hätte er die bevorstehende Trauung sicherlich erwähnt.

Steve schüttelte den Kopf. »Der Priester steigt in Chicago zu. Die Zeremonie soll erst am nächsten Tag stattfinden. Unsere Braujungfer und unseren Trauzeugen treffen wir ebenfalls erst in Chicago.«

»Na, dann kann man Ihnen beiden nur viel Glück wünschen. Ich gehe davon aus, dass der ganze Zug eingeladen ist«, fügte er hinzu.

»Ja, sicher, und wir hoffen sehr, dass jeder erscheint«, sagte Steve.

»Stimmt«, meinte Julie ein wenig nervös, »sonst wird es nämlich eine ziemlich triste Feier.«

»So was sollte keiner Braut passieren. Ich werde kommen, Julie, und ich bringe alle meine Freunde aus dem Zug mit.« Zwar hatte Tom noch keine Freunde im Zug, aber konnte es so schwer sein, im Cap Freundschaften zu schließen? Schlimmstenfalls hätte er Agnes Joe in der Hinterhand.

»Im Salonwagen, gegen neun Uhr vormittags«, sagte Steve. »Die Station heißt La Junta.«

»Das ist Spanisch und bedeutet so viel wie ›Verbindung‹ oder ›Vereinigung‹«, erklärte Julie. »Für eine Trauung klingt das ziemlich passend.«

»Eins würde mich interessieren – warum ausgerechnet in einem Zug?«

Julie lachte. »Wahrscheinlich hört es sich albern an, aber als mein Großvater aus dem Zweiten Weltkrieg nach Hause kam, hat meine Großmutter ihn in New York City abgeholt. Sie hatten sich bereits vor dem Krieg verlobt, hatten die Trauung aber aufgeschoben, weil mein Großvater sich freiwillig gemeldet hatte.«

»Wäre es da nicht nahe liegender gewesen, dass sie heirateten, *ehe* er in den Krieg zog?«, fragte Tom.

Julie schüttelte den Kopf. »Großvater wollte sie nicht zur Witwe machen. Er meinte, wenn er den Krieg übersteht, wäre dies ein Zeichen Gottes, dass sie beide füreinander bestimmt seien.«

»Ein schöner Gedanke!«

»Wie das Schicksal es wollte, kam er tatsächlich heil aus dem Krieg zurück. Großmutter, die vier lange Jahre gewartet hatte, fuhr nach New York – mit der festen Absicht, so schnell wie möglich zu heiraten. Aber das wollten auch sehr viele andere Soldaten. Die beiden hätten wochenlang auf einen Geistlichen warten müssen. Deshalb bezahlten sie einen Priester, dass er in ihrem Zug mitfuhr. Sobald sie die Grenze von Virginia überschritten hatten, wurden sie getraut.«

»Ich nehme an, es hat sich für die beiden gelohnt.«

»Sie waren fünfundfünfzig Jahre verheiratet. Vor zwei Jahren sind beide gestorben – binnen einer Woche.«

»Dann wünsche ich Ihnen beiden das gleiche Glück«, sagte Tom.

»Glauben Sie wirklich, dass wildfremde Leute zu unserer Hochzeit kommen?«, fragte Julie.

Tom war nicht mehr als eine Zufallsbekanntschaft mit ziemlich eigenwilligen Ansichten über Trauungen und die Ehe –, aber ihm war dennoch klar, wie wichtig solche Wünsche für die Braut waren. Der Bräutigam dagegen hatte es vergleichsweise leicht. Er musste nur halbwegs nüchtern antreten, »Ja, ich will« sagen, die Braut küssen, während ein paar weibliche Gäste die eine oder andere Träne zerdrückten, und darauf achten, dass er nicht völlig wegtrat, bevor die offiziellen Pflichten der Hochzeitsnacht erfüllt und die Geldgeschenke gezählt worden waren.

Tom sagte: »Keine Bange. Züge haben ein gewisses Flair, das die Menschen viel aufgeschlossener macht. Außerdem haben Sie beide ein aufmerksames Publikum.«

Er wünschte dem jungen Paar noch einmal alles Gute und begab sich zu Tyrone ins Salonwagencafe, doch seine Gedanken kehrten sofort wieder zu Eleanor zurück. Nachdem sie ihn in Tel Aviv verlassen hatte, war er zutiefst verletzt, wütend und verwirrt gewesen. Er geriet in einen Zustand, in dem er nicht mehr zu vernunftbestimmtem Handeln fähig war. Als er sich endlich halbwegs erholt hatte und wieder klar denken konnte, war so viel Zeit verstrichen, dass er am Ende überhaupt nichts mehr unternahm, um Verbindung zu Eleanor aufzunehmen. Die Jahre darauf verstrichen wie im Flug, und Tom gelangte schließlich zu der Überzeugung, dass jeder Versuch, Eleanor zu erreichen, heftig und für ihn schmerzhaft zurückgewiesen würde. Er war sich sogar ziemlich sicher, dass sie längst jemand anderen geheiratet hatte.

Er schlenderte durch den Speisewagen und nickte den Angestellten, die dort hantierten und servierten, flüchtig zu. Sie alle trugen irgendetwas Weihnachtliches an ihren Uniformen und schienen eifrig damit beschäftigt zu sein, ein festliches Abendessen vorzubereiten, sodass Tom beschloss, sie nicht mit Fragen zu belästigen. Er setzte den Weg zum Salonwagen fort. Dort hatten es sich einige Fahrgäste gemütlich gemacht und saßen vor dem Fernseher. Andere blickten hinaus auf die vorbeihuschende Landschaft. Tom stieg die Wendeltreppe hinunter und traf auf Tyrone, den Salonwagenkellner.

Sein Arbeitsplatz war beengt, aber bestens aufgeräumt. An den Wänden befanden sich gekühlte Schrankfächer voller Sandwiches, Eiskrem und ähnlichen Leckereien. Außerdem gab es Glasschränke mit Kartoffelchips und anderem Knabberzeugs sowie heiße und kalte Getränke. Davor befand sich eine Ablage aus verchromten Stäben, auf der man sein Tablett entlangschieben konnte. Der Gang endete an einer Tür, hinter der sich, wie die Aufschrift verriet, der Rauchersalon befand.

Tyrone war um die dreißig und ungefähr so groß wie Tom. Er hatte Ähnlichkeit mit Elvis Presley, nur dass er schwarz war. Anfangs vermutete Tom, dass er ein Toupet trug, doch bei genauerem Hinsehen erkannte er, dass Tyrones Haarpracht echt war. Der Mann war tatsächlich ein Ebenbild des King, allerdings die Ebenholzversion. Tom gefiel diese Wirkung.

»Ich öffne in zwanzig Minuten, Sir«, sagte Tyrone. »Meine Ware wurde verspätet geliefert. Normalerweise habe ich längst geöffnet. Ich sag über die Lautsprecheranlage Bescheid.«

»Kein Problem, Tyrone. Regina sagte mir, ich könnte herkommen, wenn ich irgendwas brauche.«

Während Tyrone seine Waren ausbreitete, musterte er Tom voller Interesse. »Sind Sie der Schriftsteller, von dem Regina mir erzählt hat?«

»Genau. Der Schreiberling.«

»Cool. Was wollen Sie wissen?«

»Zuerst mal, warum Sie Elvis-Fan sind.«

Er lachte. »Die Frisur hat mich verraten, stimmt's, Mann? Immer sind es die Haare.«

»Ja, es war tatsächlich die Frisur.«

»Dank, danke, danke.« Tyrone machte einen eleganten kleinen Hüftschwung.

»Ich bin beeindruckt.«

»Ich kenne alle Songs von Elvis und sämtliche Posen. Für 'nen Weißen hatte der Typ das ziemlich gut drauf.«

»Arbeiten Sie schon lange auf diesem Zug?«

»Ich bin seit '93 bei Amtrak. Auf diesem Zug fahre ich jetzt sieben Jahre.«

»Ich wette, in der Zeit haben Sie eine Menge gesehen.«

»Das kann ich Ihnen flüstern. Ich habe Sachen erlebt – o Mann! Sobald die Leute in 'nem Zug sitzen, ist es so, als würden sie sämtliche Hemmungen ablegen. Ich weiß, wie chaotisch es manchmal in 'nem Flugzeug zugeht, wenn die Leute einen sitzen haben, aber diese Betrunknen sind nichts gegen die durchgeknallten Zugpassagiere. Wollen Sie ein Soda oder was anderes?«

»Nur wenn Sie nichts Stärkeres anzubieten haben, und das hoffe ich doch.«

Tyrone öffnete eine Flasche Bier und reichte sie Tom. Der lehnte sich an die Wand, um Tyrone weiter zuzuhören.

»Bei meiner ersten Fahrt auf diesem Zug in Richtung

Norden haben wir Pittsburgh gegen Mitternacht verlassen«, begann Tyrone, »als ich aus einem der Schlafwagen lautes Geschrei höre. Der Salonwagen ist geschlossen, und ich hab dienstfrei, aber ich gehe trotzdem rauf, weil für jeden Schlafwagen nur ein Begleiter da ist, und ich war der Neue und wollte meine Sache besonders gut machen. Also gehe ich rauf, und da sehe ich den Typen. Splitterfasernackt. Er treibt es auf dem Gang mit 'ner Mieze, die bloß in ein Handtuch gewickelt ist. Und dann ist da noch eine total durchgedrehte Lady im Pyjama, die dem Kerl an der Gurgel hängt, während Monica, die Schlafwagenbegleiterin, die Frau wegzuzerren versucht.«

»Was passierte dann?«

»Tja, die Sache war die, dass der nackte Typ mit seiner Geliebten erwischt worden war. Er hatte sie auf seine Kosten in ihrem eigenen Schlafwagenabteil mitfahren lassen, das zwei Türen von dem Abteil entfernt war, das er für sich und seine Missus gebucht hat. Ich glaube, der Alte kriegte den Hals nicht voll. Er hatte anscheinend versucht, seiner Frau 'ne Schlaftablette unterzujubeln, sodass er mit seiner Tussi ungestört rummachen konnte, aber die Lady hat geahnt, dass irgendwas im Busch war, und hat die Pille nicht geschluckt. Stattdessen ist sie ihrem Alten hinterhergeschlichen und hat ihn und die Mieze dabei erwischt, als sie voll zugange waren.«

»Und was geschah weiter?«

»Die Geliebte ist an der nächsten Station ausgestiegen. Den feurigen Liebhaber sah ich wenig später, als er sich in Chicago wie ein geprügelter Hund davonschlich.«

Während Tyrone erzählte und dabei weiter arbeitete, rutschte ihm eine Halskette aus dem Hemdausschnitt. Tom erkannte den Anhänger an der Kette.

»Sie haben das Purple Heart?«, fragte er. »Woher?«

»Aus dem Golfkrieg«, antwortete Tyrone und ließ die Kette wieder im Hemd verschwinden. »Ich war bei der Army. Hab mir in 'nem Bein ein paar Splitter eingefangen, als eine Salve unseren Bradley traf.«

»Ich habe über diesen Krieg berichtet. Die Kämpfe waren viel heftiger, als man den Berichten in der Heimat entnehmen konnte.«

»Kann man wohl sagen.«

»Ihnen gefällt die Arbeit hier, nicht wahr?«

»He, Mann, es ist bloß ein Job. Aber zugegeben, er macht auch Spaß. Ich hab so meinen eigenen kleinen Zeitvertreib entwickelt. Kopfrechnen. Addieren, subtrahieren, was die Gäste verzehren. Und ich unterhalte mich mit den Passagieren. Vor allem die Kids haben's mir angetan. Eisenbahnen und Kinder sind was ganz Besonderes, als wären sie füreinander geschaffen, wenn Sie verstehen, was ich meine.« Er redete weiter, während er seine Vorbereitungen fortsetzte.

»Drei Tage arbeit ich, dann hab ich vier Tage frei. So läuft das fürs Personal auf den Fernzügen. Auf den ganz langen Strecken, zum Beispiel auf dem Chief oder dem Zephyr, arbeitet man sechs Tage und hat dann acht Tage frei. Das klingt nach 'ner Menge Freizeit, und die hat man auch, aber sechs Tage hin und zurück, dauernd auf Achse, schlaucht auf Dauer ganz schön. Dann braucht man die Zeit, um sich zu erholen. Der Stress gehört nun mal zu diesem Job, aber ich liebe meine Arbeit trotzdem. Und die Crew ist ein super Team. Wir halten zusammen und helfen uns gegenseitig, wie bei einer Familie.«

»Wollen Sie für immer auf dem Gap bleiben?«

»Keine Ahnung. Am liebsten würde ich ja die Leiter weiter raufsteigen, dahin, wo man richtiges Geld machen kann.«

»Und wo ist das? Im Management?«

Tyrone lachte. »Management? Machen Sie Witze? Richtig Knete macht man mit der roten Mütze, als Zugführer. Die Typen scheffeln Dollars, als würden sie die Scheine selbst drucken.«

»Ich brauch einen Drink, und zwar sofort.«

Tom und Tyrone fuhren herum und erblickten den Sprecher, einen Gentleman in einem dreiteiligen Nadelstreifenanzug, für den die Welt absolut nichts Erfreuliches bereitzuhalten schien, wie seine Miene verriet.

Tyrone verdrehte die Augen. »Hallo, Mr Merryweather. Wie geht es Ihnen?«

»Mir geht es gar nicht gut, und ich will einen Drink. Scotch mit Soda on the Rocks. Sofort.«

»Ich habe noch nicht geöffnet, Sir. Wenn Sie sich noch ein wenig gedulden würden ...«

Merryweather machte einen Schritt nach vorn.

»Dieser Gentleman dort hat ein Bier, und ich vermute, er hat es von Ihnen. Wenn Sie sich also weigern, für mich, einen zahlenden Fahrgast, die Bar zu öffnen, dann«, er warf einen Blick auf Tyrones Namensschild, »dann, *Tyrone*, empfehle ich Ihnen, sich schon mal nach einem neuen Job umzusehen, weil Sie nämlich arbeitslos sind, sobald ich aus diesem Zug ausgestiegen bin.« Merryweather warf einen Blick auf seine protzige Armbanduhr. »Ich warte, Tyrone.«

»Gewiss, Sir. Ihr Scotch mit Soda kommt sofort, schon unterwegs.«

Tyrone mixte den Drink und reichte ihn dem Gast. Merryweather trank einen Schluck. »Mehr Scotch. Ihr Ganoven spart immer am Alkohol. Zweigen Sie von dem

Fusel für sich selbst was ab?«

»He«, mischte Tom sich ein, »regen Sie sich ab.«

Merryweather wandte sich ihm zu. »Wissen Sie zufälligerweise, wer ich bin?«

»Ja, eine Nervensäge. Und offensichtlich auch noch stolz darauf.«

Merryweather grinste so verkniffen, dass es aussah, als würde seine Miene jeden Moment einfrieren.

»Verraten Sie ihm, wer ich bin, Tyrone. Das wissen Sie doch, nicht wahr?«

»Okay, okay, ich schenke Ihnen Scotch nach. Schließen wir Waffenstillstand, ja?«

»Ich bin Gordon Merryweather, der König der Sammelklagen. Und wenn Sie weiter ein so großes Maul haben, zerre ich Sie vor Gericht und hole mir alles, was Sie besitzen. Aber so, wie Sie aussehen, dürfte das nicht viel sein.«

Tom machte Anstalten, sich mit geballten Fäusten auf den Burschen zu stürzen.

»Na los, schlagen Sie nur zu!«, meinte Merryweather. »Dann habe ich sogar noch das Vergnügen, Sie in den Knast zu bringen!«

Tyrone schob sich zwischen die beiden.

»He«, sagte er, »immer sachte. Bleiben Sie friedlich, meine Herren. Kein Grund, gleich auszurasen. Es ist Weihnachten. Sie fahren doch auch über die Feiertage nach Hause, Mr Merryweather, habe ich Recht? Zu Ihrer Frau und Ihren Kindern, nicht wahr? Ich wette, Sie bringen ihnen eine Menge Geschenke mit.«

»Ich bin geschieden. Meine Kinder sind verwöhnte Gören und verdienen weder meine Liebe noch meine Großzügigkeit.«

Nach diesen Worten marschierte Gordon Merryweather mitsamt seinem Whisky Soda davon. Als er ungefähr die Hälfte des Gangs zurückgelegt hatte, hörten sie ihn lachen.

Tom schaute Tyrone verblüfft an. »Eigentlich hatte ich damit gerechnet, dass er irgendwann ›Ist alles nur Spaß!‹ sagt.«

Tyrone schüttelte den Kopf. »Mit diesem Mann sollten Sie sich nicht anlegen. Er würde dafür sorgen, dass Sie sich die nächsten Jahre vor Gericht mit ihm herumschlagen müssten. Im Wörterbuch finden Sie sein Bild gleich neben dem Wort Albtraum.«

»Verstehen Sie es nicht falsch, aber warum fährt der König der Sammelklagen mit der Eisenbahn? Er kann sich doch sicher einen Privatjet leisten.«

»Soviel ich gehört habe, hat der stahlharte, gefährliche Mr Merryweather Angst vorm Fliegen. Ich wünschte, er würde sich seinen eigenen Zug kaufen und sich von meinem fern halten.«

»Tja, Tyrone, vielen Dank, dass Sie mich davon abgehalten haben, ihm seinen Scotch mitsamt Glas in den Hals zu rammen. Ich habe noch Pläne für mein Leben, in denen Gefängnisse eigentlich keine Rolle spielen.«

Tyrone lächelte. »Kein Problem. Gern geschehen.«

Tom erkannte, dass Tyrone es nun eilig hatte, seine Bar vorzubereiten, daher beschloss er, das Gespräch vorerst zu beenden. »Und vielen Dank für die Informationen und das Bier.«

»Kommen Sie nach dem Essen wieder her. Dann serviere ich die härteren Sachen.«

»Harte Sachen – das lob ich mir. Das sind genau die Drinks, die ich liebe.«

KAPITEL 7

Tom kehrte in sein Abteil zurück und schaute aus dem Fenster; es war Viertel nach fünf am Nachmittag und schon dunkel. Sie hatten soeben Harper's Ferry in West-Virginia passiert, ein Ort, welcher durch John Brown unsterblich gemacht worden war, der dort vor Ausbruch des Bürgerkriegs das nationale Munitions- und Waffenlager in die Luft gejagt hatte und anschließend am Galgen mit dem Leben dafür bezahlen musste, was ihm einen festen Platz in den Geschichtsbüchern einbrachte.

Bei Cumberland, Maryland, fuhr der Cap durch den Graham-Tunnel, der eine Länge von ungefähr sechshundert Metern hatte. Toms Eisenbahn-Informationsbroschüre zufolge befanden sich Einfahrt und Ausfahrt des Tunnels in West-Virginia. Doch aufgrund geheimnisvoller geografischer Eigenheiten und landvermesserischer Zufälle verlief der Tunnel selbst in Maryland. Der Cap fuhr außerdem durch den berühmten Cumberland Gap, eine natürliche Lücke in den Bergen, die früher von den Pionieren mit ihren Planwagen benutzt worden war, um auf dem Weg in die Prärie und zum Pazifik die Appalachen zu überwinden. Gäbe es diesen Spalt in den Felsen nicht, wäre Amerika vielleicht noch immer nicht mehr als eine Kette von dreizehn unterdrückten englischen Kolonien.

Nach Cumberland gelangte der Zug nach Lover's Leap. Dort hatte sich einer Legende zufolge eine indianische Prinzessin, der ihr Vater verboten hatte, einen amerikanischen Soldaten zu heiraten, vor Verzweiflung in eine Schlucht gestürzt. In seiner tiefen Trauer soll ihr Vater, der Häuptling, ihr angeblich gleich

hinterhergesprungen sein. Tom sagte sich, dass er Steve und Julie diese Geschichte lieber nicht erzählen sollte. Sie waren schon nervös genug.

Er hielt die Zeit für gekommen, sich die Filmleute näher anzusehen, schlug die andere Richtung ein, entfernte sich vom Speisewagen und gelangte in den anderen Schlafabteil-Abschnitt. Mittlerweile hatte er gelernt, mit dem Körper das Schwanken und Rucken des Zuges abzufangen, und voller Stolz stellte er fest, dass er kaum noch stolperte. Die Luxusabteile waren mit Buchstaben gekennzeichnet, während die Abteiltüren der Economy-Klasse nummeriert waren. Tom war sicher, dass die Hollywoodleute erster Klasse reisten, vor allem die berühmten und berüchtigten. Er schlenderte in der Hoffnung durch diesen Teil des Waggons, dass einer der Filmleute sich aus seinem Versteck wagte und mit ihm ins Gespräch kam und dass er vielleicht eine Rolle in einem neuen Kinohit ergatterte, eine Million Dollar Gage einheimste und selbst berühmt wurde.

Tom näherte sich dem ersten Abteil. Der Vorhang war sorgfältig zugezogen, sodass er nichts sehen konnte. Allerdings hörte er, dass sich drinnen jemand bewegte. Beim nächsten Abteil stand der Vorhang einen Spalt weit offen. Tom blieb stehen, vergewisserte sich, dass er unbeobachtet war, und warf einen raschen Blick hinein. Das Abteil war zu einem Büro umfunktioniert worden. Ein Laptop stand aufgeklappt auf einem kleinen Tisch; daneben befand sich etwas, das wie ein kleiner Drucker aussah. Beides war an eine Steckdosenleiste mit Überspannungsschutz angeschlossen. Ein junger Mann mit Bürstenhaarschnitt und in einem schwarzen Rollkragenspullover ging in dem kleinen Raum auf und ab. Als der junge Bursche sich umdrehte, konnte Tom erkennen, dass er ein Headset trug, das mit einem Handy in einer

Gürtelhalterung verbunden war.

Das konnte doch wohl nicht der berühmte Regisseur sein? Nicht dass Tom wusste, wie ein Regisseur überhaupt aussah, doch dieser junge Mann machte irgendwie nicht den richtigen Eindruck. Demnach musste es sich bei ihm entweder um den Star oder den Drehbuchschreiber handeln. Tom tippte auf den Drehbuchschreiber; schließlich hatte der Bursche einen Computer und einen Drucker. Und er schien einer dieser jungen, hippen Schreibkünstler zu sein, wie sie in Hollywood zurzeit gefragt waren. Wie allgemein bekannt, wurde jedem über dreißig offiziell das Recht auf Coolness abgesprochen und stattdessen ein unmoderner Haarschnitt und ein Paar orthopädischer Schuhe verpasst.

Tom ging zum nächsten Abteil. Er wollte gerade einen Blick hineinwerfen, als ein Mann die Tür aufschob und beinahe mit ihm zusammenstieß.

»Verzeihung«, sagte er. Tom blickte auf die nicht angezündete Zigarette in der Hand des Mannes. »Ich habe gerade erfahren, dass in meinem Abteil das Rauchen verboten ist«, erklärte er.

Tom taxierte den Mann mit raschem Blick von Kopf bis Fuß, eine alte Reportergewohnheit. Der Fremde war mittelgroß, Anfang sechzig und schlank, aber mit einem ersten leichten Bauchansatz. Er hatte volles, silbergraues Haar, eine gesunde kalifornische Weihnachtsbräune und war elegant und teuer gekleidet: schwarze Hose, weißes Seidenhemd, Tweedsakko und Bruno-Magli-Schuhe. Tom witterte in dem Burschen sofort den zufriedenen, sorglosen Gagenmillionär.

»In der unteren Etage gibt es einen Rauchersalon«, ließ Tom den Mann wissen.

»Dann werde ich ihn aufsuchen. Hab schon an die

hundert Mal versucht, dieses Laster aufzugeben, und alles ausprobiert – Pflaster, sogar Hypnose. Alles für die Katz.«

»Ich habe früher zwei Schachteln am Tag geraucht, aber jetzt reicht mir gelegentlich eine gute Zigarre.«

Das schien das Interesse des Mannes zu wecken.

»Und wie haben Sie das geschafft?«

»Mein Leben hing davon ab.«

»Verstehe. Wer will schon an Lungenkrebs sterben?«

»Nein, so habe ich das nicht gemeint. Ich war mal Nachrichtenkorrespondent in Übersee und gehörte zu einem Konvoi von Journalisten, die von Guerillas angegriffen wurden. Einer der Wagen vor uns wurde getroffen. Unsere Wächter rieten uns, ganz ruhig zu bleiben. Dann explodierte vor uns ein Laster. Die Wächter sagten, wir sollten ruhig Blut bewahren und nichts tun. Dann schlug dicht neben uns eine Granate ein. Bumm! Wieder sagten die Wächter, wir sollten Ruhe bewahren. Und dann sprangen sie raus und rannten in Deckung.«

»Mein Gott! Und was ist dann passiert?«

»Offensichtlich hatten die Angreifer uns im Visier. Wir hatten keine Lust, zu warten, bis sie uns mit einem Volltreffer erwischten. Also sprangen wir alle raus und rannten in die Berge. Ein Typ von Reuters, um die fünfzig und starker Raucher, hat's nicht geschafft. Er kippte einfach um, wahrscheinlich Herzinfarkt.«

»Haben Sie ihm geholfen?«

»Hätte ich gern, aber ich schleppte gerade jemanden aus der Schusslinie. Jemanden, der sich den Knöchel verstaucht hatte und keinen Schritt mehr gehen konnte. Ich kämpfte mich den Berg hoch, und mein Herz und meine Lunge fühlten sich an, als würden sie jeden Moment platzen. Es kam mir vor, als müsste ich für jede Zigarette

büßen, die ich je geraucht hatte. Aber wir schafften es immerhin bis ins Lager unserer Leute, wenn auch nur ganz knapp.«

»Und der andere Knabe?«

»Ich hoffe, dass der Herzinfarkt ihn erlöst hat, ehe die Guerillas ihn fanden. Es war bekannt, dass sie mit ihren Feinden nicht gerade sanft umsprangen. Seitdem habe ich keine Zigarette mehr angerührt«, sagte Tom. »Diese Methode des Abgewöhns würde ich natürlich nicht jedem empfehlen. Sie könnte verheerende Nebenwirkungen haben.«

»Das denke ich auch. Eine tolle Story. Sie sind Kriegsberichterstatter, nicht wahr?«

»Nicht mehr. Das gefährlichste Thema, über das ich in letzter Zeit geschrieben habe, war, wie man Wandschränke so aufteilt, dass auch der Ehemann ein bisschen Platz für seine Sachen darin findet. Oder ich lasse mich über potenzielle Katastrophen beim heimischen Grillabend aus.«

Der Mann lachte und streckte ihm die Hand entgegen. »Das ist gut. Wirklich gut. Übrigens, ich bin Max Powers.«

Tom hatte längst das Gefühl, den Mann zu kennen, und als dieser nun seinen Namen sagte, wusste Tom, wen er vor sich hatte: den berühmten Regisseur, der zu den Top Ten der einflussreichsten Persönlichkeiten Hollywoods zählte. Wenngleich er für seine ungemein erfolgreichen Kassenschlager bekannt war, hatte er auch einige Filme abgeliefert, die sogar den strengsten Kritikern ein Lob hatten abringen können. Außerdem war er mehrmals für den Oscar nominiert worden und hatte die begehrte Trophäe im Jahr zuvor tatsächlich erhalten.

»Tom Langdon. Ich habe viele Ihrer Filme gesehen, Mr

Powers. Sie verstehen sich darauf, eine Geschichte zu erzählen. Das finde ich viel wichtiger als all den hochgestochenen Krempel, an dem die Kritiker sich so gern berauschen.«

»Danke. Genau das versuche ich immer wieder: eine Geschichte zu erzählen. Und sagen Sie ruhig Max zu mir.« Er ließ die ungerauchte Zigarette in seiner Hemdtasche verschwinden und schaute sich verschwörerisch um. »Wir versuchen gerade, eine Story über diese Art der Beförderung zusammenzustoppeln.«

»Vielleicht, weil Züge in der heutigen Zeit wieder etwas Besonderes sind?«

»Richtig. Autos können Sie vergessen! Genervte Fahrer, verstopfte Highways, und an den Raststätten Fast Food bis zum Umfallen. Vielen Dank. Und Flugzeuge sind unpersönlich und eine Plage. Ich fliege gar nicht gern, aber in meinem Job bleibt einem manchmal nichts anderes übrig. Einmal kam ich von Cannes, und die Maschine geriet in heftige Turbulenzen. Weil ich so nervös war, habe ich mich auf die Toilette verzogen und mir eine Zigarette angezündet. Es kam, wie es kommen musste. Der Rauchmelder spielte verrückt, und als wir landeten, wurde ich sofort ins Gefängnis gesteckt. Ab in den Knast, nur weil ich mir eine filterlose Mentholzigarette reingezogen hatte! Hat mich dreißig Riesen für die Anwälte gekostet, und ich muss immer noch etliche Stunden Sozialdienst ableisten!«

Er beruhigte sich wieder. »Da sind Eisenbahnen wirklich ganz was anderes. Ich bin in Kalifornien geboren, und mein alter Herr war Schaffner auf der Santa-Fe-Strecke, als Züge noch die klassische Art des Reisens waren. Er hatte es öfters einrichten können, dass ich vorn auf der Lok mitfahren durfte. Ich kann Ihnen sagen – es gibt kein großartigeres Gefühl. Seitdem weiß ich, dass es einiges

über Eisenbahnen zu erzählen gibt, und ich denke dabei nicht an die Streifen, die schon darüber gedreht wurden. Jetzt habe ich endlich die Gelegenheit, es selbst einmal zu versuchen.«

Tom erzählte ihm von der Reportage, für die er recherchierte, und von den Eindrücken, die er bereits gewonnen hatte. »Es geht nicht darum, möglichst schnell von A nach B zu kommen. Nicht der Abfahrts- und Ankunftsart zählen, sondern die Fahrt. Der Weg ist das Ziel«, sagte er. »Man muss sich nur die Zeit nehmen, es zu erkennen. Dieser Zug ist wie ein Lebewesen, das man eingehend betrachten und dem man aufmerksam zuhören sollte. Es ist ein Wesen, das fühlt und atmet – man muss nur lernen, sich auf seinen Rhythmus einzustimmen.« Tom fragte sich, woher diese Sprüche kamen, aber er hatte sie tatsächlich gesagt. Vielleicht übte der Capitol Limited eine besondere Wirkung auf ihn aus.

Max ergriff Toms Arm. »Sie verstehen genau, worauf ich hinauswill.« Er schlug sich plötzlich mit der flachen Hand vor die Stirn. »Ich hatte gerade eine grandiose Erleuchtung. So was passiert mir immer wieder, Tom. Sie sind Journalist, kennen praktisch die ganze Welt, und Sie fahren mit diesem Zug, um während der Feiertage den Puls Amerikas zu spüren.«

»Und weiter?«, fragte Tom vorsichtig. Er hatte keine Ahnung, worauf das Ganze hinauslief, doch Max Powers schien berauscht von seinem Geistesblitz.

»Ich hab zwar schon jemanden für die Story, aber Sie beide sollten sich zusammentun – ich meine, für diese Fahrt, zum Recherchieren. Sie könnten Ihre Notizen austauschen, Geschichten, die Sie gehört haben, Ideen entwickeln, etwas in dieser Richtung. Selbstverständlich bezahle ich Sie.«

»Aber ich arbeite schon an einer Geschichte.«

»Das ist ja das Schöne. Schreiben Sie Ihre Story! Aber das, was Sie darin unterbringen, kann dazu beitragen, der Geschichte Leben zu verleihen. Das ist doch ideal! Zwei Fliegen mit einer Klappe, Sie verstehen?«

Tom nickte. Allerdings verspürte er kein großes Verlangen, mit einem achtzehnjährigen Spielkind mit Headset zusammenzuarbeiten. Tom war weder besonders jung noch besonders hip, und wenn der Knabe ihn auch nur einmal »Süßer« nannte oder sich mit »Ciao!« anstatt einem schlichten »Goodbye« verabschiedete, würde er ziemlich unangenehm werden. Zu Toms Verwunderung führte Max ihn am Abteil mit dem Headset tragenden Junior vorbei und klopfte an die Tür des ersten Abteils.

»Kann ich reinkommen? Ich bin's, Max.«

Die Tür glitt auf – und in diesem Moment hatte Tom das Gefühl, als würde sämtliche Luft aus seinem Körper gesogen. Als Eleanor Carter ihn anblickte, hörte er nichts mehr von dem leisen Pulsieren und Summen der Räder des mächtigen Capitol Limited auf den silberglänzenden Schienen.

KAPITEL 8

Max stellte vor: »Eleanor Carter – Tom Langdon. Tom, das ist Eleanor.«

Weder Tom noch Eleanor brachten ein Wort hervor. Sie starrten einander so lange an, dass Max schließlich fragte: »Äh ... kennen Sie sich?«

»Ist viele Jahre her«, antwortete Eleanor rasch.

Sie war noch schöner als beim letzten Mal, als Tom sie gesehen hatte – und schon damals hatte die Messlatte sehr hoch gelegen. Eleanor war groß und immer noch schlank, und sie hatte ihr kastanienbraunes Haar nicht kurz geschnitten, wie viele Frauen um die vierzig es gern tun: Ihr Haar war noch schulterlang und sexy. Sicher, in ihrem Gesicht waren einige Fältchen mehr, aber sogar die wirkten auf eine Weise attraktiv, wie eine glatte, makellose Haut es nie sein konnte, und waren wie ein Beweis dafür, dass die Besitzerin tatsächlich gelebt hatte. Und die großen grünen Augen besaßen noch immer eine Kraft und Intensität, dass Tom unwillkürlich nach einer Sitzgelegenheit suchte, ehe der Blick dieser Augen ihn umhaute. Eleanor trug eine graue Wollhose, elegante schwarze Schuhe mit flachen Absätzen und einen weißen Pullover über einer blauen Bluse, deren Kragen oben herausschaute.

Tom erinnerte sich deutlich, wie er Eleanor das erste Mal auf dem Campus gesehen hatte. Sie trug damals sehr kurze Shorts, die ihre langen Beine überaus reizvoll zur Geltung brachten, einen roten, ärmellosen Pulli, Flipflops und ein gelbes Kopftuch im Haar. Er hatte einfach nicht den Blick von ihr wenden können – und das hatte er in den darauf folgenden fünfzehn Jahren nur sehr selten getan.

Nachdem beide ihr Studium der Journalistik beendet hatten, beschlossen sie, sich zusammenzutun. Ihr erster Auftrag für eine kleine Zeitung in Georgia bestand darin, dem legendären Reverend Little Bob Humphries auf dessen Tournee durch den tiefen Süden von Anniston, Alabama, bis Tupelo, Mississippi, und in jedes winzige Provinznest dazwischen zu folgen. Reverend Bob in seiner Kostümierung – weißer Anzug, weiße Schuhe und sehr breiter weißer Gürtel – konnte die Kranken heilen, die Zornigen besänftigen, die Trauernden trösten und die Bösen vor dem Fegefeuer retten, und alles in einer einzigen Sitzung und für jeden halbwegs nennenswerten Geldbetrag (nämlich alles, was der Gläubige in den Taschen hatte). Man konnte den letzten Cent verstecken, wo man wollte, Reverend Bob fand ihn und erleichterte einen darum, wobei er einen Charme und eine so traurigvorwurfsvolle Miene an den Tag legte, dass man sich tatsächlich für den Versuch schämte, ihm das Geld vorenthalten zu wollen.

Der heilige Mann fuhr einen nach eigenen Maßen und speziellen Wünschen gebauten Chevrolet Impala. Es war der größte Chevy, den Tom je gesehen hatte – was vor allem an dem gigantischen Kofferraum lag, denn der fromme Prediger akzeptierte ohne jeden Anflug von Scham als milde Gabe für sein Wirken schlichtweg alles, von offizieller Währung über gepökelte Schweineschultern bis hin zu diversen Familienangehörigen, die ihm ihre Hilfsdienste anboten. Tom hatte immer gedacht, dass der Reverend in irgendeiner Weise mit dem Duke und dem Dauphin verwandt sein musste, den Betrügnern aus *Huckleberry Finn*. Soweit Tom wusste, war Little Bob im Gegensatz zu den vornehmen Wegelagerern aus Twains Meisterwerk niemals geteert und gefedert aus einer Stadt gejagt worden. Trotzdem hätten die betrogenen

Bürger so etwas durchaus tun können, und Gott hätte wahrscheinlich nicht mal mit der Wimper gezuckt. Eher hätte er als Belohnung für eine solch gute Tat das ein oder andere Wunder gewirkt.

Dennoch musste Tom die Zählebigkeit dieses Mannes bewundern. Nach Abschluss ihrer Recherchen hatte Tom dem Reverend zum guten Schluss sogar seinen letzten Zwanziger überlassen, dabei war er nicht mal Baptist. Es geschah in einem Moment der Schwäche und geistigen Umnachtung, für den Tom heute noch keine Erklärung hatte. Zu Eleanors Ehre muss man jedoch sagen, dass sie Toms Zwanziger wieder zurückgeholt hatte und damit der einzige Mensch war, ob tot oder lebendig, der jemals Geld aus Reverend Bobs Tasche hatte retten können. Die anschließende öffentliche Entlarvung des Scharlatans wurde landesweit bekannt, verschaffte Eleanor und Tom einen gewissen Ruhm und legte Hochwürden das Handwerk.

»Wie ist es dir ergangen?«, erkundigte sie sich nun kühl.

»Ich ... habe gearbeitet. Im letzten Jahr ... vorwiegend hier in den Staaten«, brachte Tom mühsam hervor.

»Ich weiß. Ich habe deinen Artikel über Duncan-Phyfe-Möbel gelesen, den du fürs Architectural Journal geschrieben hast. Es war der erste Artikel über antike Möbel, bei dem ich herzlich gelacht habe. Er war richtig gut.«

»Ganz unter uns«, sagte Tom, durch diese Reaktion ermutigt, »als ich die Story in Angriff nahm, konnte ich Duncan Phyfe nicht von Duncan Hines unterscheiden, aber ich habe wie verrückt gebüffelt, den Auftrag gekriegt und das Geld anschließend verprasst. Du kennst mich ja.«

»Ja, ich kenne dich.« Sie lächelte nicht einmal, obgleich Max fröhlich kicherte. Toms Magen verkrampfte sich, und

die Kehle wurde ihm trocken, als die großen smaragdgrünen Augen ihn kühl musterten und nichts als unendliche Distanziertheit signalisierten. Tom hatte das Gefühl, als würden seine Füße plötzlich in Zementklötzen stecken. Die Empfindung seines unmittelbar bevorstehenden Untergangs war irgendwie tröstlich für ihn, als würde dieses Ende wenigstens schnell und relativ schmerzlos erfolgen.

Er fand seine Stimme wieder. »Du bist also Drehbuchautorin.«

Max ergriff das Wort. »Eleanor ist eins der bestgehüteten Geheimnisse Hollywoods. Sie ist spezialisiert auf Manuskriptbearbeitungen. Sie wissen schon, wenn es in einem Skript Probleme gibt und man ein Wunder braucht – sei es eine Idee oder auch nur einen bestimmten Dreh, um die Handlung voranzutreiben –, ruft man Eleanor, und sie bringt alles auf den rechten Weg. Sie hat schon bei mehr als einer Gelegenheit meinen Hals gerettet, wenn der Spitzenautor, dem ich Millionen gezahlt habe, Mist gebaut hatte. Bei meinen letzten fünf Filmen hat sie die Drehbücher praktisch neu geschrieben. Bis es mir endlich gelang, sie zu überreden, ihr erstes eigenes Drehbuch in Angriff zu nehmen.«

»Das überrascht mich nicht – sie war immer schon Spitzenklasse.« Auch jetzt gab es keine Reaktion auf dieses Kompliment. Die Zementklötze um Toms Füße wuchsen mittlerweile bis zur Wade hinauf.

»Was liegt an, Max?«, fragte Eleanor und deutete ein Kopfnicken in Toms Richtung an. Offensichtlich hatte sie keine Lust, in Erinnerungen zu schwelgen. Sie wollte diese Angelegenheit – genau genommen die Begegnung mit Tom – zu einem schnellen Ende bringen.

»Ich hatte eine glänzende Idee.« Max erklärte Eleanor

seine »glänzende Idee«, während Tom sich fragte, ob er sich aus einem der Fenster unter die Räder des Cap stürzen sollte. Es gab nicht den geringsten Zweifel, dass Eleanor von den genialen Einfällen des Starregisseurs alles andere als begeistert war.

Trotzdem sagte sie: »Hm. Lass mich darüber nachdenken, Max.«

»Na klar. Wie wär's, wenn wir uns später auf einen Drink treffen? Ich habe nämlich gehört, dass es in diesem Zug tatsächlich Alkohol geben soll.«

»Den gibt es«, bestätigte Tom und setzte als Scherz hinzu: »Genau genommen ist der ganze Zug eine einzige Kneipe.« Er schaute zu Eleanor, aber sie schien nur darauf bedacht zu sein, ihn keines Blickes zu würdigen. Mittlerweile ergriff die seltsame Lähmung auch Toms Arme.

»Abgemacht. Treffen wir uns um ... sagen wir, acht Uhr?«, schlug Max vor.

»Ich habe schon für sieben einen Tisch reserviert.«

Hoffnungsvoll blickte Tom zu Eleanor, als wollte er sie animieren, ihm Gesellschaft zu leisten.

»Ich habe in D.C. sehr spät zu Mittag gegessen«, sagte sie. »Deshalb lasse ich das Dinner lieber ausfallen.«

»Ich streiche ebenfalls das Abendessen, Tom«, schloss Max sich an. »Ich muss ein paar wichtige Telefonate führen.«

»Tja, wenn Sie verhungern, sind Sie selbst schuld.«

Ironischerweise erreichte der Zementpanzer in diesem Moment Toms Mund.

»Keine Bange. Kristobal hat einige meiner Leibgerichte mit an Bord gebracht. Ich halte mehr von gelegentlichen kleinen Snacks.«

»Kristobal?«

»Mein Assistent. Er bewohnt dieses Abteil.« Max deutete auf den Vorhang, hinter dem Tom kurz vorher den jungen Mann mit dem Headset gesehen hatte.

Als wäre die Erwähnung seines Namens durch seinen Boss sogar durch die geschlossene Tür an seine Ohren gedrungen, tauchte Kristobal aus seinem Abteil auf.

»Brauchen Sie irgendetwas, Mr Powers?«

»Nein. Das ist Tom Langdon. Möglicherweise ist er uns bei unserem Projekt behilflich.«

Kristobal war so groß wie Tom und obendrein jung, gut aussehend und athletisch. Er war nach dem letzten Schrei gekleidet und verdiente in einer Woche wahrscheinlich mehr als Tom in einem Jahr. Außerdem schien er sehr tüchtig und intelligent zu sein. Aus all diesen Gründen war er Tom auf Anhieb unsympathisch.

»Hervorragend, Sir«, sagte Kristobal.

Tom schüttelte ihm die Hand. »Freut mich, Sie kennen zu lernen«, sagte er und ignorierte dabei den Sand, der zwischen seinen Zähnen knirschte.

Max nickte zufrieden. »Gut, das wäre also erledigt. Eleanor wird über meinen Vorschlag nachdenken, und wir treffen uns um acht. Jetzt muss ich aber unbedingt eine rauchen, sonst krieg ich noch Atemnot.«

Suchend blickte er sich um.

Tom wies ihm den Weg. »Da lang, zwei Wagen weiter, durch den Speiseraum in den Salonwagen, die Treppe runter und nach rechts. Dann sehen Sie schon die Tür mit der Aufschrift ›Rauchersalon‹.«

»Danke, Tom. Sie sind unbezahlbar. Ich weiß, dass diese Sache ein ganz großes Ding wird. Es ist wie ein Omen. Meine Handleserin meinte, mir würde etwas besonders

Gutes zustoßen. »Eine Zufallsbegegnung«, hat sie es genannt. Und Sie sehen ja, was passiert ist. Tja, das ist wirklich ein guter Tag.« Er klemmte sich die Zigarette zwischen die Lippen und trabte in seinen Bruno-Magli-Schuhen davon.

Kristobal schickte ihm noch eine wichtige Information mit auf den Weg: »Ihr Feuerzeug steckt in der rechten Sakkotasche, Sir.«

Max winkte kurz, und Kristobal kehrte in sein winziges Büro zurück. Dann waren Eleanor und Tom allein.

Für ein paar Sekunden standen sie untätig da und mieden jeden Blickkontakt.

»Ich kann nicht glauben, dass das hier wirklich geschieht«, meinte Eleanor schließlich. »Dass ich ausgerechnet dir in diesem Zug begegnen muss.« Sie schloss die Augen und schüttelte langsam den Kopf.

»Für mich war die Überraschung mindestens genauso groß.« Er zuckte die Achseln. »Toll siehst du aus, Ellie.« Soweit Tom wusste, war er der Einzige, der sie jemals so genannt hatte. Sie hatte nie etwas dagegen gehabt, und er liebte den Klang dieses Kosenamens.

Eleanor schlug die Augen wieder auf und blickte ihn fest an. »Ich will nicht um den heißen Brei herumreden. Max ist ein großartiger Filmemacher, ein wahres Genie, aber manchmal hat er so spontane Einfälle, dass sie letztendlich nicht funktionieren. Ich glaube, das ist einer davon.«

»He, er hat mich mit seinem Enthusiasmus regelrecht überrumpelt. Ich will nicht, dass du dich zu etwas bereit erklärst, was dir nicht gefällt. Und ehrlich gesagt, habe ich noch gar nicht ernsthaft darüber nachgedacht.«

»Dann kann ich Max also sagen, dass du nicht interessiert bist?«

»Wenn du es so willst, Ellie, ist es okay.«

Sie betrachtete ihn jetzt ein wenig eingehender. Er hatte das Gefühl, vor ihrem prüfenden Blick zu schrumpfen.

»Ja. Es ist genau das, was ich will.« Sie kehrte in ihr Abteil zurück und schob die Tür zu.

Tom war jetzt endgültig zur Salzsäule erstarrt. Er kam sich vor wie eine steinerne Skulptur, die nur noch gestrichen und lackiert werden musste, um die Ewigkeit zu überdauern. Nicht einmal das Klirren und Surren der Waggonräder erreichte ihn in diesem Zustand unendlicher Traurigkeit. Er fragte sich unwillkürlich, ob es zu spät war, die Fahrkarte zurückzugeben und sich den Fahrpreis zurückerstatten zu lassen mit der Begründung, dass er in seinem jetzigen scheinbaren Zustand die Reise schwerlich würde beenden können.

KAPITEL 9

Unsicheren Schrittes ging Tom zu seinem Abteil zurück und ließ sich aufs Klappbett fallen. Eleanor in diesem Zug? Das konnte doch nicht möglich sein! Es wäre Tom nie in den Sinn gekommen, dass er seine Selbstfindungsreise in nächster Nähe zu ausgerechnet jener Person unternahm, deren Fehlen in seinem Leben wohl erst dazu geführt hatte, dass er diese Reise überhaupt machte.

Als Tom sich aufrichtete und aus dem Fenster in die abendliche Dunkelheit starrte, befand er sich plötzlich nicht mehr in einem Zug, der nach Chicago unterwegs war. Er war wieder in Tel Aviv. Er und Ellie hatten sich wegen der Nähe zum Ben-Gurion-Flughafen für diese Küstenstadt entschieden. Man war nie mehr als zwei Stunden Flugzeit von jener Art Storys und Ereignissen entfernt, über die zu berichten Tom und Eleanor nach Israel gekommen waren. Der Mittlere Osten war bei all seiner Berechenbarkeit höchst unberechenbar. Man wusste immer ganz genau, dass etwas passieren würde, nur wusste man nie, wo und wie.

Mark Twain hatte ebenfalls das Heilige Land besucht und in *Die Arglosen im Ausland* ausführlich darüber geschrieben. Das Buch war 1869 veröffentlicht worden, ein Jahr bevor Zion wieder von den Juden besiedelt worden war und fast neunzig Jahre bevor Israel als souveräner Staat gegründet wurde. Twain war Palästina winzig erschienen, und er schrieb, er könne »nicht begreifen, wie ein so kleines Land eine so wechselvolle und bedeutende Geschichte haben kann«. Tom wusste genau, was er damit meinte. Das Land der Geburt des

Christentums, dem so viele Menschen auf der Welt angehörten, ließ sich mit einem Auto binnen weniger Stunden von einem Ende zum anderen durchfahren. Die von Mauern umgebene Stadt Jerusalem kam Tom wie eine schöne Miniatur vor, als er sie das erste Mal sah. Dennoch wurden die dortige Stimmung und die Menschen, die Jerusalem als ihr Zuhause betrachteten, dem Ruf dieser Stadt als einer der aufregendsten Orte der Welt durchaus gerecht.

Eleanor und Tom waren auf der Suche nach Storys und Geschichten durchs Land gefahren, obgleich Ellie auch eher persönliche Erfahrungen gesucht hatte; sie war sogar im Jordan getauft worden. Auch Mark Twain war nach einem langen, staubigen Ritt von Damaskus in den Jordan gesprungen und hatte darin geschwommen, allerdings eher aus hygienischen als aus spirituellen Gründen. Tom und Eleanor hatten Wasser aus dem Jordan in Glasflaschen gekauft, die wie ein bärtiger Mann in schlichtem Umhang geformt waren und Jesus darstellen sollten, und sie nach Hause geschickt, zusammen mit heiliger Luft in einer Blechdose, die in alten Kirchen Israels abgefüllt worden war. Tom hatte immer schon gewusst, dass diese beiden Souvenirs besonders bei amerikanischen Touristen sehr beliebt waren, die dann mit Wasser und Luft aus dem Heiligen Land nach Hause zurückkehrten und damit ihre eigenen Andachtsstätten schmückten. Vermutlich in der Absicht, so vor Gott ein wenig höher zu steigen – sozusagen, um ihre Chancen zu verbessern.

In den Jahren, die sie in Israel gelebt hatten, waren Tom und Ellie einmal zu Weihnachten mit einer Touristengruppe nach Bethlehem gefahren, weil Eleanor den Ort hatte sehen wollen, an dem Jesus geboren und auf diese sündige Welt gekommen war. Obgleich er nicht gerade ein religiöser Mensch war, war es für Tom ein

beeindruckendes Erlebnis, sich in der Nähe jenes Ortes aufzuhalten, an dem angeblich ein so bedeutsames, weltgeschichtliches Ereignis stattgefunden hatte.

Mark Twain hatte von seiner Fahrt nach Bethlehem berichtet, dass sämtliche christlichen Glaubensgemeinschaften – außer den Protestanten – Kapellen unter dem Dach des Heiligen Grabes unterhielten. Doch er beobachtete außerdem, dass keine dieser Gemeinschaften es wagte, das Territorium einer anderen zu betreten. Was ohne jeden Zweifel bewies, schrieb er, dass sogar das Grab des Erlösers keinen Frieden unter den Vertretern unterschiedlicher Glaubensrichtungen bewirken konnte. Einige Dinge hatten sich kein bisschen verändert, seit Mark Twain als Pilger das Heilige Land bereiste.

Eleanor und Tom waren zwei der wenigen amerikanischen Journalisten in Israel gewesen, die den heiligsten der Weihnachtstage gefeiert hatten: Sie hatten in ihrer kleinen Wohnung einen Christbaum aufgestellt, ein Weihnachtessen zubereitet und einander Geschenke gemacht. Dann hatten sie auf das dunkle Mittelmeer hinausgeblickt, hatten das Panorama und die Gerüche des Wüstenklimas in sich aufgenommen – an einem Fest, das die meisten Amerikaner mit Schnee, einem fröhlichen dicken Mann und prasselndem Kaminfeuer in Verbindung brachten. Schließlich waren sie Arm in Arm eingeschlafen. Dieses Weihnachtsfest in Tel Aviv gehörte zu den schönsten in Toms Leben. Dann aber kam das letzte Weihnachten, das sie in dieser Stadt verbrachten.

Eleanor hatte damals die Wohnung verlassen, um rasch noch ein paar Lebensmittel einzukaufen. Ungefähr vierzig Minuten später kam sie wieder und erklärte, sie wolle nach Hause zurück; sie wäre es leid, ständig mit den Gefahren dieser fremden Welt zu leben. Es wäre endlich an der Zeit, die Heimreise anzutreten. Zuerst hatte Tom geglaubt, sie

mache einen Scherz. Doch rasch wurde deutlich, dass dem nicht so war, denn Eleanor begann ihre Sachen zu packen. Dann rief sie bei der El Al an, um einen Flug zu buchen. Sie versuchte, auch für Tom einen Platz zu reservieren, doch er lehnte ab und erklärte, er käme nicht mit. Nur eine Stunde vorher war alles noch harmonisch und wundervoll gewesen. Nun stand er in ihrem winzigen Apartment, und sein ganzes Leben war in sich zusammengestürzt.

Tom wollte von Ellie wissen, was in der vergangenen Dreiviertelstunde passiert sei, dass sie eine solche Entscheidung getroffen habe, die für sie beide das ganze Leben veränderte, noch dazu so unvermittelt und ohne sich die Mühe zu machen, vorher mit ihm darüber zu sprechen. Eleanors einzige Antwort lautete, dass es an der Zeit sei, nach Hause zurückzugehen. Sie unterhielten sich, doch aus dem Gespräch wurde eine hitzige Diskussion, und als Eleanor schließlich ihre Koffer gepackt hatte, schrien sie einander an. Tom war so durcheinander, so verzweifelt, dass er bis zum heutigen Tag nicht wusste, was genau er eigentlich gesagt hatte.

Eleanor hatte ein Taxi gerufen und sich zum Flughafen bringen lassen. Tom war ihr gefolgt, und sie hatten ihre Diskussion fortgesetzt. Schließlich aber war es so weit, dass der Pendelbus vor der Abflughalle stand. In diesem Moment fragte Eleanor ihn noch einmal, ob er mit ihr käme. Wenn er sie wirklich liebe, erklärte sie, würde er sie begleiten. Tom erinnerte sich, wie er dastand, Tränen in den Augen und von Trotz und Wut erfüllt. Nein, sagte er, er komme nicht mit.

Und dann schaute er ihr nach, wie sie die Rolltreppe hinauffuhr. Sie drehte sich ein letztes Mal um. Ihr Gesichtsausdruck war so traurig, so voller Bitterkeit, dass er sie beinahe zurückgerufen und ihr gesagt hätte, sie solle warten, er komme doch mit – aber die Worte kamen ihm

nicht über die Lippen. Es war wie während der Eisenbahnfahrt von Köln nach Frankfurt, als er der Frau, die er liebte, einen Heiratsantrag machen wollte, es am Ende aber doch nicht getan hatte. Stattdessen machte er kehrt, ging davon und verließ Ellie, so wie sie ihn verlassen hatte.

Damals hatte er Eleanor das letzte Mal gesehen. Bis vor fünf Minuten, in einem Eisenbahnzug nach Chicago mit Zwischenstopps in Toledo und Pittsburgh.

Er hatte noch immer keine Ahnung, was Eleanor damals dazu gebracht hatte, so plötzlich abzureisen. Und er hatte bis heute keine vernünftige Erklärung dafür, weshalb er sie nicht in die Heimat begleitet hatte.

Schlagartig kehrte Tom wieder nach West-Virginia und auf die stählernen Gleise zurück. Er streckte sich auf der Liege aus, und die Wärme im Abteil, das auf- und abschwellende Singen der Räder, Toms völlig überdrehter Verstand und die Dunkelheit draußen schafften es schließlich mit vereinten Kräften, ihn in einen unruhigen Schlaf fallen zu lassen.

Was immer es gewesen sein mochte – es musste Toms Schlafwagen mit voller Wucht getroffen haben. Das Geräusch war sehr laut, als hätte eine Kanonenkugel die eine Seite des Waggons voll erwischt. Tom fiel beinahe von der Liege. Er schaute auf die Uhr: halb sieben. Der Zug wurde schnell langsamer. Schließlich blieb der riesige Capitol Limited stehen. Als Tom aus dem Fenster sah, erkannte er, dass sie sich fernab jeder Zivilisation befanden. Brandgeruch stieg ihm in die Nase, und man musste kein erfahrener Eisenbahnreisender sein, um zu wissen, dass dieser Geruch nichts Gutes bedeutete.

In der Dunkelheit sah Tom hier und da Lichter,

wahrscheinlich Zugpersonal, das sich vergewisserte, woher die Breitseite gekommen war und welchen Schaden sie angerichtet hatte. Tom trat hinaus auf den Gang und traf dort Father Kelly.

»Haben Sie das gehört?«, fragte der Priester. »Es klang wie ein Schuss.«

»Ich glaube, wir sind mit irgendwas zusammen- gestoßen«, erwiderte Tom. »Oder es war etwas auf den Gleisen, und wir haben es überrollt.«

»Es hat sich aber so angehört, als hätte es nur unseren Waggon getroffen, und der ist in der Mitte des Zuges.«

Stimmt auch wieder, dachte Tom. »Tja, ich weiß auch nicht. Ich hoffe nur, dass es möglichst schnell weitergeht.«

Regina kam mit sorgenvoller Miene herbei. Sie trug einen großen Paken zerknüllter Zeitungen.

Tom fragte: »Was ist los, Regina? Warum stehen wir? Wurde Amtrak die Kreditkarte gesperrt?«

»Wir sind mit irgendetwas zusammengeprallt. Es wird gerade überprüft. Ich glaube, wir werden in Kürze weiterfahren.«

Tom sah, was Regina unter dem Arm trug. »Sie scheinen eine Menge für alte Zeitungen übrig zu haben.«

»Jemand hat sie in den Abfalleimer gestopft. Ich weiß nicht mal, woher sie kamen. Die einzige Zeitung im Zug ist der Toledo Blade, und den nehmen wir erst morgen früh im Bahnhof auf.«

Sie ging weiter. Tom kam sich plötzlich ungemein clever vor, dass er ein Zeitpolster in seinen Reiseplan eingefügt hatte. Nun sah es so aus, als würde er dieses Polster brauchen. Zu Mark Twains Zeiten maß die Strecke von St. Joseph, Missouri, bis nach Kalifornien neunzehnhundert Meilen. Dafür brauchte die Postkutsche rund zwanzig

Tage. Zwar hatte Tom tausend Meilen mehr vor sich als Mark Twain damals, dafür war das, was ihn zog, Tausende Male stärker als die Kraft der Kutschpferde. Und doch sah es danach aus, als wäre Mark Twains Reisezeitrekord nicht in Gefahr. Tom suchte in Gedanken schon nach einem geeigneten Versteck, an dem er sich vor Lelia in Sicherheit bringen könnte, falls er zu Weihnachten nicht bei ihr erschien. Die Liste der Möglichkeiten war jedoch sehr kurz und nicht besonders viel versprechend.

Agnes Joe gesellte sich zu ihnen. Sie trug immer noch das Nachthemd, hatte sich jedoch zusätzlich einen Morgenmantel übergezogen.

»Wir sind auf irgendwas geprallt«, stellte sie fest.

»Sieht so aus«, entgegnete Tom, während er versuchte, sich an ihr vorbeizudrücken. Er musste jedoch feststellen, dass ihr Körper den Gang in seiner gesamten Breite versperrte, wie sie so vor ihm stand und ihn musterte. Amtrak musste unbedingt breitere Waggons bauen, um der ständig zunehmenden Körperfülle der Amerikaner Rechnung zu tragen.

Agnes Joe holte einen Apfel aus der Tasche, wischte ihn an ihrem Morgenmantel ab und biss herzhaft hinein. »Ich weiß noch, wie wir vor drei ... nein, vier Jahren ebenfalls etwa hier waren und plötzlich stehen blieben.«

»Ach? Und was ist damals passiert?«, fragte Tom.

»Warum kommen Sie nicht mit in mein Abteil, machen es sich dort gemütlich und hören sich meine Geschichte an?«

Father Kelly und Tom wechselten einen raschen Blick; dann verschwand der Priester in der Sicherheit seines Amtrak-eigenen Kaninchenbaus und ließ den Journalisten allein. So viel zum Thema christliche Hilfe in Zeiten der Not, dachte Tom.

»Ich würde Ihre Einladung ja gern annehmen, aber ich muss mich fürs Abendessen frisch machen. Ich habe um sieben einen Platz reserviert.«

»Ich auch.«

Dem Blick nach zu urteilen, mit dem Agnes Joe ihn bedachte, musste Tom davon ausgehen, dass sie offensichtlich auf ein eindeutiges Angebot von ihm wartete. Er hingegen hatte für sie nur ein mattes Lächeln auf Lager, als es ihm endlich gelang, sich an ihr vorbeizuquetschen und sich in sein Abteil zu flüchten. Er verriegelte die Tür, zog den Vorhang vor und hätte wohl auch das Bett zur Sicherheit vor die Tür geschoben, wäre es nicht an der Wand festgeschraubt gewesen.

Tom machte sich fürs Dinner fertig, was bei ihm bedeutete, dass er sich Wasser ins Gesicht spritzte, sich mit einem Kamm durchs Haar fuhr und ein frisches Hemd anzog. Dann blickte er hinaus in den Gang, hielt Ausschau nach Agnes Joe, sah, dass die Luft rein war und rannte beinahe in den Speisewagen. Wenngleich er alles andere als ein Weltklasesprinter war, bewegte er sich dabei immer noch schneller als der Capitol Limited.

KAPITEL 10

Während Tom den Blick durch den Speisesaal schweifen ließ, kehrte er in Gedanken wieder zu seinem Bahnreisetraum *Der unsichtbare Dritte* zurück. In dem Film betritt Cary Grant, auf der Flucht vor der Polizei und dem Eisenbahnschaffner, den eleganten Speisewagen. Als armer Flüchtling vor der Justiz hat Grant keine Fahrkarte. Der in eine makellose Uniform gehüllte Oberkellner geleitet ihn vorbei an elegant gekleideten Gästen zum Tisch der hinreißend sexy aussehenden Eva Marie. Es stellt sich heraus, dass sie den Kellner mit einem großzügigen Trinkgeld bestochen hat, damit er Cary zu ihr an den Tisch setzt. Schöne Frauen machten so was ständig mit dem armen Cary. Sie bestellen, sie trinken, sie lachen. Sie vollziehen eine Art verbales Vorspiel am Tisch, wobei sich im vorliegenden Fall eine der heißesten Filmszenen daraus ergab, die Tom je gesehen hat, obwohl sie nur mit unterschwelliger Erotik erfüllt ist. Im Augenblick konnte er Eleanor in der Rolle Eva Marie Saints sehen. Ist das nicht tragisch, überlegte er. Tragisch deshalb, weil es keine Möglichkeit gab, dass dieser Traum sich für ihn erfüllte.

Bei Amtrak wurden Gäste gern zusammengesetzt, um Gespräche in Gang zu bringen und Bekanntschaften entstehen zu lassen, ganz gleich, wie flüchtig sie waren. Dieser Tradition gemäß saß Tom zwei Fremden gegenüber, einem Mann und einer Frau, beide mittleren Alters. Unglücklicherweise hatte die Frau nicht die geringste Ähnlichkeit mit Eva Marie Saint oder Eleanor. Der Mann trug einen Anzug und eine Krawatte. Am Tisch auf der anderen Seite des Mittelgangs saßen Steve und

Julie. Sie tranken Rotwein, hielten Händchen, unterhielten sich mit gedämpften Stimmen und wirkten noch immer hochgradig nervös. Junge Liebe: Es gibt nichts Besseres und nichts Schlechteres, ging es Tom durch den Kopf. Außer vielleicht alte Liebe, die nicht erwidert wird. Jedenfalls war er sich dessen sicher, seit er Eleanor wiedergesehen hatte.

Nach dem, was er aus den Gesprächen der anderen Passagiere aufschnappen konnte, war der Halt des Zuges das beherrschende Thema. Wenigstens war er, Tom, umso länger in Eleanors Nähe, je länger der Zug stand. Doch was half ihm das? Es war offensichtlich, was Eleanor für ihn empfand. Er hatte insgeheim gehofft, dass sie ihn trotz allem, was geschehen war, noch immer liebte. Diesen Gedanken hatte Tom in all den Jahren gehegt und gepflegt, und er hatte ihm über viele schwierige Situationen hinweggeholfen. Nun war dieser Gedanke nicht mehr da; die Hoffnung war ihm brutal entrissen worden.

»Das ist diese Woche schon das zweite Mal, dass ich mit einem Zug fahre und etwas Unvorhergesehenes passiert«, sagte die Frau, die Tom gegenüber saß. Sie stellte sich als Sue Bunt aus Wisconsin vor. Sie war um die fünfzig, groß, ein wenig korpulent und hatte das Haar sehr kurz geschnitten. Ihre Kleidung war von professioneller Eleganz. Der Mann im Anzug saß neben ihr. Tom wusste, dass sie nicht zusammengehörten, weil der Mann unmittelbar vor ihm Platz genommen hatte. Sue hatte bereits allein am Tisch gesessen.

»Wie meinen Sie das?«, fragte der Mann. Er hatte sich nicht vorgestellt.

»Normalerweise fahre ich nicht mit dem Zug, aber die Flugverbindungen sind für meine Zwecke nicht mehr so günstig«, erklärte Sue.

»Was machen Sie denn beruflich?«, fragte Tom, nachdem er beschlossen hatte, sich dem Geist der Unterhaltung anzupassen.

»Ich bin Handlungsreisende für einen Hersteller von Gesundheitskost«, antwortete sie, während sie reichlich Butter auf ihr Brötchen strich.

»Frohe Weihnachten«, wünschte die Kellnerin, als sie zu ihnen kam und ihnen Gläser mit Eggnog servierte, eine alte Capitol-Limited-Tradition zur Weihnachtszeit, wie man ihnen erklärte.

»Frohe Weihnachten«, erwiderten sie. Dann erkundigte Sue sich bei der Kellnerin, was mit dem Zug los sei.

»Der Schaffner meint, wir fahren bald wieder. Es hat wohl irgendwas auf den Schienen gelegen, und wir haben es überfahren.« Sie trug eine Weihnachtsmütze, und Tom sah, dass sämtliche Fenster und Tische mit Lichterschnüren geschmückt waren.

Sie bestellten. Die Speisekarte war beeindruckend, und Tom konnte das Essen riechen, das in der Küche in der unteren Etage frisch zubereitet und dann mittels Aufzügen und Servierwagen zum Speisewagen transportiert wurde. Tom entschied sich für den Schweinebraten und bat, dass man ihm anstelle des Salats einen Screwdriver als Aperitif brachte. Er setzte das Glas gerade an die Lippen, als er spürte, wie er zur Seite geschoben wurde. Er wandte sich um, und da war Agnes Joe. Sie hatte sich neben ihn gequetscht und ließ ihm höchstens zwanzig Zentimeter Platz, sich zu bewegen und seine Mahlzeit einzunehmen.

»Hi, Agnes Joe«, begrüßten der Mann und Sue sie wie aus einem Munde.

Tom schüttelte verwirrt den Kopf. Kannte denn jeder im Zug diese Frau?

»Hallo, ihr Süßen.«

Als Tom sie ein wenig genauer betrachtete, war er verblüfft. Agnes Joe trug eine kleidsame Hose – ja, natürlich, der Stoff spannte sich bis zum Zerreißen um ihre Körpermassen, aber es war trotzdem ein beinahe elegantes Kleidungsstück. Dazu hatte sie einen geschmackvollen Pullover gewählt, und ihr Haar war frisiert. Sie hatte sich sogar geschminkt und sah nicht mehr annähernd so alt aus wie vorher. Es war eine solch erstaunliche Verwandlung, dass Tom Agnes Joe anfangs nur wortlos anstarren konnte.

»Hi«, sagte er schließlich leicht benommen.

»Hallo, Agnes Joe«, begrüßte die Kellnerin sie, als sie sich näherte. »Das Übliche?«

»Klar, wieder mit extra Zwiebeln, wenn's geht.«

»Ich nehme an, dass Sie sehr oft mit diesem Zug fahren«, sagte Tom, nachdem die Kellnerin sich entfernt hatte.

»Oh, ich liebe den Zug und die Menschen darin. Es sind gute, anständige Leute. Ich habe es eine Zeit lang mit dem Fliegen versucht. Ich habe sogar eine Pilotenlizenz für Zivilflugzeuge, aber ich ziehe die Eisenbahn vor.«

Für Tom hatte das Bild einer Agnes Joe, die in den Pilotensessel einer zweisitzigen Cessna gezwängt war, die dicken Finger um den Steuerknüppel geschlungen und die mächtigen Füße auf den Pedalen der Seitenruder, etwas Halluzinatorisches.

Der Mann wandte sich an Sue. »Sie sind in der Gesundheitsversorgung tätig?«

»Ich mache in Gesundheitskost, als Handlungsreisende. Ich war mal Anwaltsgehilfin, aber irgendwann konnte ich es nicht mehr ertragen, mich für diese Rechtsverdreher abzurackern.«

Tom hatte während seiner Scheidung auch so seine

Erfahrungen mit der Gattung *Americanus legalis cannibal* gemacht, und dann war da seine jüngste Begegnung mit einem gewissen Gordon Merryweather. Er hob sein Glas zum Zeichen des Mitgefühls.

»Was wissen Sie über Ginseng?«, fragte der Mann.

Er war in den Fünfzigern und schien ein ganz normaler Angestellter zu sein, doch er wies einige physische Besonderheiten auf, die ihn deutlich von seinen Mitmenschen unterschieden. Zum Beispiel riss er immer wieder den Mund weit auf und sog die Luft so heftig ein, als hätte er Angst zu ersticken. Dabei quollen ihm die Augen hervor, sodass Tom glaubte, der Bursche würde jeden Moment mit dem Kopf in den Salat kippen. Außerdem leckte er sich ständig die Lippen. Und schließlich erweckte er den irritierenden Eindruck, ständig etwas sagen zu wollen. Seine Lippen zuckten, schürzten sich, der fleischige Hals zitterte, die Augen blinzelten heftig, er hob die Hände – kurzum, alles deutete darauf hin, dass er eine weltbewegende Weisheit oder irgendwelchen skandalträchtigen Klatsch von sich geben wollte, aber dann wurde doch nichts daraus, und er fischte lediglich die Olive aus seinem Drink oder tat ähnlich Belangloses. Nachdem der Mann diese Show zum vierten Mal abgezogen hatte, musste Tom an sich halten, dem Burschen nicht an die Gurgel zu gehen.

»Ginseng?«, fragte Sue. »Meinen Sie die Wurzel?«

»Ja. Ich will Ihnen auch verraten, warum ich Sie danach frage.« Er schaute seine Tischnachbarn mit einem verschwörerischen Ausdruck an und senkte die Stimme. »Ich habe eine Frau kennen gelernt. Eine Asiatin oder Orientalin oder wie immer der politisch korrekte Ausdruck heute lautet. Nachdem man ja ›gelbe Gefahr‹ nicht mehr sagen darf«, versuchte er einen Scherz.

»Nein, das darf man nicht«, grollte Agnes Joe.
»Unterlassen Sie bitte solche plumpen Bemerkungen. Toleranz und Verständnis für andere Kulturen sind die Grundlage für eine friedliche Welt. Außerdem habe ich japanische Vorfahren.«

Tom betrachtete verstohlen die massige Frau und fragte sich, ob tatsächlich japanisches Blut in ihren Adern strömte. Und er bemerkte, dass ihre Sprache auf einmal um einiges gewählter klang. Was hatte das zu bedeuten?

»Sie haben Recht«, sagt der Mann. »Tut mir Leid, es war ein schlechter Scherz. Nun, was diese Frau angeht ... sie schien sich, wie man so schön sagt, von mir angezogen zu fühlen. Ich jedenfalls fühlte mich *sehr* von ihr angezogen. Eines Abends gingen wir gemeinsam essen, und sie kam auf dieses Ginseng-Zeugs zu sprechen. Um die Geschichte kurz zu machen, sie schickte mir eine Ginsengwurzel. Ich glaube, sie kam aus China.«

»Tatsächlich wird Ginseng in Wisconsin angebaut«, sagte Sue, während sie noch mehr Butter auf ihr Brötchen strich, sodass vom Brot nichts mehr zu sehen war. »Der Boden dort eignet sich bestens dafür.«

Tom schaute sie verblüfft an. Der Staat Wisconsin verfügte über ideale Ginsengerde? Das kam ihm ziemlich verrückt vor, aber was wusste er schon von solchen Dingen? Vielleicht war die Mannschaft der Green Bay Packers am Ende eine Truppe von Ginseng-Groupies.

»Okay, dann also nicht China, sondern Wisconsin«, sagte der Mann. »Aber der Punkt ist, dass die Frau mir dieses Zeug geschickt hat, und nun weiß ich nicht, was ich damit tun soll. Ich meine, wird es gekocht oder getrunken oder was?«

»Dass sie Ihnen die Wurzel geschickt hat«, meinte Tom, »bedeutet noch lange nicht, dass Sie irgendetwas mit dem

Ding anstellen sollen.«

»Nun ja«, sagte der Mann und warf den Damen einen nervösen Blick zu, »ich nehme an, sie hat mir diese Ginsengwurzel geschenkt, weil sie angeblich eine die Ausdauer steigernde Wirkung in gewissen Bereichen haben soll. Zumindest hat sie mir gegenüber so etwas angedeutet. Ich sollte wohl hinzufügen, dass die Dame viel jünger ist als ich.«

Als Agnes Joe das Wort ergriff, wurde Tom allmählich klar, worum es ging. »Sie meinen, dass Sie es einer Frau, die halb so alt ist wie Sie, im Bett wie ein junger Hengst besorgen können, wenn Sie diese Wurzel intus haben? Sie meinen, die Frau hat dann nicht das Gefühl, mit einem alten klapprigen Sack bumsen zu müssen?«

Längeres Schweigen setzte ein, bis der Mann schließlich sagte: »Äh ... ja. So ähnlich habe ich es gemeint.« Und dann öffnete er wieder den Mund wie ein Fisch auf dem Trockenen, sog zischend die Luft ein und stocherte mit den Fingern zwischen den abgenagten Olivenkernen herum.

»Ich würde die Wurzeln zermahlen und zu Mus verarbeiten«, fuhr Agnes Joe fort, während sie den Mann mit Blicken zu erdolchen schien, »und dann würde ich mir das Zeug direkt in die Venen spritzen – kurz bevor Sie mit der Kleinen ins Bett gehen. Dann würde ich aus dem Badezimmer stürmen, wilde Schreie ausstoßen, mir mit den Fäusten wie Tarzan auf die Brust trommeln und mich auf sie stürzen. Soviel ich weiß, lieben asiatische Frauen diese Technik.«

Der Mann schaute Tom gequält an. Offensichtlich suchte er Unterstützung von einem Geschlechtsgenossen. Doch alles, was Tom ihm anbieten konnte, lautete: »Ich hab das auch gehört ... Kleiner«, und dann kippte er den

Screwdriver in einem Zug hinunter, um nicht laut loszulachen.

Er bestellte sich ein Glas Rotwein und aß seine Mahlzeit, die sich als köstlich erwies. Dabei schaute er sich im Wagen um und stellte fest, dass an einem Tisch zwei Muslime und ein Amerikaner in eine angeregte Diskussion vertieft waren, offenbar eine Unterhaltung über religiöse Fragen. Jeder lächelte, sodass es höchstwahrscheinlich kein Streitgespräch war. An einem anderen Tisch wurde einer gut aussehenden Schwarzen mittleren Alters von einem jungen, ebenfalls gut aussehenden Koreaner der Hof gemacht. Sie wehrte seine Avancen mit scherzhaften Bemerkungen ab, aber Tom konnte erkennen, dass die Frau sich trotzdem geschmeichelt fühlte. An einem anderen Tisch tafelten einige Geschäftsleute mit der Tarot-Lady. Sie betrachtete die Hände der Herren und hatte ihre Karten vor den Überresten ihres Shenandoah-Valley-Backhuhns ausgebreitet. Während sie den Käsekuchen, für den dieser Zug berühmt war, mit einer Gabel in sich hineinschaufelte, hörten die Geschäftsleute, die einstweilen ihre Handys ausgeschaltet hatten, aufmerksam zu, was die Kartenleserin ihnen zu weissagen hatte.

Tom konnte nur den Kopf schütteln. Ginsengwurzeln, eine fliegende Agnes Joe, Passagiere jeder Rasse und Religion, eine interessante Bündelung wirtschaftlicher Macht mit schicksalsträchtigen Tarotkarten, dies alles vereint bei einer wohlschmeckenden Mahlzeit: Vielleicht hatten Züge wirklich etwas Besonderes. Während er sein Rotweinglas leerte, erfreute er sich daran, wie unglaublich ruhig und glatt der Capitol Limited mit null Meilen pro Stunde auf den Schienen lag.

KAPITEL 11

Als das Dinner beendet war, flüchtete Tom in den Salonwagen, der bei sämtlichen erfahrenen Bahnreisenden jedoch unter einer anderen Bezeichnung bekannt war, wie er bald feststellte: der Barwagen. Vor Jahren hatte es im Salon in der oberen Etage tatsächlich eine Bar gegeben, doch sie war im Zuge allgemeiner Kosteneinsparungen abgeschafft worden. Tom ging nach unten, um sich bei Tyrone mit einem Drink zu versorgen, und setzte sich dann in den Salon in der oberen Etage. Der Zug stand noch immer. Tom schaute auf die Uhr. Der Capitol Limited sollte längst kurz vor Connellsville in Pennsylvania sein, dabei hatten sie es noch nicht einmal bis Cumberland, Maryland, geschafft. Wenigstens hatte der Brandgeruch sich völlig verzogen.

Im Salon lief der Fernseher. Jim Carrey versuchte als *Der Grinch* Weihnachten zu verhindern. Eine Kinder-schar, junge und ältere, und ihre Eltern hatten sich um den Fernseher versammelt. In anderen Nischen des Wagens waren kleinere Gruppen in Gespräche vertieft, und ein paar einzelne Fahrgäste schauten aus den dunklen Fenstern oder betrachteten in den Glasscheiben ihre eigenen Spiegelbilder. Auch der Salonwagen war mit Tannenzweigen, Lametta und anderem Weihnachts-schmuck dekoriert worden. Tom trank seinen Gin, knabberte Erdnüsse und Salzbrezeln und konzentrierte sich auf eine Gruppe Erwachsener in seiner Nähe. Einer las, eine Frau strickte, ein dritter trug Kopfhörer und hörte Musik. Hin und wieder blickte Tom zur Tür, in der Hoffnung, Max und Eleanor hereinkommen zu sehen, doch bis jetzt waren sie nicht erschienen.

»Sind Sie alle unterwegs, um irgendwo die Weihnachtstage zu verbringen?«, fragte Tom in freundlichem und aufrichtig interessiertem Tonfall, wie er hoffte. Seiner Erfahrung nach sorgte Gin stets dafür, dass man nach außen hin entspannt und zufrieden erschien, manchmal sogar ein wenig beschwipst.

Die strickende Frau blickte auf und lächelte.

»Ich fahre nach South Bend, Indiana. Mein Enkelsohn studiert im zweiten Jahr an der Notre Dame. Ich verbringe die Feiertage bei ihm. Wahrscheinlich läuft es wieder mal darauf hinaus, dass ich koche und den Hausputz mache und seine Wäsche wasche, aber das ist schon in Ordnung. Dafür sind Großmütter nun mal da. Außerdem ist Weihnachten. Wer möchte da schon alleine sein?«

»Da kann ich Ihnen nur beipflichten«, meinte Tom, nachdem er sich vorgestellt hatte.

Sie reichte ihm die Hand. »Pauline Beacon.«

»Wohnen Sie in der Nähe von Washington?«

»Ja, in Springfield, Virginia. Und Sie?«

»Mitten in D.C.«

»Ich weiß nicht, wie man diesen Verkehr ertragen kann«, meldete der Mann sich zu Wort, der gelesen hatte. Er war Mitte vierzig, hatte eine beginnende Glatze und einen beachtlichen Bauch. »Ich bin auf der Rückfahrt nach Toledo. Hatte geschäftlich in Washington zu tun, musste mir einen Wagen mieten und auf dem verflixten Autobahnring herumfahren. Ich weiß nicht, wie Sie damit fertig werden. Es ist der reinste Wilde Westen auf Rädern. Total verrückt.« Er schüttelte den Kopf. »Übrigens, mein Name ist Rick«, stellte er sich vor. »Nennen Sie mich einfach Toledo Rick.«

»Ich schließe daraus, dass Sie alle die Eisenbahn

lieben«, stellte Tom fest.

»Ich fliege nicht gern«, gestand Pauline. »Und Eisenbahnen verbinden mich irgendwie mit meiner Kindheit. Wie ist es bei Ihnen?«

Tom hob die Schultern. »Ich fliege sehr viel, aber es wurde irgendwie langweilig. Also habe ich mir gesagt, dass ich mal versuchen sollte, auf zivilisiertere Art und Weise vom Fleck zu kommen.«

»Nun ja«, sagte Rick mit leisem Spott, »im Augenblick kommen wir überhaupt nicht vom Fleck. Normalerweise fliege ich auch, aber ich konnte ein besonders billiges Eisenbahnticket ergattern.« Er schaute hinaus und runzelte die Stirn. »Im Augenblick sieht's allerdings so aus, als wäre es kein besonders gutes Geschäft gewesen. Immerhin kann ich davon ausgehen, dass ich Weihnachten zu Hause bin.«

»Haben Sie Familie?«

»Eine Frau und sechs Kinder. Vier sind noch im Teenageralter, drei davon Mädchen. Ich verstehe sie und ihr Verhalten nicht mal ansatzweise.«

»Mädchen sind nun mal anders«, sagte Pauline.

Der Mann mit den Kopfhörern verfolgte jetzt das Gespräch. Er stellte sich als Ted aus Milwaukee vor.

»Auch Jungs sind schwierig«, sagte er. »Ich habe vier von der Sorte, alle schon erwachsen. Als der erste geboren wurde, hatte ich noch volles Haar, beim letzten hatte ich fast schon Glatze.«

In diesem Moment kam Agnes Joe mit einem Bier herein und setzte sich zu ihnen. Tom schob die Schüssel mit den Knabbereien in ihre Reichweite. Agnes Joe leerte sie im Handumdrehen. Sie stellte sich nicht vor. Genau wie im Speisewagen schien jeder Anwesende sie zu kennen.

»Wie ist es mit Ihnen, Tom?«, fragte Rick. »Wohin wollen Sie? Zu Ihrer Familie?«

Tom schüttelte den Kopf. »Ich habe keine.«

»Na, na. Jeder hat irgendwo Familie«, widersprach Pauline.

»Nicht jeder«, stellte Agnes Joe richtig. »Ich bin auch allein.«

»Ich habe nicht behauptet, dass ich allein bin. Ich bin Reporter und war fast überall auf der Welt. Ich habe Freunde in sechzig, siebzig Ländern der Erde.«

»Freunde sind Freunde, aber Familie ist Familie«, meinte Pauline, und wahrscheinlich hatte sie Recht.

»Geschieden oder noch nie verheiratet?«, wollte Agnes Joe wissen, während sie ein paar Salzmandeln kaute. Als Reaktion auf Toms verwunderten Blick schaute sie vielsagend auf seinen nackten Ringfinger.

»Geschieden. Allerdings war meine Ehe so kurz, dass ich mich nie richtig verheiratet gefühlt habe.«

»Offenbar haben Sie nicht die richtige Frau geheiratet«, sagte Pauline.

»Wie kann man da sicher sein?«, fragte Toledo Rick.

»Ach, da gibt es viele Möglichkeiten«, antwortete Agnes Joe. »Meistens ist es so, dass man es spürt. Zum Beispiel, dass es einem völlig egal ist, ob man isst, trinkt, schläft oder auch nur atmet, solange man mit dem oder der Betreffenden zusammen ist.« Sie sah Tom fragend an. »Haben Sie das schon mal bei jemandem empfunden?«

Alle warteten gespannt auf Toms Antwort.

»He, das wird aber jetzt ziemlich persönlich«, stellte er fest.

»So ist das nun mal, wenn man mit der Eisenbahn fährt«, sagte Pauline lächelnd, während sie gemütlich zwei links,

zwei rechts weiterstrickte.

Tom lehnte sich zurück und blickte ein, zwei Sekunden aus dem Fenster.

»Wie hieß sie denn?«, fragte Agnes Joe leise.

»Eleanor.«

»Ist es lange her, seit Sie Eleanor das letzte Mal gesehen haben?«

»Es ist überhaupt nicht lange her.« Tom tauchte aus seinen Grübeleien auf. »Aber was vergangen ist, sollte man nicht wieder aufwärmen. Ich will nach Los Angeles. Dort treffe ich meine Freundin Lelia, die beim Film arbeitet, und wir werden gemeinsam die Feiertage verbringen.«

»Ist Ihre Freundin Schauspielerin?«, fragte Pauline aufgeregt.

»In gewisser Weise, ja.«

»Kenne ich einen ihrer Filme?«

Tom zögerte; dann meinte er: »Haben Sie schon mal Cappy, den Wunderbiber, am Samstagvormittag im Fernsehen gesehen?«

Pauline schaute ihn verständnislos an und ließ beim Stricken tatsächlich eine oder zwei Maschen fallen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, den Sachverhalt zu erklären, beschloss Tom, das Thema ganz fallen zu lassen.

Die Unterhaltung wurde ohnehin unterbrochen, als einer der Bahnangestellten, verkleidet als Weihnachtsmann, den Salonwagen betrat. Sofort ließen sämtliche Kinder, sogar die älteren, Jim Carrey und den Grinch im Stich und drängten sich um den Mann in Rot – ein Beweis, dass die Beliebtheit dieses alten Weihnachtssymbols nicht gelitten hatte.

»Das finde ich aber nett«, sagte Tom, als der verkleidete

Amtrak-Angestellte jedem Kind ein kleines Geschenk überreichte.

»Das machen sie jedes Jahr«, erzählte Agnes Joe. »Auch wenn der Zug nicht mit einem Defekt auf der Strecke liegen geblieben ist.«

Tom betrachtete sie mit erwachendem Interesse. Er hatte sich an Reginas Andeutung erinnert, Agnes Joe würde viel mit der Eisenbahn fahren, um ihre Familie zu besuchen, glaube sie zumindest. Doch Agnes Joe hatte gerade eben gestanden, dass sie allein war. Was bezweckte sie dann mit ihren ausgedehnten Bahnreisen?

»Sind Sie früher schon mal mit diesen Weihnachtszügen gefahren?«, fragte Tom sie.

»O ja, schon sehr oft.«

»Fahren Sie bis Chicago?«

»Ja.«

»Um dort Weihnachten zu feiern?«, wollte Tom weiter wissen.

»Nein. Ich fahre nach Los Angeles. Genau wie Sie.«

»Mit dem Zug?«

»Ja, mit dem Southwest Chief.« Sie musterte ihn prüfend. »Und Sie?«

Mit Agnes Joe zwei Tage im Chief! Tom fragte sich, was wohl passierte, wenn er jetzt gleich aus dem Zug sprang, während er noch stand. Als er gerade im Begriff war, auf Agnes Joes Frage zu antworten, durchlief den guten alten Capitol Limited ein Ruck, und er schickte sich an, die Fahrt fortzusetzen. Freudenrufe und Applaus brandeten im Salonwagen auf, doch Tom war irgendwie nicht in der Stimmung, sich dem Jubel anzuschließen.

Eine Stimme drang aus der Lautsprecheranlage.

»Meine Damen und Herren, entschuldigen Sie bitte die

Verzögerung, aber jetzt haben wir alles wieder in Ordnung gebracht. Am nächsten Bahnhof wartet ein Technikerteam. Wir legen dort einen kurzen Stopp ein, um auf Nummer Sicher zu gehen, dass wirklich alles okay ist, und dann geht's weiter. Wir hoffen, unterwegs die Verspätung aufholen zu können. Wir haben den Zwischenfall bereits gemeldet, sodass niemand seine weiteren Zugverbindungen verpasst. Vielen Dank für Ihr Verständnis und dafür, dass Sie sich für Amtrak entschieden haben. Fröhliche Weihnachten!«

Der Weihnachtsmann kam herüber und verteilte kleine Päckchen an alle. Tom erhielt ein winziges Modell der Lokomotive des berühmten Super Chief der Santa-Fe-Linie. Ted verzog sich wieder unter den Kopfhörer, während Toledo Rick und Pauline sich entschuldigten und den Salon verließen.

Agnes Joe beugte sich zu Tom herüber und betrachtete dessen Geschenk. »Der Super Chief Santa Fe der Southern Pacific war der Vorläufer vom Southwest Chief, mit dem ich nach LA weiterfahre. Es ist eine wunderschöne Strecke mit herrlichem Blick auf die Berge und die Prärie. Auf dem Weg zur Küste geht es durch insgesamt acht Bundesstaaten.«

»Sehr interessant.« Tom war jetzt überzeugt, dass Agnes Joe in seinem Abteil herumgeschnüffelt und seine Fahrkarte für den Chief entdeckt hatte. Er beschloss, sein Abteil durch eine Falle zu sichern und dazu das schwerste Objekt zu benutzen, das er finden konnte. Dieser Zug hatte zwei Lokomotiven; vielleicht fiel es nicht auf, wenn plötzlich eine fehlte. Er könnte sie irgendwie in seine Toilettendusche bugsieren und auf die Türkante wuchten, sodass sie jeden Unbefugten, der sich in seinem Abteil zu schaffen machte, zu Brei zermatschte.

»Ja, es ist eine wundervolle Fahrt«, sagte Agnes Joe.

»Schöner kann man gar nicht nach Los Angeles kommen.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Tom stellte sein Glas ab.
»Warum wollen Sie nach LA?«

»Ich habe Freunde dort. Wir wechseln uns jedes Jahr zu Weihnachten mit dem Besuchen ab. Dieses Jahr bin ich an der Reihe und muss in den Westen fahren.«

»Das hört sich nach einer sehr schönen Tradition an. Regina hat mir erzählt, dass Sie viel mit der Eisenbahn reisen. Und mir scheint, viele Leute im Zug kennen Sie.«

»Oh, ich bin nun mal ein freundlicher Mensch. War ich schon immer. Nur weil ein Mädchen klein, zerbrechlich und sehr schüchtern ist, muss es nicht die ganze Zeit das arme Mauerblümchen spielen.«

Zuerst glaubte Tom, sie meinte diesen Unsinn tatsächlich ernst, dann aber musste sie über ihren eigenen Scherz lachen, und Tom gelangte widerstrebend zu dem Schluss, dass Agnes Joe offenbar doch nicht so übel war. Wenn sie sich nur von seinen Nieren und seinen persönlichen Dingen fern halten würde, wäre alles in bester Ordnung.

»Diese Frau, zu der Sie fahren ... haben Sie ernste Absichten mit ihr?«

»Kommt darauf an, was Sie ›ernst‹ nennen«, sagte Tom.
»Wir sehen uns seit drei Jahren mehr oder weniger regelmäßig.«

»Mehr oder weniger? Was ist das? Eine kalifornische Spezialität in Sachen Beziehung?«

»Es ist *unsere* Spezialität.«

»Nun, ich würde Ihnen nicht raten, zu heiraten. Ich habe es zweimal versucht, und beide Male hat es nicht geklappt.«

»Haben Sie Kinder?«

»Ein Mädchen, natürlich längst erwachsen. Aus meiner ersten Ehe. Ich habe meinen ersten Mann kennen gelernt, als wir bei Ringling Brothers gearbeitet haben.«

»Sie waren beim Zirkus? In der Verwaltung?«

»O nein. Ich gehörte zu den Akrobaten. Kunstreiterin, Artistin. Als ich jung war, bin ich sogar bei einer Hochseilnummer aufgetreten.«

»Am Trapez?«

Sie sah ihn ein wenig ungehalten an. »Auf dem Seil. Ich war damals ein bisschen leichter. Meine Tochter ist immer noch beim Zirkus.«

»Sehen Sie sie oft?«

»Nein.« Agnes Joe schnappte sich ihr Bierglas und ging hinaus. Eigentlich hätte Tom erleichtert sein müssen, doch er war es nicht. Die Frau schien einen immer größeren Teil seines Lebens in Beschlag zu nehmen; sie war wie eine Warze, die sich immer mehr bemerkbar macht. Doch sie hatte bei Tom nicht nur reine Neugier geweckt. Bei Agnes Joe gab es gewisse Ungereimtheiten ihre Vergangenheit betreffend, die den Enthüllungsreporter in Tom wachrüttelten.

Während er dasaß und nachdachte, rollte der Zug durch den Graham-Tunnel und bremste kurz darauf, als er sich Cumberland, Maryland, näherte. Die Stadt war früher »Königin der Alleghenies« genannt worden. Der Gap durchquerte Cumberland auf dem Mittelstreifen der Hauptstraße. Tom sah Klinker- und Holzgebäude, ein Holiday Inn, ein McDonald's und einen Laden namens Discount Liquors, der bei den Bewohnern wahrscheinlich besonders beliebt war, denn die Stadt machte insgesamt einen sehr durstigen Eindruck.

Bald würden sie die Grenze nach Pennsylvania überqueren. Die Staatsgrenzen hatten hier einen ziemlich seltsamen Verlauf. Es kam sogar vor, dass die Lokomotive und das Ende des Zuges sich in Maryland befanden, während der Mittelteil durch West-Virginia rollte. Dies erklärte sich daraus, dass einerseits die Grenze zwischen Pennsylvania und Maryland einen schnurgeraden Verlauf hatte, während die Punkte, an denen West-Virginia und Maryland zusammenstießen, sich den Gegebenheiten der Landschaft anpassten. Als sie schließlich den Gap, die berühmte Gebirgslücke, hinter sich gebracht hatten und sich in Pennsylvania befanden, hatte Tom sämtliche Rätsel der offiziellen Staatsgrenzen gelöst.

Während er versonnen beobachtete, wie draußen vor dem Fenster erste Schneeflocken einen fröhlichen Tanz aufführten, kamen Eleanor und Max herein, gefolgt von dem stets dienstbereiten Kristobal. Tom atmete tief durch, leerte sein Glas und zog in Erwägung, bei seinem Freund Tyrone gleich eine ganze Batterie Cocktails zu bestellen. Er war sicher, dass er jeden Tropfen Alkohol brauchen würde, um das nun folgende Intermezzo zu überstehen.

KAPITEL 12

Max und Kristobal trugen noch die gleiche elegante Kleidung wie zuvor. Kristobal hatte sogar immer noch das Headset am Ohr und das Handy in der Gürtelhalterung und kam in einer Art und Weise herein, die an einen futuristischen Revolverhelden erinnerte, der Streit suchte. Eleanor hingegen hatte sich für einen langen türkisfarbenen Rock und eine weiße Baumwollbluse mit einem Kettengürtel um ihre schlanke Taille entschieden. Das Haar trug sie hochgesteckt. Vielleicht, ging es Tom durch den Kopf, hatte sie in ihrer kleinen Waschkabine geduscht, und er stellte sich vor, wie das warme Wasser über ihre langen, geschwungenen ... Nein, er durfte diesen Gedanken auf keinen Fall weiterverfolgen, wollte er nicht durchdrehen. Dennoch war die Tatsache, dass Eleanor sich frisch gemacht hatte und mitgekommen war, ein hoffnungsvolles Zeichen – bis Tom ihren Gesichtsausdruck wahrte. Er war, um es vorsichtig auszudrücken, nicht allzu freundlich. Mörderisch war der Begriff, der Tom unwillkürlich in den vom Gin leicht umnebelten Sinn kam.

»Tom!«, tönte Max in diesem begeisterten Tonfall, der ausdrückte: »Ich bin schwerreich und eine allseits beliebte Stimmungskanone!« Sie fanden eine Nische, in der sie ungestört waren.

»Tut mir Leid, dass wir uns verspätet haben«, sagte Max. »Eleanor und ich mussten einige Dinge klären. Junge, Junge, was für eine Fahrt bis jetzt, was?«

Kristobal starrte hinaus in die Dunkelheit. Sein Schönlingsgesicht trug einen kummervollen Ausdruck. »Wenigstens fährt das Ungetüm wieder.«

»Ihre erste Fahrt mit der Eisenbahn, Kristobal?«, fragte Tom.

»Und hoffentlich meine letzte.«

Tom war sicher, dass Kristobal mehr von Privatflugzeugen, Champagner bis zum Abwinken und rauchfreien Zonen hielt, wenn er auf seinem Klappbett lag und davon träumte, ein großer Filmmogul zu werden.

»Er gehört einer anderen Generation an«, sagte Max, während er seinem Assistenten einen aufmunternden Klaps auf den Arm gab. »Er hat's nicht so mit den Eisenbahnen – nicht so wie Sie und ich.«

»Ja, Ellie und ich sind viel mit der Eisenbahn gefahren, als wir in Übersee waren. Mit einem alten Bummelzug von Amsterdam nach Paris, zum Beispiel. Um fünf Uhr morgens stiegen wir ein, in der festen Überzeugung, im Zug frühstücken zu können. Leider hatte uns keiner gesagt, dass es nichts zu essen gab, weil das Personal des Speisewagens streikte. Während wir langsam dem Hungertod entgegendämmerten, fiel uns auf, dass überall auf den Feldern neben der Strecke massenweise Leute standen und den Zug fotografierten. Mir kam der Verdacht, dass er besetzt worden war – Sie wissen schon, vom streikenden Personal – und dass wir unserem Untergang in Paris entgegenfuhren.«

»Was geschah dann?«, fragte Max.

»Als wir in Paris eintrafen, wartete dort eine Blaskapelle. Und dann rollte ein schlanker, roter Express herein und blieb neben dem alten Bummelzug stehen, in dem wir gesessen hatten. Es war seine letzte Fahrt auf dieser Strecke gewesen, ehe er vom Express abgelöst wurde. Deshalb das Aufsehen und die Festlichkeiten am Bahnhof in Paris. Während die Kapelle spielte, schlugen wir uns die Bäuche voll. – Erinnerst du dich noch, Ellie?«

»Ich höre jetzt auf Eleanor, einfach Eleanor. Und nein, ich erinnere mich nicht.«

Der Gin hatte Tom mittlerweile von Kopf bis Fuß angewärmt und aufgelockert, und sein Mund ließ sich kaum mehr unter Kontrolle halten. »Recht so, Ellie, das ist Vergangenheit. Weg mit dem Alten, her mit dem Neuen, Schöneren, Besseren.« Er sah Max an.

»Sie und Eleanor haben sich unterhalten, sagten Sie?«

»Ja, wir haben die Angelegenheit durchdiskutiert. Wenn Sie wollen, können Sie beide sofort anfangen.«

Tom warf Eleanor einen verwirrten Blick zu. »Ich dachte ...«

»Wenn Max sich für etwas erwärmt, entwickelt er eine Begeisterung, die ansteckend ist und einen am Ende regelrecht überrollt«, erklärte Eleanor mit gepresster Stimme, ohne Tom anzusehen.

»Du wurdest nicht dazu gezwungen?«, fragte Tom. »Wobei du dich natürlich niemals zu irgendetwas zwingen liebst ...«

»Von Zwang kann keine Rede sein«, antwortete Max an Ellies Stelle. »Stimmt's, Eleanor?«

Sie nickte.

»Also, wie sollen wir anfangen?«, fragte Tom unternehmungslustig.

»Was konnten Sie denn bis jetzt in Erfahrung bringen?«, fragte Max.

Tom lehnte sich zurück und drehte sein leeres Glas in der Hand. »Zunächst mal wird Ginseng in Wisconsin angebaut, und es hilft älteren Knaben, sich im Bett wie Rambo aufzuführen. Dann ist eine ziemlich verrückte Lady namens Agnes Joe in diesem Zug, die so gut wie jeder zu kennen scheint ... aber fragen Sie mich nicht,

warum. Sie ist um einiges schwerer als ich und ist mal bei Ringling Brothers am Trapez aufgetreten.« Er deutete auf Steve und Julie.

»Und die beiden wollen an Bord des Southwest Chief heiraten. Sie sind ganz in Ordnung, aber noch ein bisschen feucht hinter den Ohren. Ich habe auf dem Chief jemanden, der uns eine Menge tolle Geschichten erzählen kann. Die Tarot-Lady da drüben hat 'ne Hand voll hartgesottene Geschäftsleute mit ihren Wahrsagereien regelrecht um den Finger gewickelt. Ach ja, und Elvis Presley ist wiederauferstanden, in Gestalt eines Schwarzen namens Tyrone, der im Salonwagen eine Teufelsmischung namens ›Heizkessel‹ kredenzt. Wenn man von dem Zeug einen sitzen hat, wünscht man sich, man wäre tot – sofern es einen nicht ohnehin schon ins Jenseits befördert hat. Und dann ist noch ein Priester im Zug, der mir gleich die Letzte Ölung geben kann, wenn wir nicht pünktlich in Los Angeles einfahren. Dann muss ich nämlich stark damit rechnen, dass meine Freundin mich abmurkst.«

Bei den letzten Worten blickte Tom Eleanor vielsagend an. Letztendlich hatte sie ihn sitzen lassen. Sie blinzelte. Die Lady blinzelte tatsächlich. Tom hatte keine Ahnung, ob ihr etwas ins Auge geflogen oder ob es eine Reaktion auf seine Bemerkung war, aber es machte ihn ein wenig nüchterner.

»Donnerwetter«, sagte Max. »Sie sind ja schon ganz schön rumgekommen.«

»Einmal Reporter, immer Reporter. Genau wie Ellie ... ich meine, Eleanor.«

»Über diesen Teil ihres Lebens hat sie nie ausführlich gesprochen.«

Eleanor ergriff rasch das Wort. »Vielleicht sollten Tom und ich uns gleich in die Arbeit stürzen, Max. So viel Zeit

haben wir nämlich nicht.«

Tom zuckte die Achseln. »Genau genommen haben wir den Rest der Strecke nach Chicago und danach die Fahrt nach LA. Verdammt, bei dem Tempo, das dieser Zug draufhat, hocken wir bis zum Frühling zusammen, wenn das Tauwetter einsetzt.«

»Nein. Vielleicht muss ich mich in Chicago verabschieden und nach LA fliegen. Eine persönliche Angelegenheit. Sie hat sich gerade erst ergeben.«

Tom stellte sein Glas auf den Tisch. Ganz bestimmt hat sie sich gerade erst ergeben, ging es ihm durch den Kopf – in Gestalt meiner Person. »Dann sollten wir wirklich anfangen«, sagte er.

Max schien über die mögliche Änderung von Eleanors Plänen nicht allzu glücklich zu sein; dann aber richtete er seine Aufmerksamkeit auf Steve und Julie.

»Sie sagen, die beiden wollen im Chief heiraten?«

Tom erläuterte die Situation, was die Familien des jungen Paares betraf, und erzählte von Julies Befürchtungen, dass nur wenige Fahrgäste der Trauungszeremonie beiwohnen könnten. Max, dessen Interesse offensichtlich geweckt war, stellte eine Menge Fragen.

»Das arme Kind«, sagte Eleanor mit aufrichtigem Mitgefühl. »So sollte eine Hochzeit nicht sein.« Sie schaute Tom fragend an. »Du sagtest, sie kommt aus den Bergen Virginias. Aus welcher Stadt?«

»Das hat sie nicht gesagt. Warum?«

»Falls du es vergessen hast, ich bin in Ost-Kentucky aufgewachsen, gleich hinter der Staatsgrenze. Wahrscheinlich bin ich schon mal in ihrem Heimatort gewesen.«

Animiert durch das ständige Gerede über Hochzeiten warf Tom einen raschen Blick auf Eleanors Hand. Es sah keinen Trauring und auch sonst nichts, das auch nur andeutungsweise einem Verlobungsring glich. Es war schwer zu glauben, dass sie niemand anderen gefunden haben sollte. Aber es musste auch nichts zu bedeuten haben. Und außerdem, was ging es ihn an?

»Was ist denn nun der inhaltliche Ansatz deines Drehbuchs?«, fragte er. Er hatte keine Ahnung vom Filmmachen, versuchte aber, so zu tun, als wäre er ein erfahrener Zelluloid-Zauberer.

»Hängt davon ab, was wir im Zug erleben. Max wünscht sich eine Liebeskomödie. Ich stehe eher auf einen Krimi mit einer halbwegs vernünftigen Menge an Leichen.«

»Warum nicht beides? Wenn es richtig inszeniert wird, gibt es nichts Spaßigeres als einen Berg Tote auf Schienen.«

Max deutete auf Tom und sah Eleanor triumphierend an. »Siehst du? Ich liebe diesen Knaben. Er geht völlig neue Wege. Schon mal daran gedacht, Tom, als Autor ins Filmgeschäft einzusteigen?«

Toms Blick schweifte zurück zu Eleanor. »Bis vor zwei Stunden eigentlich nicht.«

»Es ist nicht so einfach, wie es aussieht«, warnte sie.

»Was ist schon einfach?«, konterte er.

Max entschuldigte sich und begab sich hinüber zu Steve und Julie, gefolgt von seinem Schoßhund Kristobal. Max begann lebhaft auf das Paar einzureden, aber Tom konnte kein Wort verstehen. Es musste jedoch irgendwas Aufregendes sein, denn Steve und Julie reagierten, als wären sie tief beeindruckt von dem, was der Regisseur ihnen mitzuteilen hatte. Der Mann übte diese Wirkung offenbar auf viele Leute aus.

»Hat Max irgendwas Besonderes vor?«, fragte Tom.

»Das hat er meistens«, erwiderte Eleanor.

»Ich hätte nie gedacht, dass du dich auf Dauer in Los Angeles niederlässt.«

»Irgendwo müssen wir alle irgendwann eine Bleibe finden.« Sie blickte zu ihm auf. »Sieh dich doch an. Von Beirut zu Duncan Phyfe.«

»Über Kriege zu berichten ist was für junge Männer. Und ich bin nicht mehr so ganz taufrisch«, sagte Tom. »Außerdem«, fügte er hinzu, »wie viele Möglichkeiten gibt es schon, darüber zu berichten, dass Menschen sich gegenseitig umbringen? Mir sind schon vor fünf Jahren die Substantive, Verben und Adjektive dazu ausgegangen.«

»Hast du es geschafft, die Welt zu verändern?« Die Worte hörten sich zwar sarkastisch an, nicht aber die Art und Weise, wie Eleanor die Frage stellte.

»Sieh dich um«, forderte er sie auf, »und du hast die Antwort.«

»Du hast länger durchgehalten als die meisten.«

Länger als du, dachte Tom.

Sie machte eine kurze Pause, ehe sie die nächste Frage stellte. »Wie geht es deinen Eltern?«

»Ich habe beide verloren. Meine Mutter erst vor kurzem.«

»Das tut mir Leid, Tom. Sie waren gute Menschen.«

Er dachte kurz daran, Eleanor zu erklären, weshalb er mit diesem Zug fuhr, entschied sich dann aber dagegen. Das Gefühl intimer Vertrautheit zwischen ihnen existierte nicht mehr.

Sie beobachteten, wie Max und Kristobal sich eilig entfernten und das völlig perplexen jungen Pärchen

zurückließen.

»Wo sollen wir anfangen?«, fragte Eleanor.

Tom erhob sich und deutete auf Julie und Steve.

»Mit den beiden dort«, sagte er. »Die sehen mir wie ein guter Anfang aus.«

Sie setzten sich zu ihnen, nachdem Tom das Paar mit Eleanor bekannt gemacht hatte. Dann berichteten Steve und Julie abwechselnd und in geradezu ehrfürchtigem Tonfall, was Max vorgeschlagen hatte.

»Er will die gesamte Feier ausrichten, einschließlich Bewirtung und Dekoration. Er will sogar für die musikalische Untermalung sorgen«, sagte Julie.

»Und er will alles aus eigener Tasche bezahlen«, fügte Steve erleichtert hinzu. »Aber er muss in dieser Sache erst noch mit Amtrak verhandeln. Er weiß natürlich nicht, wie die Eisenbahnlinie dazu steht.«

»Normalerweise kriegt Max immer, was er will«, beruhigte Eleanor das junge Paar.

»Ist er wirklich dieser berühmte Filmregisseur?«, fragte Julie.

»Allerdings«, versicherte Eleanor. »Und sein Herz ist fast genauso groß wie sein Ego.«

»Ich komme mir vor, als hätten wir das große Los gezogen«, sagte Steve, wobei er die Hand seiner zukünftigen Ehefrau ergriff.

»Wie es aussieht, haben Sie tatsächlich den Haupttreffer gelandet«, sagte Tom.

»Von wo in Virginia kommen Sie?«, wollte Eleanor von Julie wissen.

»Wahrscheinlich haben Sie noch nie von dem Ort gehört – Dickenson County.«

»Mein Dad war auf der Clintwood High. Und zwei meiner Tanten wohnen in Grundy.«

»Du liebe Güte!«, rief Julie. »Ich habe noch nie jemand getroffen, der auch nur eine Ahnung hatte, wo das ist.«

»Ich bin auf einer kleinen Farm in Ost-Kentucky aufgewachsen, gegen die Clintwood eine Großstadt ist.« Eleanor schaute das Paar bewundernd an. »Ich finde es sehr mutig, was Sie beide vorhaben.«

»So fühlen wir uns aber ganz und gar nicht«, gestand Steve mit einem nervösen Lachen und blickte Julie an.

»Sie wären erstaunt, was Sie alles erreichen können, wenn Sie einander wirklich lieben.«

Julie ergriff Eleanors Hand. »Sie kommen aus derselben Gegend wie ich – sehen Sie sich an, was Sie geschafft haben! Es macht mich verrückt, dass Steves Eltern nicht begreifen, dass allein zählt, wohin man geht, und nicht, woher man kommt.«

Eleanor nickte. »Aber Sie heiraten nicht Steves Eltern. Vielleicht glauben die beiden, keine Frau wäre gut genug für ihren Sohn. Gerade Mütter denken manchmal so. Aber lassen Sie Ihren Eltern Zeit. Vielleicht lenken sie am Ende ja ein. Wenn nicht, ist es ihr Fehler, und Sie beide haben Ihr gemeinsames Leben.«

»Dass ich in der Provinz aufgewachsen bin, hat mich stark gemacht. Ich habe das Gefühl, als könnte ich alles schaffen«, sagte Julie.

»Sich nur auf sich selbst verlassen zu müssen macht einen wirklich stark, vor allem, wenn die Menschen sich nie die Mühe machen, einen richtig kennen zu lernen, sondern einen nur als Trottel vom Lande betrachten.« Eleanor lächelte. »Aber wenn man dann beweisen kann, dass alle sich geirrt haben, ist es umso schöner.«

Julie reckte entschlossen das Kinn vor. »Da haben Sie Recht. Und ich habe eine lange Liste von Leuten, die ihr blaues Wunder erleben werden.«

Tom versetzte Steve einen Rippenstoß. »Haben Sie schon die wichtigen Sätze ›Ja, mein Schatz!‹ und ›Nein, mein Schatz!‹ geübt? Ich glaube, bei der Frau werden Sie beides ziemlich oft sagen müssen.«

Father Kelly kam herein und erkundigte sich, ob sie Lust hätten, in den unteren Salon zu kommen, wo eine Pokerrunde stattfinden sollte. Sie unterbrachen ihr Gespräch über Herzensangelegenheiten und begaben sich in den für Erwachsene reservierten Teil des Barwagens.

KAPITEL 13

Tom hatte in seinem Leben schon viele Schauplätze unbarmherziger Pokerschlachten gesehen. Diese Orte wurden zumeist von verschlagenen, unterbezahlten Journalisten mit steinernen Mienen bevölkert, die darauf aus waren, ihr Einkommen aufzubessern, während sie in ihren mit Spielkarten tapezierten Schützenlöchern hockten. In seiner Zeit als Polizeireporter beim *Territorial Enterprise* hatte Sam Clemens ebenfalls an zahlreichen Kartenspielen teilgenommen. Üblicherweise hatte er zu diesen »freundschaftlichen« Partien seinen Navy-Colt mitgenommen – vermutlich für den Fall, dass ein Teilnehmer falsche Schlüsse aus einer hohen Karte zog, die irrtümlich in einem Stiefel oder Ärmel versteckt worden war.

Rein äußerlich erschien die Gruppe im Salonwagen mehr oder weniger unschuldig und harmlos, aber genau das waren die Typen, vor denen man sich besonders in Acht nehmen musste. Das meiste Geld hatte er mal bei einem Kartenspiel in einem hübschen kleinen Kloster im Ausland verloren, dessen genaue Lage er aus Scham lieber nicht preisgeben wollte. Die Äbtissin hatte dabei viermal hintereinander einen Straight hingeblättert, ein in der Geschichte des Pokerspiels sicherlich einmaliger Rekord. Tom fand immerhin ein wenig Trost in dem Gedanken, dass kein Kartenspieler, egal wie erfahren oder wagemutig, ernsthaft hoffen konnte, gegen einen Gegner zu bestehen, zu dessen Verbündeten der Allmächtige persönlich zählte.

Die bei der Pokerrunde im Zug benutzten Chips waren aus Kartoffeln; deshalb kauften sie mehrere Tüten Doritos.

Von Tom animiert, holte Eleanor sich sogar einen von Tyrones hochprozentigen »Heizkesseln«. Der ebenholzfarbene Elvis und der Journalist wechselten einen triumphierenden Blick, als die Frau ihr Glas in einem Zug leerte, sich den Mund mit dem Handrücken abwischte, als hätte sie bloß eine Limo getrunken, und sich niederließ, um Karten zu spielen.

»Das ist geradezu übermenschlich! Und Sie wollen mir erzählen, Sie kennen die Lady?«, flüsterte Tyrone.

»Genau da bin ich mir jetzt nicht mehr so sicher«, erwiderte Tom genauso leise.

Sie arbeiteten die gesamte Liste durch: Poker, Blackjack, Hearts, Spades, Gin Rummy, Euchre und andere Gesellschaftsspiele und hatten am Ende genauso viele Dorito-Chips wie zu Beginn der Partie, dazu jede Menge Material sowohl für Toms Reportage wie für Eleanors Filmdrehbuch. Da war ein Zeitgenosse mit sechs Fingern, der mehr gewann, als er verlor. Tom vermutete, dass es etwas mit dem zusätzlichen Finger zu tun hatte und vielleicht mit einem oder zwei Assen, die irgendwie versteckt worden waren. Allerdings hätte er das nicht zweifelsfrei beweisen können, was an diesem Ort ein ungeschriebenes Gesetz war, wie er erfuhr. In der Runde saß außerdem ein unangenehmer Spieler, der jedes Mal, wenn er sich den gewonnenen Pott grapschte, ein lautes Schnauben von sich gab, sich über die Spielfehler seiner Gegner lustig machte und ganz allgemein jedem Anwesenden auf die Nerven ging. Irgendwann während des Spiels beugte Eleanor sich zur Seite und flüsterte Tom ins Ohr: »Dieser Kerl muss schon in der ersten Filmszene dran glauben.«

Als die Runde sich schließlich auflöste und die Spieler sich erhoben, holte Tom seine Havannas hervor und blickte Father Kelly an, der sich ebenfalls als passabler

Spieler entpuppt hatte und seine Fähigkeiten mit der Bemerkung kommentierte: »Das kommt nur von zu viel Freizeit im Pfarrhaus während meiner ersten Jahre als Seelsorger.«

»Der Rauchersalon ruft, Father.«

Eleanor folgte ihnen, obgleich Tom wusste, dass sie nicht rauchte – zumindest hatte sie nicht geraucht, als er noch mit ihr zusammen gewesen war. Er warf ihr einen fragenden Blick zu.

Sie zuckte die Achseln. »Max ist der Boss. Wer A sagt, muss auch B sagen.«

Im Rauchersalon drehten sich Ventilatoren an der Decke. Eigentlich hätten sie die Luft binnen kürzester Zeit von sämtlichen Rauchspuren reinigen müssen, doch der verqualmten Atmosphäre nach zu urteilen hatten die Ventilatoren den Kampf längst aufgegeben und sich wie geprügelte Hunde winselnd von dannen getrollt, die Luftschaufeln zwischen die Beine geklemmt.

Die meisten Plätze waren besetzt, aber dann fanden sie doch noch drei freie Sitze fast am Ende des Salons. Zwei Raucher hatten ein primitives Brett auf einen Aschenbecherständer gelegt und spielten auf diesem Behelfstisch Dame. Eine andere Gruppe unterhielt sich über die bevorstehenden Football-Playoffs. Obgleich ein Schild an der Tür darauf hinwies, dass das Mitbringen von Speisen oder Getränken nicht gestattet war, schien jeder der Anwesenden irgendetwas zu verzehren oder zu trinken. Jemand meinte, es wäre völlig okay, solange der Schaffner sich nicht blicken ließ. In diesem Fall sollte jeder schnellstens verstecken, was er mitgebracht hatte. Tom ließ den Blick über die Bierflaschen, die extragroßen Eiskremwaffeln und die Karaffen mit selbst gemixten Getränken schweifen, die ganz und gar nicht wie harmlose

Limonade aussahen, und er fragte sich, wie diese Dinge Erfolg versprechend versteckt werden könnten, sollte der Schaffner tatsächlich erscheinen.

Sie setzten sich und versuchten, alles in sich aufzunehmen, ohne ihren Lungen zu viel Schaden zuzufügen. Father Kelly und Tom erweckten ihre Zigarren zum Leben, während Eleanor sich zurücklehnte und die Augen schloss.

»Müde?«, fragte Tom zwischen zwei Zügen. »Du lebst sicher noch nach Westküstenzeit.«

»Eigentlich war ich schon eine ganze Woche in Washington, ehe wir losfuhren.«

»Was ist denn in Washington?«

Ohne die Augen aufzuschlagen, sagte sie: »Jemand.«

Tom ließ die Havanna sinken und den Blick ziellos über die Leute im Rauchersalon schweifen. *Jemand*. Eleanor hatte jemanden. Na ja, warum sollte sie nicht jemanden haben? Sie war immer noch jung und intelligent und schön und wahrscheinlich reich von ihrer Arbeit beim Film. Und er, Tom, hatte in gewisser Weise ja auch jemanden. Wie hieß sie noch? Linda? Nein, Lelia. Er wertete diese Gedächtnislücke als kein gutes Zeichen.

Toms Begeisterung für Eleanor war in dem Moment entflammt, als er sie das erste Mal gesehen hatte. Alles schien irgendwie langsamer abzulaufen, als er sie damals auf dem Campus an sich vorbeisichlendern sah. Es schien, als wären sie beide ganz allein auf der Welt. Und es war nicht nur Eleanors Schönheit; es waren auch all die anderen Dinge, die einem den Kopf verdrehen konnten: die Art und Weise, wie sie sich bewegte, wie sie redete, wie sie einem in die Augen schaute und aufmerksam zuhörte, was man zu sagen hatte. Doch es war noch viel mehr. Wie Agnes Joe es so treffend beschrieben hatte: Es

hatte Tom damals nicht mehr interessiert, ob er gegessen, geschlafen, ja, sogar geatmet hatte, solange nur Eleanor in seiner Nähe gewesen war. Und ihr Temperament – davon hatte sie mehr als genug – hatte seine eigene Anziehungskraft auf ihn ausgeübt. Ihre Ansichten und Meinungen waren völlig unvoreingenommen, entsprangen ausschließlich ihrem eigenen Verstand, und sie entwickelte diese Gedanken fort und feuerte sie mit tödlicher Zielsicherheit ab, ohne dafür jemals irgendwelche Nachteile in Kauf nehmen zu müssen. Auf jeden leidenschaftlichen Ausbruch folgte eine zärtliche Berührung ihrer Hand oder ein auf Toms Lippen gehauchter Kuss, denn am Ende hatte er nach vielen energischen Attacken und Gegenattacken mehrerer ernsthafter Rivalen Eleanors Herz gewonnen ...

Toms Träumereien wurden plötzlich durch das Erscheinen eines Mannes in der Tür zum Rauchersalon unterbrochen. Er war ungefähr eins neunzig groß, schlank und um die fünfundzwanzig Jahre alt. Der Mann musterte alle Anwesenden mit einem ausgesprochen überheblichen Blick. Er hatte einen der aktuellen Mode entsprechenden Dreitagebart und trug verwaschene Jeans mit abgewetztem Gürtel. Doch sein Seidenhemd war ein teures Designermodell, sein Haar sah aus, als wäre es von einem Coiffeur kunstvoll zerzaust worden, und seine Jeans schien fachmännisch, aber künstlich gealtert worden zu sein. Ein Gentleman-Penner, der sich offenbar für den Größten hielt, folgerte Tom.

Unter einem Arm trug der Mann ein Schachbrett und einen Kasten mit Schachfiguren. Tom verfolgte, wie er methodisch seinen Laden eröffnete. Eleanor hatte die Augen mittlerweile aufgeschlagen und unterzog den Neuankömmling ebenfalls einer eingehenden Überprüfung. Während der nächsten Stunde besiegte der

Bursche alle, die sich mit ihm anlegten. Wie Father Kelly zu berichten wusste, waren zahlreiche Schachamateure auf den verschiedenen Eisenbahnstrecken unterwegs. »Die Eisenbahn scheint eine besondere Anziehungskraft auf sie auszuüben, vor allem die Rauchersalons«, sagte er. »Ich habe sogar mal gehört, dass Schachgroßmeister inkognito mit den Zügen fahren und gegen jeden spielen, der Lust auf eine Partie hat, nur um in Form zu bleiben. Gelegentlich verlieren sie auch mal.«

Warum sollten Schachgroßmeister inkognito reisen, fragte sich Tom. Doch er schwieg und schaute zu. Der Typ war gut, sogar richtig gut. Die durchschnittliche Dauer eines Spiels betrug gerade mal zehn Minuten. Während der Verlierer beschämt das Schlachtfeld räumte, lachte er nach jedem Sieg. Er lachte! Und dann rief er mit lauter Stimme und in herablassendem Tonfall: »Der Nächste bitte!« Hätte Tom nur den Hauch einer Chance gehabt, diesen Burschen zu schlagen, hätte er es versucht, aber er hatte schon beim Damespiel seine liebe Not, die Übersicht zu behalten.

Nach einer Weile verabschiedete Father Kelly sich. Tom erwartete nicht, ihn an diesem Abend noch einmal wiederzusehen, denn der Priester hatte einiges getrunken, und die anschließende Zigarre hatte ihm offenbar den Rest gegeben. »Wenn ich jetzt eine Messe lesen müsste, wäre ich wohl kaum in der Lage dazu. Ich bin mir nicht mal sicher, ob ich Ihnen sagen kann, aus wie vielen Teilen die Heilige Dreifaltigkeit besteht, selbst wenn Sie mir den einen oder anderen Tipp geben.«

Tom wünschte ihm eine gute Nacht und durfte dann erleben, wie Eleanor sich erhob und den Schachkönig herausforderte, der, wie sie mittlerweile wussten, auf den wildwesterproben Namen Slade hörte. Ellie war die einzige Frau im Rauchersalon, daher richteten alle Augen

sich auf sie, als sie dem Objekt des allgemeinen Hasses gegenüber Platz nahm. Als sie den ersten Zug machte, strahlte Slades Gesicht eine solch überhebliche Selbstsicherheit aus, dass Tom dem Kerl am liebsten seine Schachfiguren ins Maul gestopft hätte. Er hatte nicht einmal gewusst, dass Eleanor überhaupt Schach spielte ... aber dann fiel es ihm wieder ein: Während ihrer Zeit in Israel waren sie mit einem Rabbi befreundet gewesen, der ein außerordentlich guter Schachspieler war. Er hatte Eleanor eine Strategie beigebracht – nur eine –, aber die war fast immer narrensicher. Man konnte schon nach drei Zügen erkennen, ob der Gegner darauf hereingefallen war. Und diese Strategie schien bei den talentiertesten Spielern am besten zu funktionieren, vor allem, wenn sie zu siegessicher waren.

Drei Züge später bemerkte Tom bei Eleanor den Anflug eines Lächelns, und er ertappte sich dabei, wie er selbst mit einem verschwörerischen Lächeln darauf reagierte. Vier Züge später konnte der mächtige Slade mit seinem modisch zerzausten Haar nur noch ungläubig aufs Schachbrett starren. Eleanor hatte seinen schwarzen König im Schach, und Slade hatte keinen anderen Fluchtweg mehr als in Richtung von Eleanors weißer Dame oder ihres Turms. Die Raucher entrangen ihren teerverseuchten Lungen heisere Hochrufe und bedachten die Siegerin sogar mit einer stehenden Ovation. Durch den Alkohol und einen Ansturm von Gefühlen in ausgelassene Stimmung versetzt, klatschte Tom in die Hände, bis sie ihm wehtaten. Slade klemmte sich das Schachbrett und den Kasten mit den Figuren unter den Arm und murmelte irgendetwas von Anfängerglück. Hätte Eleanor nicht *jemanden* in Washington gehabt, Tom hätte sie geküsst.

Während er sie anschaute, schoss ihm eine Vielzahl von Möglichkeiten durch den Kopf. Er war wieder

fünfundzwanzig Jahre alt, und er und Eleanor waren im Begriff, die Welt aus den Angeln zu heben, mit einer Sensationsstory nach der anderen. Nichts erschien ihnen unmöglich.

Tom konnte noch vier weitere Minuten in diesem wundervollen Gefühl schwelgen, dann sollte es abrupt verfliegen.

KAPITEL 14

Die Gestalt, die Toms Schlafwagen betrat, war schwarz gekleidet und hatte die Absicht, sich einen teuer aussehenden Füllfederhalter anzueignen. Dann wurde Father Kellys silbernes Kreuz gestohlen. Anschließend huschte der Dieb zu den anderen Erster-Klasse-Schlafabteilen, entwendete Max' vergoldete Geldklammer, Eleanors silberne Haarbürste und Kristobals vierhundert Dollar teure Sonnenbrille. Die letzte Station für diesen Abend war Gordon Merryweathers Suite, wo der Dieb sich die elegante Uhr des Rechtsanwalts schnappte, außerdem Bargeld und den Palm Pilot. Die kriminelle Aktion nahm nicht mehr als zehn Minuten in Anspruch, denn die Person war bestens geübt in der Kunst des Einbruchs. Niemand wurde Zeuge der Diebstähle. Als Regina durch den Gang schlenderte, um die Kaffeekanne am Ende der Treppe aufzufüllen, war die Person mitsamt dem Diebesgut verschwunden.

Der erste Eisenbahnraub in den Vereinigten Staaten wurde 1866 in Indiana auf der Strecke der alten Ohio and Mississippi Railroad verübt. Die beiden Diebe, ehemalige Bürgerkriegssoldaten, die nach General Lees ehrenvoller Kapitulation entwurzelt und ziellos durchs Land streiften, wurden schnell gefasst. Zahlreiche Diebstähle durch andere Kriminelle folgten, doch der Aufstieg der personell bestens ausgestatteten Pinkerton-Detektivagentur – deren Agenten mit ihren Schusswaffen weitaus besser umgehen konnten als die Männer, die sie verfolgten, darunter die Bande von Jesse und Frank James – setzte diesem lukrativen Zweig des schweren Diebstahls bald ein Ende. Der Dieb im Capitol Limited hatte eine ordentliche Beute

gemacht, ohne dass ein Schuss gefallen war. Der arme Jesse James wäre zweifellos neidisch gewesen.

Tom und Eleanor standen draußen vor dem Raucher-salonwagen und atmeten tief die frische Luft.

»Du hast den Typ richtig ans Kreuz genagelt. Dieser Gesichtsausdruck ... einfach wunderbar.« Tom drückte sie leicht an sich, eine Geste, die sie nur halbherzig erwiderte. »Gott sei Dank gab es diesen Schach spielenden Rabbi in Tel Aviv. Wie hieß er noch?«

»Ich kann mich nicht erinnern«, antwortete sie leise.

Tom sah sie an, und seine gehobene Stimmung schmolz dahin und wurde von etwas unendlich Traurigem verdrängt. Rabbi Sowieso, Tel Aviv, die Szene der letzten Begegnung ... nein, der letzten Schlacht hätte viel besser gepasst.

Er sollte es nicht tun. Er wusste, dass es falsch war, tat es aber doch. Es schien, als wäre die Verbindung zwischen Verstand und Zunge gestört. »Kannst du es mir vielleicht jetzt erklären, nachdem du so viele Jahre Zeit hattest, dir darüber klar zu werden?«

»Was erklären?«

»Oh, ich weiß nicht. Vielleicht sollten wir damit anfangen, weshalb du mich damals verlassen hast. Das scheint mir ein ganz guter Einstieg zu sein. Von da können wir uns ja nach und nach weiter vorarbeiten.«

»Willst du damit behaupten, du weißt nicht, warum ich dich damals verlassen habe?«

»Woher denn? Was du mir damals als Erklärung angeboten hattest, ergab keinen Sinn ... und ergibt immer noch keinen.«

»Weil du nicht richtig zugehört hattest, wie jedes Mal.

Aber das ist nicht mein Problem.«

»Das ist Quatsch, und das weißt du genau.«

»Ich brauche nicht hier zu stehen und mir deine dummen Vorwürfe anzuhören.«

»Du hast Recht. Setz dich auf den Fußboden, und ich mach weiter. Ich hatte Jahre Zeit, mich darauf vorzubereiten. Ich könnte dir eine so lange Latte von Vorwürfen machen, bis der gute alte Southwest Chief in drei Tagen in den Pazifik rauscht!«

»Ich wusste gleich, dass es dazu kommt! Schon als ich dich sah, wusste ich, dass es passieren würde. Du hast dich kein bisschen geändert.«

»Was hast du denn erwartet, Ellie?«

»Eleanor.«

»Entschuldigung. Für einen kurzen Moment habe ich in der Vergangenheit gelebt, als du für mich noch Ellie warst.«

»Du kannst einem schrecklich auf die Nerven gehen, wenn du so drauf bist. Nimmst du denn nie deine Scheuklappen ab und siehst die Welt so, wie sie wirklich ist?«

»Ich habe viel von der Welt gesehen, mehr als die meisten anderen Menschen, und ich habe dabei nie eine rosa Brille getragen.«

»Das habe ich auch nicht gemeint. Du hast immer nur gesehen, was du sehen wolltest.«

»War es ein anderer Mann?«

Eleanor verdrehte die Augen und machte eine wegwerfende Handbewegung. »Warum denkt ihr Kerle immer, es wäre ein anderer, wo es normalerweise die Männer sind, die fremdgehen?«

»Ich bin nicht fremdgegangen! Niemals!«

»Das habe ich auch nie behauptet. Von mir kann ich übrigens dasselbe sagen.«

»Warum hast du mich dann verlassen?«

Sie schüttelte traurig den Kopf. »Tom, wenn du *jetzt* nicht mal verstehst, was der Grund dafür war, wirst du es niemals begreifen.«

Er starrte sie an. »Tut mir Leid. Irgendwie ist mein Gehirn eingerostet, was weiblich verklausulierte Aussagen angeht. Kannst du mir nicht behilflich sein? Was hast du gerade gemeint?«

Sie schüttelte den Kopf. »Sogar nach all den Jahren hast du es nicht geschafft.«

»Was habe ich nicht geschafft?«

»Erwachsen zu werden!«

Ehe er darauf antworten konnte, hörten sie Gesang. Wenig später erlebten die beiden, wie sich eine Schar Weihnachtssänger, die sich aus Angestellten der Eisenbahn und Fahrgästen zusammensetzte, um sie herum Aufstellung nahm. Tyrone hatte seine Bar im Stich gelassen und inszenierte mit dem Chor eine inbrünstige Version von »I'll Be Home for Christmas«, wobei er mit Rücksicht auf die empfindlicheren Mitglieder des Singkreises darauf achtete, dass seine Hüftschwünge sich innerhalb der Grenzen der allgemeinen Jugendfreiheit bewegten. Agnes Joe hielt sich im Hintergrund und sorgte ganz allein für die Bassbegleitung der Darbietung.

»Wollen Sie nicht mitmachen?«, fragte Tyrone.

»Eine Lady, die einen ›Heizkessel‹ runterkippen kann wie nichts, muss ich unbedingt kennen lernen.«

Eleanor schlenderte davon, die Arme vor der Brust verschränkt.

Tyrone schaute ihr verdutzt nach und drehte sich dann zu

Tom um. »He, Mann, hab ich was Dummes gesagt?«

»Nein, Tyrone, ich habe offenbar was Dummes gesagt.«
Dann suchte auch Tom das Weite.

Er überlegte, ob er Eleanor folgen und die »Diskussion« weiterführen sollte, fand aber nicht den Mut dazu, wobei er mehr Angst hatte vor dem, was er vielleicht von sich geben würde, als vor dem, was Eleanor ihm vorhalten könnte. Auf dem Rückweg zu seinem Abteil hörte er Gelächter aus der unteren Etage des Schlafwagens. Lachen – das würde ihm jetzt sicher gut tun. Er eilte die Treppe hinunter, wandte sich nach rechts und ging in Richtung der Stimmen. Hier befanden sich die weniger luxuriösen Schlafabteile; sie waren kleiner als das seine und ohne Dusche, doch jedes Abteil verfügte über eine Toilette und ein Waschbecken. Am Ende des Gangs sah er Regina und die Tarot-Lady. Sie standen vor einem Abteil und unterhielten sich mit jemandem im Innern.

Regina entdeckte Tom und winkte ihn heran. Als er sich näherte, erblickte er eine ältere Dame, die im Abteil auf der Sitzbank saß. Er sah auch den Rollstuhl, der zusammengeklappt an einer Wand lehnte. Er wandte sich um und betrachtete die Tarot-Lady. Sie trug immer noch die bunte Kopfbedeckung, hatte aber die schweren Schuhe gegen Slipper ausgetauscht. Sie machten die Frau ungefähr zehn Zentimeter kleiner, sodass man sehen konnte, dass sie in Wahrheit eher zierlich war. Aus der Nähe betrachtet, hatte sie leuchtend blaue Augen, die schelmisch funkelten, und ein warmes Lächeln.

Das Abteil auf der anderen Seite des Gangs besaß eine bunt geschmückte Tür; der Vorhang war aufgezo- gen und zusammengerafft. Tom vermeinte, den Geruch von Weihrauch wahrnehmen zu können, aber das, vermutete er stark, würde wohl gegen die Amtrak-Vorschriften verstoßen.

»Ich nehme an, das da ist Ihr vorübergehendes Zuhause«, sagte Tom zu der Tarot-Lady.

»Oh, Mr Langdon, Sie scheinen ja geradezu hellseherische Fähigkeiten zu besitzen«, stellte sie mit einem verhaltenen Lächeln fest.

»Woher wissen Sie ...« Er verstummte und starrte Regina an. »Ah! Ich brauche wohl keine geheimnisvollen Kräfte zu bemühen. *Sie* haben es ihr verraten.«

Regina nickte. »Darf ich Sie mit Drusella Parton bekannt machen, Tom? Sie brauchen Drusella nichts zu erzählen, sie weiß nämlich schon alles.«

Drusella streckte ihm eine zarte Hand entgegen.

»Meine guten Freunde nennen mich Misty. Und ich weiß jetzt schon, dass wir gute Freunde sein werden, also dürfen Sie Misty zu mir sagen.«

Misty hatte einen Südstaatenakzent, verstärkt durch ganz spezielle Eigenheiten im Tonfall. »New Orleans?«, fragte Tom.

»Mit einem Umweg über Baltimore. Sehr gut, Tom.«

Sie schob sich näher an ihn heran, und er gelangte zu dem Schluss, dass der Weihrauchduft in Wirklichkeit von Mistys Parfüm herrührte.

»Misty war mal amtlich zugelassene Wirtschaftsprüferin in Baltimore«, sagte Regina.

»Ich erkannte, dass ich eine Begabung für den Umgang mit Zahlen habe, doch ein solches Talent sollte für etwas Besseres genutzt werden als für das Einsparen von Steuern. Finden Sie nicht auch, Tom?«

»Zweifellos.«

»Sie haben Recht, Regina, er ist reizend«, stellte die Rollstuhl-Lady fest. Sie beendete gerade ihre Mahlzeit, die ihr auf einem Tablett serviert worden war.

»Ich wusste gar nicht, dass dieser Zug auch mit Zimmerservice aufwarten kann«, sagte Tom lächelnd. »Ich musste mich mühsam in den Speisewagen schleppen.«

»Oh, natürlich gibt's hier einen Zimmerservice«, erklärte die Dame und erwiderte das Lächeln. »Sie brauchen nur eins von diesen Ungetümen dort, und Regina karrt Ihnen alles heran, was Ihr Herz begehrt.«

Sie deutete auf den Rollstuhl.

»Wo sind meine Manieren geblieben«, sagte Regina. »Darf ich vorstellen – Lynette Monroe, Tom Langdon.«

Lynette war Mitte sechzig, hatte langes silbergraues Haar und fein geschnittene Gesichtszüge. Sie war noch immer eine sehr attraktive Frau. Und sie schien trotz ihrer Behinderung voller Energie zu sein.

»Wie ich hörte, arbeiten Sie jetzt für diese Filmleute, Tom«, meinte Regina.

»Ist das wirklich Max Powers?«, wollte Lynette wissen. »Ich liebe seine Filme.«

»Die Frau in ihrer Begleitung«, fuhr Regina fort, »ist laut Passagierliste eine gewisse Eleanor Carter, aber ich glaube, sie ist in Wirklichkeit ein Filmstar, der inkognito reist. Die Lady hat Klasse. Sie ist atemberaubend. Ist sie ein Filmstar, Tom?«

»Ich kenne sie persönlich. Sie ist Schriftstellerin, keine Schauspielerin. Obgleich ich Ihnen hinsichtlich ihres atemberaubenden Aussehens nicht widersprechen kann.« Doch was ihren derzeitigen Geisteszustand betraf, wollte er sich im Augenblick lieber nicht festlegen.

»Sie haben Eleanor schon früher gekannt?«

»Ja, ich kenne sie seit Jahren. Wir haben gemeinsam einige Reportagen gemacht.«

»Wie ich hörte, war es sogar noch ein bisschen mehr

zwischen euch«, bemerkte Misty.

Tom starrte sie konsterniert an. »Was wissen Sie denn darüber?«

»Gerüchte verbreiten sich in einem Zug noch schneller als anderswo, außer vielleicht in der Kirche. Man kriegt eine Menge zu hören.« Sie drängte sich noch dichter an Tom heran. »Man ist einander ständig sehr nahe, schon wegen der kleinen Abteile und so.«

»Sie meinen, die Leute lauschen«, sagte er.

»Das ist aber ziemlich unhöflich ausgedrückt! Soll ich Ihnen mein Motto sagen? ›Wenn Sie über jemanden nichts Gutes zu erzählen haben, gehen Sie zu Misty und verraten es ihr.««

»Ich muss mich jetzt empfehlen, meine Damen«, sagte Tom und löste sich behutsam von Misty.

Regina nahm Lynettes Tablett. »Ich auch.«

Während sie sich entfernten, rief Misty: »Ach, Tom ...«

Er wandte sich um, und sie fächerte ihre Tarotkarten auseinander. »Ich habe so eine Ahnung, dass zwischen uns irgendeine Verbindung besteht.«

»Misty, er hat eine Freundin in Los Angeles, die er über Weihnachten besuchen will«, sagte Regina. »Sie ist die Stimme von Cuppy, dem Wunderbiber. Dieses Tier im Fernsehen.«

Tom verschlug es beinahe die Sprache. »Woher wissen Sie das denn?«

»Agnes Joe hat es mir erzählt.«

Tom schaute die Frauen entgeistert an. »Wozu brauchen wir noch die CIA, wenn wir Sie beide haben?«

»Wissen Sie, Tom«, meinte Misty gedehnt, »ein erwachsener Mann braucht eine erwachsene Frau. Zeichentrickfilme können einen nachts nicht wärmen,

mein Freund.«

»Misty ist schon eine Kanone«, sagte Tom zu Regina, nachdem sie die Treppe hinaufgestiegen waren.

Regina lächelte. »Ach, sie ist nur nett, wie die Leute aus dem Süden es nun mal sind. Sie meint es nicht so ernst ... na ja, wenigstens nicht alles. Wir sind gute Freundinnen.«

»Ich vermute, sie fährt oft mit der Eisenbahn.«

»Na klar. Sie sagt den Leuten die Zukunft voraus, liest ihnen aus der Hand, legt für sie die Karten, und alles gratis. Üblicherweise nimmt sie den Crescent von Washington nach New Orleans. Sie hat ein kleines Studio im French Quarter unweit vom Jackson Square. Ich war schon mal dort. Es ist sehr hübsch.«

»Und Lynette? Es war sehr freundlich von Ihnen, ihr das Essen zu bringen.«

»Na ja, es ist ziemlich schwierig, sich in einem Zug mit einem Rollstuhl zu bewegen. Lynette hat Multiple Sklerose, lässt sich aber nicht davon unterkriegen. Wir haben immer eine Menge Spaß.«

»Sie scheinen Ihre Passagiere wirklich gut zu kennen.«

»Sie bedeuten mir sehr viel. Eigentlich ...«

»Sie kleine Diebin!«

Sie fuhren herum, und da war Gordon Merryweather.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«, fragte Regina.

Merryweather stampfte auf sie zu. »Ich wurde bestohlen, und ich wette, Sie waren es. Sie hatten nämlich als Einzige die Möglichkeit. Ich werde dafür sorgen, dass Sie rausfliegen und Weihnachten im Knast verbringen!«, brüllte er.

»Immer mit der Ruhe«, erwiderte Regina. »Ihr Ton passt mir nicht und Ihre Anschuldigung noch weniger. Wenn Sie irgendwas vermissen, mache ich einen Bericht und

leite ihn an die zuständigen Stellen weiter.«

»Ihre kleine Rede können Sie sich sparen«, sagte Merryweather schroff. »Ich will mein Eigentum zurück, und zwar auf der Stelle!«

»Da ich nicht weiß, um welche Dinge es sich handelt und wer sie entwendet hat, dürfte das ein wenig schwierig sein, Sir.«

Tom trat zwischen sie. »Jetzt hören Sie mal zu, Gordon. Ich bin kein Staranwalt wie Sie, aber ich weiß, dass jeder als unschuldig zu gelten hat, bis ihm eine Schuld nachgewiesen wurde. Wenn Sie also keinen stichhaltigen Beweis vorlegen können, wer Ihre Sachen gestohlen hat, verleumden Sie diese Frau vor einem Zeugen, und das kann sehr teuer für Sie werden, wie Sie sicher wissen.«

Merryweather starrte ihn argwöhnisch an. »Was wissen Sie von Verleumdung?«

»Ich heiße Tom Langdon. Ich bin Reporter und habe sogar einen Pulitzerpreis gewonnen. Ich hab mal eine Geschichte über einen amerikanischen Anwalt in Russland geschrieben, der sich einige üble Dinge hat zuschulden kommen lassen. Im Augenblick schreibt er seine Revisionsanträge im Gefängnis. Und wenn es etwas gibt, das wirkungsvoller ist als Gerichtsurteile, ist es eine Story in einer Zeitung, an der sich die ganze Welt erfreuen kann.«

Merryweather wich einen Schritt zurück und fauchte Regina an: »Mein Palm Pilot, zweihundert Dollar in bar und meine Tag-Heuer-Uhr. Ich will alles zurück, ehe der Zug in Chicago einfährt, oder es werden Köpfe rollen!« Er stapfte davon.

Tom und Regina atmeten auf.

»Der Typ ist eine Landplage«, sagte Tom. »Vielleicht hat er erfahren, dass Max Powers im Zug ist, und nun

versucht er, sich für die Rolle des Mr Scrooge zu empfehlen.«

»Meine Mutter hat mich gelehrt, die Menschen zu lieben, aber sie kannte Gordon Merryweather nicht.«

»Ich vermute, Sie sind ihm früher schon begegnet.«

»Jeder, der in diesem Zug arbeitet, ist ihm früher schon begegnet.« Sie hielt einen Moment inne. »Danke, Tom. Vielen Dank.«

»He, das Problem hätten Sie doch auch ganz allein gelöst.«

»Haben Sie wirklich einen Pulitzerpreis bekommen?«

»Nein. Zwei.«

»Alle Achtung.«

»Halb so wild. Man muss dafür nur von einem üblen Ort zum anderen reisen und über alle Gräuel schreiben, die man zu sehen bekommt. Dann liest die zivilisierte Welt, was man zu Papier gebracht hat, und vergisst es gleich wieder. Aber die Leute klopfen einem lobend auf die Schulter und belohnen einen als Anerkennung dafür, dass man nichts daran ändern konnte.«

Tom begab sich zu seinem Abteil, um ein paar Stunden zu schlafen.

KAPITEL 15

Eleanor ging in ihr Abteil, verriegelte die Tür und zog den Vorhang vor. Langsam ließ sie sich aufs Bett sinken, das während des Abendessens vorbereitet worden war. Sie knipste das Licht aus, und das Abteil versank in Dunkelheit. Nun konnte sie aus dem Fenster schauen und beobachten, wie die Schneeflocken immer dichter fielen – was dem Capitol Limited nicht viel ausmachte. Der Zug war mit der üblichen Reisegeschwindigkeit unterwegs und rollte an Ansammlungen bescheidener Häuser, dichten Waldstücken und hin und wieder einem Fluss vorbei. Kräuselnd stieg Rauch aus den Schornsteinen der Häuser zum Himmel und schien geheimnisvolle Botschaften in die wirbelnden Schneewolken zu schreiben – Botschaften, die Eleanor nicht entziffern konnte. Ihre Finger bewegten sich über die kalte Fensterscheibe und zeichneten komplizierte Muster und Symbole auf die glatte Oberfläche. Sie brach in Tränen aus und lehnte den Kopf an das Kissen, das Regina in die Ecke der Liegefläche gelegt hatte.

Während sie aus dem Fenster schaute, veränderte sich die Landschaft vor ihrem inneren Auge auf dramatische Weise. Ähnlich wie zuvor Tom fühlte sie sich plötzlich nach Tel Aviv zurückversetzt. Es war Weihnachten. Sie war damals so glücklich und doch so verzweifelt gewesen, dass die Schizophrenie ihres Lebens sie an den Rand des Wahnsinns getrieben hatte. Und vielleicht war genau das an jenem Weihnachtsmorgen geschehen, als die Zukunft mit dem Mann, den sie liebte, zerstoßen war. Sie erinnerte sich noch genau, wie sie damals zu ihm hinuntergeblickt hatte, als sie im Flughafen mit der Rolltreppe nach oben

zur Abflughalle fuhr, und wie er sich einfach umdrehte und sie im Stich ließ. In diesem Moment hatte sie ihren Tränen freien Lauf gelassen und alle Selbstbeherrschung verloren, um die sie so eisern gekämpft hatte, um ihr damaliges Leben überhaupt führen zu können. Sie hatte es für unmöglich gehalten, dass er ihr jemals so etwas antun konnte, aber er hatte es getan – mit einem einzigen Blick und wenigen Worten. Eleanor war völlig hilflos gewesen ...

Es klopfte an der Tür, und ihr Körper verkrampfte sich. Sie war nicht bereit, Tom wiederzusehen, nicht jetzt, vielleicht nie wieder.

»Eleanor? Du schläfst doch nicht?«

Sie hatte den Atem angehalten und atmete nun erleichtert aus. Es war Max, nicht Tom.

»Einen Moment.«

Sie knipste das Licht wieder an, wischte sich mit einem feuchten Tuch durchs Gesicht und griff nach der Bürste, um sich damit durchs Haar zu streichen, doch die Bürste lag nicht mehr an Ort und Stelle. Also fuhr Eleanor sich mit den Fingern durchs Haar und öffnete die Tür.

Max kam rasch ins Abteil und schloss die Tür hinter sich.

»Alles in Ordnung? Du siehst nicht gut aus.«

»Wahrscheinlich bin ich nur müde.«

»Also, es ist alles in die Wege geleitet – die Hochzeit, meine ich. Ich habe mit den Amtrak-Leuten gesprochen. Die Sache geht klar.«

»Das ist großartig«, sagte Eleanor leise.

»Und wie läuft es mit Tom? Bekommt ihr Material zusammen?«

»Erstklassiger Stoff. Bald kann ich mit den ersten

Notizen anfangen.«

»Es ist der Pioniergeist. Man fährt nicht mit dem Zug, um schnell irgendwohin zu kommen. Man tut es wegen der Reise an sich. Um sich überraschen zu lassen.«

»Ja. Ich habe auf dieser Reise schon einige Überraschungen erlebt.«

Max betrachtete sie mitfühlend. »Das Leben ist manchmal voller seltsamer Zufälle. Ich war mal zum Mittagessen bei Paolo – du weißt schon, dieser superteure Italiener auf dem Rodeo Drive. Also, ich gehe rein, und wen sehe ich? Nicht eine, nicht zwei, nein, meine drei Ex-Frauen!«

»Das ist ja ein Ding. Waren sie getrennt da?«

»O nein. Offensichtlich treffen sie sich jeden Dienstag und unterhalten sich darüber, wie schrecklich es war, mit mir verheiratet zu sein. Es ist so was wie ein Lesekränzchen, nur geht es dabei einzig und allein darum, mich ans Kreuz zu nageln. Dass sie nur deshalb vier Stunden in einem Fünf-Sterne-Restaurant sitzen und über mich schimpfen können, weil ich ihnen Unsummen an Unterhalt zahle, erwähnen die Damen natürlich nicht.« Er blickte Eleanor an.

»Möchtest du mir nichts über diesen Langdon erzählen? Für mich hat es ganz den Anschein, als wärt ihr viel mehr gewesen als nur Reporterkollegen.«

Vor Nervosität konnte Eleanor die Hände nicht ruhig halten. »Erinnerst du dich noch, als wir das erste Mal zusammengearbeitet haben? Wie du mich damals gefragt hast, was in mir den Wunsch weckte, zu schreiben? Und was mich immer wieder zum Schreiben antreibt?«

»Klar. Das frage ich alle meine Autoren.«

»Nun, die Antwort auf diese Frage ist Tom Langdon.«

»Ich verstehe nicht.«

»Ich habe ihn geliebt, Max. Mit allem, was ich geben konnte. Als es zwischen uns zu Ende war, gab es eine schreckliche Leere in meinem Innern, so groß wie ein erloschener Stern. Und mir blieb nur die Möglichkeit, mir den Schmerz von der Seele zu schreiben.«

»Das war bitter für dich, aber gut für mich«, sagte Max leise. »Du hast ihn also geliebt ... und er hat immer noch sehr viel für dich übrig. Was ist passiert?«

Eleanor stand auf und ging in dem beengten Abteil auf und ab, während Max geduldig wartete. »Zwei Menschen können einander zwar lieben«, sagte sie schließlich, »aber trotzdem nicht dasselbe *wollen*.

Und dann funktioniert es zwischen ihnen nicht, egal, wie gern sie sich haben.«

»Und was will Tom?«

»Ich glaube, das weiß er selbst nicht. Aber ich weiß, was er nicht will: von irgendjemandem gebunden sein.«

»Weißt du wenigstens, was du willst?«

»Welcher Mensch weiß schon, was er wirklich will, Max? Du vielleicht?«

»Was diese Frage angeht, bin ich wohl nicht der Richtige. Meine Interessen ändern sich ständig. Das gehört zu meinem Leben, nehme ich an. Aber vielleicht will ich glücklich sein. Vielleicht ist es dieses Glück, das wir alle suchen. Und man kann es auf sehr unterschiedliche Art und Weise finden.«

»Falls man es findet. Viele Menschen suchen es vergeblich, und vielleicht gehörte ich dazu.«

»Eleanor, du bist eine intelligente, talentierte, erfolgreiche und attraktive Frau in der Blüte ihres Lebens.«

»Und vielleicht braucht diese Frau gar keinen Mann, um ihr Leben auszufüllen.«

Max zuckte die Achseln. »Kann sein. Ich will ja auch nicht sagen, dass jeder verheiratet sein muss, um glücklich zu sein.«

»Und was willst du sagen?«

Der Regisseur erhob sich. »Lass dich nicht zu der Annahme hinreißen, dass du im Leben *niemanden* brauchst, um glücklich zu sein.«

Max ging weiter zu Kristobals Abteil, wo er feststellen musste, dass sein Assistent im Begriff war, seine kleine Behausung auseinander zu nehmen.

»Was ist los?«, fragte Max.

»Ich suche meine Sonnenbrille.«

»Deine Sonnenbrille? Guck mal aus dem Fenster. Es ist Nacht!«

»Ich meine, sie ist weg.«

»Dann kauf dir eine neue.«

»Die hat vierhundert Dollar gekostet!«

Max starrte ihn an. »Wie viel zahle ich dir genau, Kristobal?«

Der junge Mann schluckte krampfhaft und blickte seinen Boss nervös an. »Ich habe ein ganzes Jahr gespart, um mir die Brille kaufen zu können.«

»Hm-hm. Übrigens, das mit der Hochzeit geht klar.«

»Toll, Sir. Sie sind ein Genie.«

»Das sagst du mir dauernd. Du weißt jetzt, was du zu tun hast. Und ich will keine Pannen!«

»Wann habe ich Sie jemals im Stich gelassen, Mr Powers?«

»Ich weiß, ich weiß. Aber niemand ist unfehlbar, und ich

will nicht, dass du ausgerechnet bei dieser Sache zum ersten Mal versagst. Okay?«

»Ich verstehe, Sir.«

»Du bist ein guter Junge. Aber wenn wir nach LA kommen, kürze ich dein Gehalt.«

»Warum, Sir?«, fragte Kristobal fassungslos.

»Weil nicht mal ich vierhundert Dollar für eine Sonnenbrille ausgabe.«

Tom lag auf dem Etagenbett und betrachtete die Unterseite des Bettes über ihm. Er hatte einige Zeit geschlafen, war nun aber hellwach. Schließlich stand er auf und holte sein Notizbuch hervor, konnte seinen Füller aber nicht finden, auch nicht, als er das ganze Abteil durchsuchte. Der Füllfederhalter hatte eine ganz besondere Bedeutung für ihn. Eleanor hatte ihm diesen Füller geschenkt, als sie das erste Mal gemeinsam nach Übersee gereist waren. Schließlich brach Tom die Suche ab und trat hinaus auf den Gang, weil er Musik hörte. Die Klänge kamen aus Agnes Joes Abteil. Die Tür war offen, und das Licht brannte. Tom ging bis zur Tür und blickte vorsichtig hinein. Agnes Joe saß vollständig bekleidet auf der Sitzbank. Auf dem Klapp Tisch neben ihr stand ein altes Grammophon, das sie an die Steckdose angeschlossen hatte. Tom hörte die Klänge von »Stille Nacht«. Agnes Joe hob den Kopf und sah ihn. Es schien ihr ein wenig unangenehm zu sein, dass jemand sie ertappt hatte.

»Ich hoffe, die Musik stört Sie nicht.«

»Was gibt es in dieser Woche Schöneres als Weihnachtslieder?«

»Das Singen mit Tyrone hat mich in diese Stimmung versetzt. Ich habe diesen kleinen Plattenspieler immer bei mir, egal, wohin ich reise. Er hat mal meiner Mutter gehört. Sie können gern hereinkommen und zuhören.«

Tom zögerte einen Moment; dann nahm er auf der Sitzbank Platz. Agnes Joe machte den Eindruck, als könnte sie ein wenig Gesellschaft gebrauchen.

Sie betrachtete ihn aufmerksam. »Regina hat mir erzählt, Sie hätten ihr geholfen, als dieser widerliche Anwalt auf sie losging. Das war Ihre gute Tat für heute, Tom. Den Schutzengel zu spielen.«

»Nun, es heißt ja, dass zur Weihnachtszeit mehr Engel unterwegs sind als irgendwann sonst.«

»Das habe ich noch nie gehört. Haben Sie sich das gerade ausgedacht?«

»Um ehrlich zu sein, ja.«

»Trotzdem, ich finde den Spruch sehr schön.«

Sie hörten sich noch ein paar stimmungsvolle Lieder an. Im Abteil duftete es nach Fliederseife, und es sah sehr adrett aus. Tom bemerkte eine prall gefüllte Reisetasche, die zwischen den Stuhl und die Wand des Waggons gezwängt war. Eine Decke lag darauf. Als Tom den Blick wieder hob, bemerkte er, dass Agnes Joe ihn aufmerksam betrachtete. Ihr Gesicht hatte einen traurigen Ausdruck angenommen. In diesem Moment kam eine vierköpfige Familie – Mutter, Vater und zwei Kinder – durch den Gang. Sie lachten, und der Junge hüpfte ausgelassen herum und wäre beinahe hingefallen.

»Gerade zu Weihnachten herrscht in Eisenbahnen eine ganz besondere Atmosphäre. Die Leute sind meistens bester Laune. Züge sind wie geschaffen für Familienreisen«, sagte Agnes Joe.

»Wie kommt es, dass Sie Weihnachten nicht bei Ihrer Familie verbringen?«

»Nun, im Allgemeinen ist es so, dass man zu solchen Anlässen eingeladen werden muss, stimmt's?«

»Soll das heißen, Sie verstehen sich nicht mit Ihrer Tochter?«

»Ich verstehe mich mit ihr. Aber *sie* scheint Probleme mit mir zu haben.«

»Das tut mir Leid.«

»Zum Glück habe ich viele Freunde hier im Zug.«

»Wie die Dame im Salonwagen sagte: Freunde sind Freunde, aber Familie ist Familie.«

Agnes Joe lächelte. »Pauline mit dem Strickzeug? Was weiß die schon darüber? Was sie da strickt, wird übrigens der hässlichste Pullover, den ich je gesehen habe.« Sie hielt inne. »Ich sage immer«, fuhr sie dann fort, »dass man seine Familie meistens dort findet, wo man es am wenigsten erwartet. Man muss nur die Augen offen halten. So wie Sie.«

»Was meinen Sie mit ›so wie ich‹?«

»Diese Filmlady – Eleanor. Sie ist die Eleanor von damals, nicht wahr? Die große Liebe Ihres Lebens, habe ich Recht?«

»Wir sind nicht mal mehr Freunde.«

»Aber Sie könnten es sein. Und noch viel mehr.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Es ist zu spät.«

»Da irren Sie sich.« Agnes Joe beachtete seinen verwirrten Blick gar nicht. »Ich habe schon so viel gesehen, dass mir eins klar ist: Zwei Menschen, die einander so traurig machen können, müssen sich sehr lieben.«

Tom bedankte sich für das musikalische Intermezzo und kehrte in sein Abteil zurück. Doch er hatte nicht die Absicht, seine Zeit für etwas zu vergeuden, das ganz sicher nicht eintrat. Außerdem hatte er Ellie schon einmal verloren, und es hatte ihn fertig gemacht – so sehr, dass er

die Nachwirkungen noch heute spürte, nach all den Jahren. Nie mehr würde er das Risiko eingehen, noch einmal so tief verletzt zu werden. Die Vergangenheit war tot, und ein Neubeginn stand außer Frage.

Tom war gerade dabei, sich mit seinem Schicksal abzufinden, als Father Kelly den Kopf zur Tür hereinschob.

»Sie haben nicht zufällig irgendwo ein silbernes Kreuz liegen sehen?«

»Warum? Haben Sie eins verloren?«

»Ich kann es jedenfalls nicht finden.«

»Seltsam. Ich vermisse einen Füllfederhalter.«

Der Priester zuckte die Achseln und entfernte sich, während Toms Handy sich meldete. Er sah auf die Uhr. Es war bereits nach Mitternacht. Er drückte auf die Antworttaste.

»Hallo?«

Es war Lelia aus Los Angeles.

»Ich habe die Strecke von deinem Zug im Internet verfolgt. Nach Fahrplan müsstest du in Pittsburgh sein, stimmt's?«

Tom sah aus dem Fenster. Der Zug fuhr deutlich langsamer, und Tom hielt Ausschau nach dem Bahnhofsschild. Sekunden später tauchte es auf: Connellsville, PA. Sie waren noch weit von Pittsburgh entfernt. Offensichtlich hatte der Zug noch einmal gehalten, als Tom geschlafen hatte.

»Du bist doch in Pittsburgh, oder?«, fragte Lelia.

»Klar, ich kann von hier das Stadion sehen. Erinnerst du dich noch an die Steelers, damals in den Siebzigern?«

»Ich weiß nur, dass du jetzt in Pittsburgh sein müsstest. Baseball interessiert mich nicht.«

»Die Steelers spielen Football. Und ist dir klar, dass hier bei uns Mitternacht durch ist?«

»Du willst damit doch wohl nicht sagen, du könntest im Zug schlafen? Ist es nicht viel zu laut und unruhig?«

»Nein. Die Fahrt ist sehr angenehm, und ich *habe* geschlafen«, log er.

»Sie können sich da hinten ausbreiten, Erik«, hörte er Lelia zu jemandem sagen.

»Erik? Wer ist Erik?«, fragte Tom.

»Er ist mein PT.«

»PT? Das klingt wie eine Krankheit.«

»Mein Physiotherapeut. Das ist hier bei uns der letzte Schrei.«

»Oh, da bin ich sicher. Was macht der gute alte Erik denn mit dir so ganz allein in deiner Wohnung?«

»Er bearbeitet meinen Rücken, die Beine, die Füße. Er ist auch für meine Pediküre zuständig.«

»Rücken und Beine. Gibt es dazwischen noch was, um das er sich kümmert?«

»Was?«

»Bist du während der Prozedur angezogen?«

»Sei nicht albern. Ich decke mich mit einem Handtuch zu.«

»Na, da fällt mir aber ein Stein vom Herzen. Sag mal, warum kommt dieser Typ zu dir nach Hause? Ich dachte, du gehst selbst in diese Beauty-Fitness-Wellness-Clubs.«

»Ich hatte schlimme Rückenschmerzen, und meine Fußnägel müssen schnellstens in Form gebracht werden. Ich will morgen nämlich zehenfreie Pumps tragen.«

»Dann ist es wirklich ein dringender Notfall. Warum versuchst du es nicht mal mit einer Wärmflasche und einer

ordinären Nagelschere? Den meisten Amerikanern reicht das völlig.«

»Ich gehöre aber nicht zu den meisten Amerikanern.«

»Woher kennst du diesen Erik?«

»Er ist mein Kickboxtrainer. Außerdem arbeitet er als PT.«

Es gibt eine Menge ernsthafter Kickboxfans, doch als Tom einmal eine Gruppe zu ihrer Trainingsstunde in LA begleitet hatte, wimmelte es dort von Buchhaltern, Rechtsanwälten, Schauspielern und Starköchen, die in hautengen Spandextrikots umherstolzten und Gummipuppen mit Füßen und Fäusten stupsten. Zwei, drei halbwegs kampfproben Schulkinder hätten die ganze Bande im Handumdrehen auf die Bretter schicken können.

»Kann es sein, dass Erik dieser eins neunzig große, blonde, blauäugige Adonis aus Schweden ist? Und dieser Typ hält sich in deinem Haus auf, während du nur ein winziges Handtuch trägst?«

»Oh, du bist eifersüchtig! Das gefällt mir. Das ist wie Medizin für eine Beziehung. Übrigens kommt Erik aus Norwegen.«

»Prima, dann hol diesen norwegischen Erik mal ans Telefon.«

»Warum?«

»Ich möchte gern einen Termin mit ihm vereinbaren, wenn ich bei dir bin. Ich glaube, mein Rücken muss nach dieser Eisenbahnfahrt ebenfalls behandelt werden. Ich nehme an, er hilft Frauen und Männern, oder?«

»Natürlich. Aber du musst mir versprechen, dass du nicht gemein zu ihm bist. Ich weiß, wie du manchmal sein kannst. Versprichst du 's?«

»Ja, sicher. Es ist doch nur, dass mir der Rücken wehtut,

und ich könnte ein bisschen PT gebrauchen, wie jeder andere in meiner Situation.«

Er hörte, wie Lelia den Hörer weiterreichte und ein paar Erklärungen gab.

»Ja, hier Erik, kann ich Ihnen helfen?«, erklang nun die Stimme des norwegischen Adonis.

»Erik? Hier ist Tom Langdon. Ehe ich einen Termin mit Ihnen vereinbare, möchte ich noch wissen, wie Sie es mit der Meldepflicht für Infektionskrankheiten halten.«

»Wie bitte? So was kenne ich nicht.«

»Meldepflicht für Infektionskrankheiten. Oder gilt die bei Ihnen nicht? Lassen Sie es mich in einfachen Worten erklären. Da Sie sich mit menschlichen Körpern beschäftigen – zum Beispiel mit dem Lelias im Handtuch – und dabei mit menschlicher Haut in Kontakt kommen, laufen Sie Gefahr, sich mit schweren und ansteckenden Krankheiten zu infizieren, die Sie dann möglicherweise auf andere Kunden wie mich übertragen. Deshalb wollte ich wissen, welche Vorsichtsmaßnahmen Sie treffen und welche Meldepflichten bei Ihnen gelten. Ich bin sicher, dass Lelia Sie über ihre Hepatitis-Z-Erkrankung und die ernststen Folgen unterrichtet hat, die sich daraus ergeben könnten. Deshalb wollte ich wissen, inwieweit Sie andere Kunden in solchen Fällen aufklären.«

»Hepatitis!«

»Keine Bange. Wenngleich es für diese Krankheit natürlich keine Heilung gibt, wirken die neuen medikamentösen Therapien wahre Wunder, und die Nebenwirkungen halten sich in Grenzen: Übelkeit, Haarausfall, rapide Gewichtszunahme und Impotenz. Wenn man mit der Behandlung früh genug beginnt, endet die Krankheit nur in der Hälfte aller Fälle tödlich.«

Tom hörte, wie das Telefon zu Boden polterte, gefolgt

von panischen Schritten auf Lelias poliertem Parkettboden, die sich rasch entfernten. Dann erklang Lelias aufgeregte Stimme: »Erik? Erik, wo wollen Sie hin? Erik, kommen Sie zurück!«

Nachdem krachend eine Tür zugeschlagen worden war, hörte Tom, wie der Hörer aufgehoben wurde. Er konnte sich geradezu bildhaft vorstellen, wie die Frau, die Cuppy den Wunderbiber und Sassy das Supereichhörnchen zu Lieblingen von Millionen gemacht hatte, vor Wut schäumte.

»Was hast du zu ihm gesagt? Die *genauen* Worte!«

»Wir haben uns bloß über meinen Termin unterhalten und was ich von ihm erwarte, und plötzlich war er weg.«

»Ich habe ihn ganz deutlich ›Hepatitis‹ sagen hören.«

»Hepatitis? Lelia, ich sagte Gingivitis. Ich habe ihn gefragt, ob er Gingivitis hat, weil nämlich mein alter Masseur das auch hatte. Ich kann dir sagen – es war wirklich kein Vergnügen, eine ganze Stunde lang diesen entsetzlichen widerlichen Atem riechen zu müssen. Aber Eriks Englisch ist offenbar noch nicht besonders gut.«

»Ich glaube dir nicht! Ich glaube dir kein Wort, Tom Langdon! Ist dir eigentlich klar, was du getan hast? Mein Rücken bringt mich um, und was soll nun mit meinen Fußnägeln werden?«

»Versuch's mal mit Franzbranntwein und einer Papiernagelfeile.«

»Das ist nicht lustig!«, rief sie wütend.

»Hör mal, ich bin hundemüde, und der Empfang ist hier sehr schlecht. Ich ruf dich an, sobald wir in Pittsburgh sind.«

»Was? Ich dachte, du wärst längst in Pittsburgh!«

Tom schlug sich wegen seines Lapsus klatschend vor die

Stirn. Doch unter dem gewaltigen Druck, dem er sich plötzlich ausgesetzt sah, entwickelte er einen, wie er glaubte, genialen Plan. »Lelia? *Lelia!*« Er klopfte mit den Fingerspitzen kräftig aufs Handy. »Lelia, die Verbindung bricht zusammen! Ich kann dich nicht mehr hören! Lelia ...?«

»Wag es ja nicht, schon wieder diese Nummer abzuziehen, Tom ...«

Er sprach langsam und mit sehr lauter Stimme, als müsste er sich mit einem Geistesschwachen herumschlagen, der unter Schwerhörigkeit leidet: »WENN ... DU ... MICH ... HÖREN ... KANNST ... ICH ... RUFEN ... DICH ... AN ... WENN ... WIR ... NACH ... CHICAGO ... KOMMEN.«

Er betätigte die AUS-Taste und lehnte sich zurück. Das Handy klingelte erneut, doch Tom reagierte nicht. Das Gerät schaltete auf Voice-Mail um und klingelte abermals. Tom stellte es ab. Nun, das war einigermäßen gut gelaufen.

Zu seiner Zeit war Mark Twain die wohl am häufigsten zitierte Persönlichkeit gewesen, und einer seiner berühmten Aussprüche war aus einer Falschmeldung entstanden, die alle Welt hatte glauben lassen, dass der große Schriftsteller gestorben sei. Um einen Kommentar zu seinem *angeblichen* Hinscheiden gebeten, hatte Twain schelmisch gemeint, die Nachricht von seinem Tod sei »ziemlich übertrieben« gewesen.

Wahrscheinlich, überlegte Tom, hätte der gute Mann sich nicht so ausgedrückt, hätte er das Pech gehabt, in diesem Moment in Lelias Reichweite zu sein. Dann hätten die Umstände seines gewaltsamen Todes gar nicht übertrieben genug dargestellt werden können.

Als der Cap sich wieder in Bewegung setzte, machte

Tom es sich gemütlich, knipste die Beleuchtung aus und bezog Posten am Fenster. Der Zug verlangsamte seine Fahrt jedoch noch einmal, und während Tom in die Dunkelheit schaute, konnte er die Grabsteine eines kleinen Friedhofs erkennen, an dem der Zug gemächlich vorbeirollte.

Ein wenig aufgeschreckt durch die Nähe so vieler verlorener Seelen erhob Tom sich abermals und begab sich auf einen Spaziergang. Er war noch nie so viel zu Fuß gegangen wie in diesem Zug.

KAPITEL 16

Am Imbissstand unweit der Treppe schenkte Tom sich eine Tasse Kaffee ein und machte sich auf den Weg zum Salonwagen. Die meisten Abteile waren um diese Zeit dunkel, und er sah niemanden auf dem Gang. Beinahe konnte Tom den Eindruck bekommen, in diesem zehn Waggons langen Zug, der durch die Nacht rollte, allein zu sein. Auch im Speisewagen war es still und dunkel, nachdem das Servicepersonal sich längst in seine Quartiere im Liegewagen zurückgezogen hatte. Im Salonbereich war die Beleuchtung gedämpft worden; auch dort schien sich niemand mehr aufzuhalten. Der Zug beschleunigte wieder, und Tom stützte sich auf eine Sitzlehne, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Er zuckte zurück, als seine Hand menschliche Haut berührte, und verschüttete beinahe seinen Kaffee.

Eleanor schaute zu ihm hoch. Sie schien genauso erschrocken zu sein wie er. Auch sie hielt eine Tasse Kaffee in der Hand.

»Mein Gott«, sagte sie, »ich hab dich gar nicht gehört.«

Er blickte vielsagend auf ihren Kaffee. »Leidest du immer noch unter Schlaflosigkeit?« Mit diesem Problem hatten sich damals beide herumschlagen müssen – vielleicht wegen zu vieler Zeitzonenumwechsel, zu vieler Reisen und sicher auch zu vieler Schreckensgeschichten, die sie aufgedeckt hatten und von denen sie noch heute gelegentlich im Schlaf heimgesucht wurden.

Eleanor rieb sich die Schläfen. »Es ist schon seltsam. Ich dachte, ich hätte es überstanden. Aber in letzter Zeit macht es sich wieder häufiger bemerkbar.«

»Schon gut, ich habe verstanden. Ich suche mir gern einen anderen Platz, um meinen Kaffee zu trinken und über die grenzenlosen Möglichkeiten meiner Zukunft nachzudenken.«

»Nein, ich kann gehen«, bot sie an.

»Wir beide sind erwachsen«, sagte Tom, »und ich glaube, wir können in einem so großen Zug durchaus miteinander auskommen, wenigstens eine Zeit lang.«

»Das ist wirklich sehr erwachsen von dir.«

»Ich hab manchmal lichte Momente.«

Sie schwiegen beide, während der Gap Fahrt aufnahm und schließlich mit hundertzwanzig Stundenkilometern über die Gleise donnerte. Noch nie, überlegte Tom, ist die Dunkelheit mit so viel Zielstrebigkeit vorübergehuscht.

»Ich frage mich die ganze Zeit, weshalb du wirklich mit diesem Zug fährst«, sagte Eleanor schließlich. »Du wolltest doch immer so schnell wie möglich ans Ziel kommen.«

»Ich hab's dir doch erklärt. Ich arbeite an einer Geschichte über eine Eisenbahnfahrt – was ein wenig schwierig wäre, wenn man diese Fahrt nicht unternimmt.«

»Und das ist alles?«

»Warum sollte da sonst noch was sein?«

»Das weiß ich ja eben nicht. Aber du brauchst es mir nicht zu sagen. Es ist ja nicht so, dass du mir irgendeine Erklärung schuldig bist.«

Er dachte über diese Aussage nach – sie konnte bedeuten, dass Eleanor ihm ebenfalls keine Erklärung schuldig war –, unterließ dann aber einen Kommentar. Stattdessen erzählte er ihr vom Wunsch seines Vaters und davon, wie er diesen Wunsch zu erfüllen gedachte, auch wenn sein alter Herr es nie erfahren würde.

»Ich glaube, dein Vater wird es doch erfahren«, sagte Eleanor leise.

»Okay. Da ich zur Sorte der misstrauischen, paranoiden, verschwörungstheoriengläubigen Enthüllungsreporter gehöre, muss ich feststellen, dass deine Anwesenheit in diesem Zug wirklich ein Wahnsinnszufall ist.«

»Eigentlich wollten wir gestern mit dem Capitol Limited fahren.« Sie schaute auf die Uhr. »Das heißt, vorgestern, es ist ja schon Mitternacht durch. Aber dann haben sich Max' Pläne geändert. Er kam einen Tag später nach Washington, und wir mussten deinen Zug nehmen.«

Tom zuckte die Achseln. »Dann scheint es ja wirklich ein Zufall zu sein.«

»Ja. Wenn ich gewusst hätte, dass ich dich hier treffe, wäre ich nicht mitgefahren.«

»War es so schlimm mit uns beiden?«

»Es hat bloß nicht geklappt«, sagte Ellie. »So was passiert Millionen Leuten. Einige Menschen eignen sich nun mal nicht für die Ehe.«

»Ich war mal verheiratet.«

Eleanor war wie vom Donner gerührt. »Wie bitte?«

»Es war so schnell wieder vorbei – die Ehe, meine ich –, dass ich mich kaum noch daran erinnere.«

Eleanor stand auf. Sie gab sich kaum Mühe, ihren Zorn zu verbergen. »Es freut mich, dass du wenigstens eine Frau genug geliebt hast, sie um ihre Hand zu bitten, egal wie lange die Ehe gehalten hat.«

»So war es nicht, Ellie. Ich habe in meinem ganzen Leben keine so falsche Entscheidung getroffen ...«

Eleanor machte kehrt und ging hinaus.

Tom blickte ihr nach, während der Gap bremste und hielt.

Er erhob sich und lehnte sich ans Fenster. *Genau genommen*, ging es ihm durch den Kopf, *war es die zweitverkehrteste Entscheidung meines Lebens*. Dann sagte er laut: »Was ist denn hier los? Bei dem Tempo wäre ich ja zu Fuß schneller nach Chicago gekommen.«

»Vor uns ist ein Güterzug«, sagte eine Stimme, »der die Gleise für den Gap versperrt.«

Tom schaute in die Richtung, aus der die Stimme zu ihm gedungen war. In einer entfernten Ecke des Salonwagens war in der Dunkelheit die Silhouette eines Mannes zu erkennen. Als die Gestalt sich erhob und auf Tom zuzuschweben schien, glaubte er, einem Geist zu begegnen, der erschienen war, ihm seinen bevorstehenden Tod anzukündigen.

Als der Unbekannte in den matten Lichtschein geriet, der durchs Fenster fiel, atmete Tom erleichtert auf. Der Mann war hoch gewachsen und schlank, hatte grau meliertes Haar, war um die sechzig und besaß scharf gemeißelte, markante Gesichtszüge. In jungen Jahren hatte er sicher so mancher Lady den Kopf verdreht. Bekleidet war er mit einem weißen Oberhemd mit Oxford-Kragen, Krawatte und einer Anzughose. Dazu kam eine Kopfbedeckung, die wie eine Schaffnermütze aussah.

»Arbeiten Sie im Zug?«, fragte Tom und deutete mit einem Kopfnicken auf die Mütze des Mannes.

»Nein«, antwortete dieser, nahm die Mütze ab und schüttelte Tom die Hand. »Früher mal. Jetzt bin ich pensioniert. Mein Name ist Higgins, Herrick Higgins.«

Auch Tom stellte sich vor, und sie setzten sich.

»Vor uns steht ein Güterzug, sagen Sie? Warum wird denn nicht dafür gesorgt, dass er Platz macht?«

»Nun«, sagte Higgins, »die Erklärung ist einfach. Die Amtrak ist nicht Eigentümerin der Gleise. Die gehören der

Güterzuggesellschaft, also geht Frachtverkehr vor Passagierverkehr.«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Die Amtrak besitzt praktisch keines der Schienennetze, auf denen ihre Züge unterwegs sind, außer im so genannten Nordostkorridor und auf einigen kleineren Gleisabschnitten. Als die privaten Eisenbahngesellschaften den Passagierverkehr einstellten, haben sie die Gleisstrecken behalten. Der Schienenfrachtverkehr ist sehr profitabel – im Gegensatz zum Personentransport. Amtrak hat Verträge mit allen möglichen kleineren Unternehmen. Und manchmal gibt es nun einmal logistische Probleme.«

»Nehmen Sie's mir nicht übel, aber das scheint mir nicht gerade die wirtschaftlichste Art und Weise zu sein, eine Eisenbahn zu betreiben«, meinte Tom.

»Der Amtrak wurden nie die Gelder zur Verfügung gestellt, um bestehende Gleisanlagen zu kaufen oder neue zu bauen. Dem Unternehmen blieb nichts anderes übrig, als sich mit den Eigentümern zu einigen. Wenn nun ein Güterzug aus irgendwelchen Gründen liegen bleibt oder gar entgleist, müssen wir warten. Das passierte alle naselang, und wir können nichts dagegen tun. Entschuldigen Sie, dass ich immer ›wir‹ sage, aber es ist eine alte Gewohnheit.«

»Wie lange waren Sie bei der Amtrak?«

»Manchmal kommt es mir so vor, als gehörte ich schon ein Leben lang dazu. Ich war schon dabei, als 1971 der Betrieb aufgenommen wurde. Praktisch seit meinem ersten Atemzug bin ich Eisenbahner, genau wie mein Vater. Er war bei UP, der Union Pacific.«

Higgins blickte vielsagend auf Toms Kaffeetasse und lächelte. »Wenn überhaupt, schläft man während der

ersten Nacht auf Schienen erst sehr spät ein, aber schon in der zweiten Nacht schlafen Sie wie ein Murmeltier, glauben Sie mir.« Er schaute aus dem Fenster. »Diese Strecke liegt auf einer ehemaligen Mautstraße. George Washington besaß Aktien des Mautstraßenbetreibers. Ich habe mich schon oft gefragt, was der Vater unserer Nation sagen würde, wenn er sehen könnte, dass der gute alte Gap jetzt auf der gleichen Strecke unterwegs ist. Aber vielleicht ist das nicht mehr lange so. Für die Fernzüge im Personenverkehr sieht die Zukunft nicht allzu rosig aus. Die Regierung plant schon seit längerem, die Amtrak aufzulösen und den Nordostkorridor abzutrennen.«

»Tja, Amerika ist ein so großes Land, dass es nicht sehr sinnvoll erscheint, Eisenbahnstrecken für den Passagierverkehr zu betreiben.«

Higgins sah ihn ernst an. »Sie haben Recht. Heutzutage machen Eisenbahnreisen in diesem Land nicht viel Sinn. Die Amtrak-Leute sind kreative und leidenschaftliche Idealisten. Sie müssen mit einem niedrigen Budget und altem Material zurechtkommen. Es heißt, dass der Schienenverkehr eine wahre Geldvernichtungsmaschine ist. Aber hat es denn keinen Wert für die Umwelt, zehn Millionen Luft verpestende Autos von den Fernstraßen und Autobahnen herunterzuholen und eine Flotte lärmender Düsenjets stillzulegen? Wussten Sie, dass die Regierung der Vereinigten Staaten mehr Geld für das Entfernen totgefahrener Tiere von den Highways ausgibt als für den schienengebundenen Personenverkehr?«

»Aber der Personenverkehr mit der Bahn *wird* subventioniert, die Fluglinien dagegen nicht.«

»Haben die Fluglinien denn Flughäfen gebaut? Bezahlen sie die Luftverkehrskontrolle? Stattdessen haben die Fluglinien Milliarden Dollars vom Staat bekommen und verdienen noch immer so gut wie nichts. Achtzig Cents

von jedem Dollar, der für den Transport ausgegeben wird, fließen in die Highways – mit dem Ergebnis, dass wir weiterhin Straßen bauen und Benzin saufende Autos kaufen, um auf diesen Straßen zu fahren. Wir müssen mit einem einzigen gigantischen Verkehrsstau leben und sind obendrein von ausländischem Öl abhängig. Mit nur einem Cent Benzinsteuer für jede Gallone könnte Amtrak ein Schienennetz für eine erstklassige Personenbeförderung aufbauen, aber die Regierung will uns dieses Geld nicht geben. Ironischerweise wurden die Vereinigten Staaten mithilfe der Schienen aufgebaut. Eisenbahnschienen haben den Osten mit dem Westen verbunden und Amerika zur bedeutendsten Nation der Welt gemacht.«

Higgins setzte die Mütze wieder auf und rückte sie mit geübter Hand zurecht. »Ich habe gehört, dass ein Flugzeug entwickelt werden soll, das eine Geschwindigkeit von siebzehtausend Meilen die Stunde schafft. Damit könnte man jeden Tag zur Arbeit nach Europa und zurück fliegen.«

»Das ist doch eine reizvolle Aussicht.«

»Ja, sicher, wenn es einem mehr um das Ziel geht als um den Weg. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es den meisten Leuten, die mit der Bahn fahren, nicht vordringlich wichtig ist, wohin sie fahren. Ihnen geht es um die Reise und die Menschen, die sie unterwegs kennen lernen. Wissen Sie, bei jedem Halt eines Zuges steigt ein winziges Stück Amerika ein, ein winziges Stück Ihrer Heimat, und begrüßt Sie. Deshalb sind Eisenbahnen gerade zu Weihnachten so beliebt. Die Menschen haben die Möglichkeit, während der Feiertage ihre Heimat zu sehen. Sie suchen ein bisschen Freundschaft, Nähe, jemanden, mit dem sie reden können. In einem Zug haben die Leute es nicht eilig. Für eiliges Reisen sind Züge nicht geschaffen. Wie wollen Sie diesen Wert in Dollars aus-

drücken? Unter welcher Rubrik soll man das verbuchen?«

Higgins rieb sich das Kinn und schaute nachdenklich zu Boden. »Ich behaupte nicht, dass eine Fahrt mit der Eisenbahn das Leben verändert oder dass man mit dem Personenverkehr eines Tages viel Geld verdienen wird. Aber ganz gleich, wie schnell wir unterwegs sein müssen – sollte da nicht für einen Eisenbahnzug Platz sein, in dem man sich gemütlich zurücklehnen, tief Luft holen und für kurze Zeit ganz Mensch sein kann? Nur für eine winzige Zeitspanne? Ist das wirklich so schlecht?«

KAPITEL 17

Während Tom sich von Herrick Higgins verabschiedete, ihn in der Dunkelheit zurückließ und langsam zu den Schlafwagen schlenderte, setzte der Cap sich wieder in Bewegung. Doch über dem Geräusch der Räder auf den Schienen hörte Tom noch etwas anderes. Etwas, das ihn durch den Gang eilen und die Treppe hinunterstürmen ließ, als er die Quelle der Geräusche suchte.

Und dort, an eine Wand gelehnt, kauerte eine schluchzende Julie. Neben ihr saß Eleanor und hatte die Arme um sie gelegt.

»Was ist los?«, fragte Tom.

»Weiß ich auch nicht«, erwiderte Eleanor. »Ich habe sie so gefunden.«

Julies Stimme versiegte immer wieder, als sie nun schluchzend berichtete, dass Steves Eltern angerufen hätten. Sie hätten herausbekommen, was das Paar vorhatte, und damit gedroht, Steve zu enterben, wenn er Julie heiratete. Steve war offenbar nicht allzu entschlossen aufgetreten, als er seinen Eltern klar zu machen versuchte, dass er nicht von seinem Heiratsplan ablassen wollte; stattdessen hatte er sich so gewunden, dass er mit Julie in Streit geraten war. Schließlich war Julie davongelaufen, um sich die Seele aus dem Leib zu weinen.

»Wo ist Steve jetzt?«, wollte Tom wissen.

»In seinem Abteil«, jammerte Julie.

»Kümmere dich um sie, Eleanor. Ich werde Steve mal einen Besuch abstatten.«

»Was hast du vor, Tom?«

»Ich will ihn davon abhalten, den größten Fehler seines

Lebens zu begehen.«

Tom machte sich auf den Weg. Steve saß in seinem Abteil und starrte unglücklich aus dem Fenster. Während der nächsten zehn Minuten las Tom ihm die Leviten, worauf eine von beiden Seiten hitzig geführte Diskussion entbrannte. Schließlich fragte Tom: »Lieben Sie Julie aufrichtig? So einfach ist die ganze Sache nämlich.«

»Ja«, antwortete Steve, ohne zu zögern.

»Dann nehmen Sie das Mädchen. Nehmen Sie es ohne Vorbehalte, Widerrufsklauseln, elterliche Forderungen und was es sonst noch geben mag. Nehmen Sie Julie mit all ihren Fehlern und Schwächen, Eigenarten und Bedürfnissen. Nehmen Sie sie ohne Einschränkungen und Bedingungen, von wem oder welcher Seite auch immer. Denn das, Steve, heißt lieben. Wenn Sie Julie aus Ihrem Leben verschwinden lassen, sind Sie ein hoffnungsloser Narr. Sie hat mindestens so viel aufgegeben wie Sie, wenn nicht mehr. Dies hier könnte die einzige Chance in Ihrem Leben sein, Glück in einer Beziehung zu finden. Gut möglich, dass Julie die einzige Frau auf der Welt ist, die Sie liebt und die Sie glücklich machen wird. Wenn Sie diese Chance vergeben, ist es für Sie gelaufen. Dann gibt es kein Zurück, Steve, glauben Sie mir.«

»Ich liebe Julie, Tom. Ich liebe sie wirklich.«

»Das ist alles, was Sie brauchen.«

Steve schaute an ihm vorbei, und da waren Eleanor und Julie mit rot geweinten Augen. Offenbar hatten sie fast alles mitgehört. Julie warf sich in Steves Arme. Tom verließ das Abteil und zog den Vorhang zu. Während er und Eleanor davongingen, meinte sie: »Was du da getan hast, war richtig gut. Ich bin beeindruckt.«

»Wie könnte ich untätig zusehen, wenn jemand drauf und dran ist, sein Leben zu vermasseln?«

Sie durchquerten den dunklen Speisewagen, als Eleanor plötzlich zischend Luft holte, aufschrie und zu Boden deutete. Unter einem der Tische blickte ein Augenpaar zu ihnen hoch.

»Was ist das?«

In diesem Moment kam ein ziemlich deprimiert wirkender Kristobal in den Speiseraum. Als er Eleanor gewahrte, sagte er: »Mein Gott, Eleanor, ich habe Sie überall gesucht. Max will mein Gehalt kürzen. Könnten Sie mal mit ihm reden?«

»Warum kürzt er Ihnen das Gehalt?«

»Ach, wegen eines kleinen Missverständnisses im Zusammenhang mit einer Sonnenbrille, die ich verloren habe.«

»Seine?«

»Nein, meine. Sie kostete ...«

Er folgte Toms Blick, schrie noch lauter als zuvor Eleanor, sprang auf einen Tisch und kreischte: »Was ist das denn?«

Tom bückte sich, um genauer nachzuschauen. In dem Moment, als er auflachte, kam Regina im Morgenmantel herbeigeeilt.

»Was geht hier vor?«, fragte sie.

Tom kauerte vor dem Tisch, unter dem noch immer die Augen hervorblickten, in der Hocke. »Wir haben hier einen Besucher, und ich glaube nicht, dass er eine Fahrkarte hat.«

Als auch Regina die Augen entdeckte, wich sie zurück und raffte wie zum Schutz den Morgenmantel vor der Brust zusammen. »Was ist das?«

»Ein blinder Passagier aus der Familie der Reptilien. Haben Sie eine Taschenlampe, einen Pappkarton oder eine

Eiskiste aus Styropor und eine Reservedecke?«, fragte Tom.

Regina eilte davon und kam kurz darauf mit Eiskiste, Decke und Taschenlampe zurück. Tom bohrte ein paar Luftlöcher in die Kiste; dann leuchtete er unter den Tisch. Verängstigt wich das Tier zurück. Tom lächelte.

»Okay, Kristobal«, sagte er, »stellen Sie sich so hin, dass sie nicht an Ihnen vorbeikommt, falls sie flüchtet.«

Kristobal blieb auf dem Tisch stehen. »Sind Sie verrückt? Egal, was für ein Ungeheuer das ist – ich werde mich hüten, auch nur in seine Nähe zu kommen!«

Tom blickte Eleanor an.

»Okay, okay«, sagte sie, »aber ich kann dir nichts versprechen.« Sie begab sich ans andere Ende des Eisenbahnwaggons und schaute Tom erwartungsvoll an.

»Los geht's«, sagte er. Mithilfe der Decke konnte er die Kreatur in die Enge treiben und in die Kiste legen, wobei sie ihm um ein Haar doch noch entwischt wäre. Sie steuerte auf Kristobal zu. Der junge Mann schrie so laut, dass er wahrscheinlich jeden Einwohner Pennsylvaniens aus dem Schlaf riss.

»Was ist das?«, fragte Eleanor, die das Tier nicht genau hatte erkennen können.

»Eine Boa constrictor. Allerdings ein junges Exemplar, einen bis anderthalb Meter lang. Sie hat eine wunderschöne Zeichnung.«

»Einige meiner Freunde in LA haben Schlangen als Haustiere«, sagte Eleanor.

Kristobal starrte sie entsetzt an. »Das ist ja der reinste Albtraum! Ich wollte nur meine Sonnenbrille und mein altes Gehalt, stattdessen werde ich beinahe umgebracht von diesem ... diesem Monstrum!«

Eleanor lächelte. »Sie sind doch ein Tierfreund, Kristobal. Sie haben selbst ein Haustier, nicht wahr?«

»Ja, einen Jack-Russell-Terrier. Aber Sie können meinen kleinen Hemingway doch nicht mit dieser ... dieser Höllenschlange vergleichen.«

Eleanor überlegte. »Wem mag das Tier gehören? Soviel ich weiß, gibt es in Pennsylvanien keine solchen Schlangen in freier Natur.«

Tom gab ihr Recht. »Wahrscheinlich hat sie sich irgendwie aus ihrem Käfig befreit und war selbst zu Tode erschreckt.«

»Ich werde mich darum kümmern und mich erkundigen, wessen Tier das ist«, sagte Regina. »Es dürften nicht allzu viele Leute im Zug sein, die eine Schlange im Reisegepäck haben ... hoffe ich jedenfalls.« Sie schien nicht sehr glücklich zu sein, die Boa in ihre Obhut zu nehmen.

Plötzlich hatte Tom eine Idee, auf die wahrscheinlich nicht einmal Max Powers gekommen wäre.

»Wissen Sie was, Regina? Lassen Sie das Tier bei mir, während Sie sich erkundigen, wem es gehört.«

»Was haben Sie mit der Schlange vor?«

»Ich habe einen ganz speziellen Freund an Bord, dem ich sie gern zeigen würde.«

»Na schön. Aber lassen Sie diese Bestie bloß nicht frei!«

Tom gab Kristobal ein Zeichen. »Sie können wieder runtersteigen.« Der junge Mann kletterte widerstrebend vom Tisch. »Sie suchen Ihre Sonnenbrille?«, fragte Tom. Kristobal nickte. »Und ich vermisse meinen Füllfederhalter, und Father Kellys Kruzifix ist auch verschwunden.«

»Und meine silberne Haarbürste ebenfalls«, meldete

Eleanor sich zu Wort.

»Und Mr Powers sagte, seine vergoldete Geldklammer sei nirgends mehr zu finden«, fügte Kristobal hinzu.

»Und vergessen Sie nicht, dass dieses Ekelpaket Merryweather ebenfalls irgendwelche Dinge vermisst«, sagte Tom. »Ich glaube, wir haben einen Dieb an Bord.«

Regina rieb sich die Stirn. »Warum muss ausgerechnet mir das passieren? O Gott, warum gerade mir?« Sie wickelte sich fester in ihren Morgenmantel.

»Okay, ich schreibe einen Bericht für die Amtrak-Bahnpolizei, wenn wir nach Chicago kommen. Sie werden sich wahrscheinlich mit Ihnen allen unterhalten wollen. Sie brauchen Ihre Aussagen. Tut mir Leid. So was kommt sehr selten vor, das kann ich Ihnen versichern. Die meisten Fahrgäste lassen ihre Wertsachen ganz offen herumliegen, und nie passiert etwas. Es tut mir ehrlich Leid.«

Niedergeschlagen kehrte sie in ihr Quartier zurück.

»Was hast du mit der Schlange vor, Tom?«, fragte Eleanor.

Tom grinste. »Ich habe doch gesagt, ich will sie einem ganz speziellen Freund zeigen.«

»Wem?«

»Du wirst schon sehen. Kommen Sie, Kristobal, wir brauchen Sie.«

»Hören Sie, ich will keinen Ärger wegen einer Schlange. Ich wollte sowieso nie mit dem Zug fahren. Ich meine, Mr Powers hat schließlich einen Privatjet.«

Tom nickte. »Schon gut. Tun Sie bloß, was ich Ihnen sage, und alles ist in Ordnung.«

Ein paar Minuten später lugte jemand in Gordon Merryweathers Abteil und sah, dass der Rechtsanwalt nur mit seiner Unterwäsche – einer blauen Garnitur –

bekleidet auf dem Bett lag. Der Mann hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, die Tür zu verriegeln.

Kristobal und Tom gingen auf die Knie und kippten die Eiskiste auf die Seite. Tom hatte dem jungen Mann ausführlich von Merryweather und dessen Auftritt erzählt, und Kristobal hatte sich widerstrebend bereit erklärt, mitzumachen. Tom öffnete die Tür und nahm den Deckel der Eiskiste ab. Beide Männer hoben die Kiste an, und die Boa rutschte und schlängelte sich ins Abteil. Tom drückte auf den Schalter neben dem Waschbecken, sodass die Kabine in helles Licht getaucht wurde. Dann schob er rasch die Tür zu.

Kristobal hatte bereits die Flucht ergriffen, als Merryweather brüllte wie am Spieß. Eleanor und Tom verzogen sich in die andere Richtung und versteckten sich, so gut es ging. Sie hörten ein lautes Poltern gegen die Tür; dann flog sie auf, und Gordon Merryweather stürmte heraus. Er stolperte, stürzte, rappelte sich auf, stürzte abermals und kroch und taumelte durch den Gang. Als er nicht mehr zu sehen war, lockte Tom die Schlange zurück in die Kiste und gab sie weiter an Kristobal. Das arme Tier schien vom Anblick des rundlichen Anwalts in seinen indigoblauen Dessous völlig traumatisiert zu sein.

Dann machten Tom und Eleanor sich auf die Verfolgung des entsetzten Merryweather und holten ihn ein. Als er sich umwandte, stieß Eleanor einen lauten Schrei aus und schlug die Hände vor die Augen.

»Er ist es!«

»Da ist was in meinem Abteil! Eine Schlange! Eine Riesenschlange!«, kreischte Merryweather. Er packte Toms Arm. »Ich zeige sie Ihnen. Sie ist schrecklich! Grauenhaft! Sie hätte mich beinahe umgebracht!«

»Eine Schlange? Im Zug?«, fragte Tom skeptisch.

Regina kam angerannt. »Was geht hier vor?«

Tom deutete auf den Rechtsanwalt. »Dieser Mann behauptet, in seinem Abteil sei eine Schlange. Sie soll ihn angegriffen haben.« Er zwinkerte Regina unbemerkt zu, sodass Merryweather es nicht mitbekam. Regina begriff sofort, was Sache war.

Eleanor tat so, als zittere sie am ganzen Leib. »Ich habe einen halb nackten Mann vorbeirennen sehen. Ich glaube, er war in meiner Kabine. Ich habe diesen Gentleman hier gebeten, mir zu helfen, den Sittenstrolch zu fangen.«

»Was denn?«, fragte Regina. »Sie meinen, Sie hatten Besuch von einem Spanner?«

»Ja. Es war grässlich. Ich dachte, er wäre völlig nackt.« Eleanor stöhnte und schüttelte sich gekonnt und durchaus überzeugend.

»Darüber also haben die anderen Passagiere sich beschwert«, stellte Regina fest und wandte sich dem angstschlotternden Anwalt zu. »Was fällt Ihnen ein, um Himmels willen? Glauben Sie, nur weil Sie irgendein hohes Tier sind, können Sie hier nachts herumschleichen und fremde Frauen belästigen? Reden Sie! Wenn die Frauen Recht haben, kann ich Ihnen jetzt schon versprechen, dass Sie in Chicago Ihr blaues Wunder erleben. So eine Schweinerei lässt Amtrak sich nicht bieten!«

Merryweather rang nach Worten. »Ich ... ich ...«

Tom holte einen Notizblock und einen Kugelschreiber hervor. »Schreibt man Merryweather, wie man 's spricht? Und können Sie mir den genauen Namen Ihrer Kanzlei nennen?«

»Da war eine Schlange in meinem Abteil!«, jammerte Merryweather. »Ich bin kein Blitzler. Ich bin doch nicht pervers!«

»Blitzer und *pervers* ... genau die Worte, die ich gesucht habe«, sagte Tom, während er eifrig schrieb.

»Ich zeige es Ihnen, kommen Sie.« Merryweather zerrte die anderen den Gang hinunter zu seinem Abteil – seinem vollkommen *leeren* Abteil, wie sich herausstellte.

Merryweather schüttelte den Kopf. »Dieses Untier war da, ich schwör's! Jedenfalls glaube ich, dass es da war ...«

»Haben Sie geschlafen?«, erkundigte sich Eleanor.

»Ja, und plötzlich wurde ich vom Licht geweckt ...«

»Vielleicht haben Sie das Licht brennen lassen und sind eingeschlafen, und Sie haben nur von der Schlange geträumt. Haben Sie daran schon mal gedacht?«, fragte Eleanor.

Merryweather starrte sie mit einem Ausdruck an, der deutlich signalisierte, dass ihm dieser Gedanke noch gar nicht gekommen war.

Regina ergriff das Wort. »Sie haben den ganzen Zug in Aufruhr versetzt. Ich rufe den Schaffner. Er wird Sie in Pittsburgh der Bahnpolizei übergeben.«

»Nein, nein!«, kreischte Merryweather. »Damit wäre mein Ruf ruiniert, mein Anwaltsbüro, mein ... alles!«

»Daran hätten Sie denken sollen, ehe Sie hier rumgelaufen sind und die Leute mit Ihren dünnen Beinchen erschreckt haben«, sagte Tom.

»Bitte, bitte, ich tue alles, was Sie wollen!«

Regina, Eleanor und Tom schauten einander an.

»Nun ja, es ist Weihnachten«, sagte Tom nach längerem Schweigen, das nur vom gelegentlichen Schluchzen des Königs der Sammelklagen unterbrochen wurde.

Regina wippte mit dem Fuß, betrachtete Merryweather mit einem Ausdruck abgrundtiefer Abscheu und fuchtelte ihm mit dem Finger drohend vor dem Gesicht herum.

»Okay, es ist spät, und ich bin müde. Aber lassen Sie sich eins gesagt sein, Mister Anwalt: Wenn ich noch einmal auch nur die geringsten Klagen über Sie höre, geht's Ihnen an den Kragen, verstanden? Dann kommt alles an die Öffentlichkeit.«

»Natürlich, natürlich.« Er starrte ängstlich auf Tom und seinen Notizblock.

Tom verstaute ihn umständlich in der Tasche.

»Okay, nur weil Weihnachten ist. Aber denken Sie daran – ich kann die Story jederzeit schreiben, und ich habe Zeugen. Ist das klar?«

»Ja, ja, ich habe verstanden. Ist völlig klar.«

»Und jetzt ziehen Sie sich endlich richtig an«, fauchte Regina.

Merryweather verschwand wie der Blitz in seinem Abteil und schob die Tür zu.

»Also dann«, sagte Regina, wobei sie Tom und Eleanor feierlich auf die Schultern klopfte, »Sie sind jetzt offizielle Ehrenmitglieder des Capitol Limited Club. Ich weiß zwar nicht genau, wie Sie diesen Kerl fertig gemacht haben, aber ich habe schon lange darauf gewartet, das mal erleben zu dürfen.«

»Halb so wild«, sagte Tom. »Dazu braucht man bloß 'ne Boa constrictor, ein paar Helfer und einen ausgewachsenen Eisenbahnzug. Das alles wird gut durchgeführt, und ab in die Backröhre.«

Kurze Zeit später fand Regina die Eigentümer der Schlange und gab sie ihnen zurück, mit genauen Instruktionen, das Tier für den Rest der Reise unter Verschluss zu halten und niemandem von ihr zu erzählen.

Während Tom und Eleanor zu ihren Abteilen zurückgingen, lachte er verhalten. »Das war wie in den

alten Zeiten. Erinnerst du dich noch an den Blödsinn, den wir damals verzapft haben, als wir in Übersee waren und mal 'nen langweiligen Tag hatten?«

»Nein, ich erinnere mich an den Blödsinn, den du verzapft hast. Und ich kann mich nicht entsinnen, dass wir auch nur einen langweiligen Tag gehabt hätten. Wir waren eher ein bisschen überdreht.«

Tom blieb stehen. Eleanor ebenfalls. »Komm schon, du musst zugeben, dass es toll war, oder?«

»Es war ... anders.« Zu mehr ließ Eleanor sich nicht hinreißen.

Er räusperte sich verlegen. »Weißt du, ich mache diese Reise nicht nur für meinen Dad. Ich mache sie auch, um mir darüber klar zu werden, wie ich mein Leben in Zukunft gestalten will.«

»Lass mich raten: Du denkst eher an den Jemen als an Duncan Phyfe.«

»Ich nehme an, gewissen Menschen liegt die Ruhelosigkeit im Blut. Ich könnte niemals glücklich werden, würde ich immer nur dieselben vier Wände sehen.«

»Oder immer nur dieselbe Person innerhalb dieser vier Wände.«

»Willst du damit andeuten, du hättest keinen Spaß an dem gehabt, was wir gemacht haben?«

»Eine Zeit lang war es schön. Dann nicht mehr.«

»Na, toll. Die Leute, die das Glück hatten, getan und gesehen zu haben, was *wir* erlebt haben, kann ich an einer Hand abzählen. Denk nur an die vielen Geschichten, die du deinen Kindern und Enkeln später erzählen kannst.«

»Ich habe keine Kinder, also sieht's mit Enkeln auch schlecht aus.«

»Wenn es so verdammt schlimm war, warum bist du dann so lange dabeigeblichen?«

»Du weißt doch – die Liebe lässt einen manchmal die verrücktesten Dinge tun.«

»Ich weiß aber immer noch nicht, was damals schief gegangen ist. Ich bin doch nicht von einem Tag auf den anderen ein völlig anderer Mensch geworden.«

»Nein, Tom, du hast dich nie verändert. Aber ich. Gute Nacht.«

»Ellie ...«

Sie drehte sich um. »Es heißt jetzt Eleanor, nur Eleanor. Auch das hat sich geändert.«

Tom ging zurück in den Salonwagen, suchte sich einen Fensterplatz und blickte traurig hinaus auf die vorbeihuschende Landschaft. Der Gap nahm in Pittsburgh Wasser auf, doch Tom verzichtete darauf, Lelia anzurufen. Er konnte zwar mit Schlangen und großmäuligen Rechtsanwälten fertig werden, hatte aber nicht den Mut, sich mit der Stimme von Cuppy dem Wunderbiber auseinander zu setzen, wenn Lelia beleidigt war. Er versuchte, nicht an Eleanor zu denken, was natürlich zur Folge hatte, dass er nur an sie dachte. Der Gap hatte ein wenig Zeit gutgemacht, doch die Verspätung betrug immer noch gut zwei Stunden. Schließlich schlief Tom erschöpft ein.

Um halb sechs in der Frühe erwachte die Sprechanlage zum Leben, und Tyrones Stimme begrüßte ihn. »Guten Morgen, meine Damen und Herren. Es ist ein schöner Tag heute!« Dann gab er durch, dass der Zug Verspätung hatte, das Frühstück jedoch pünktlich serviert würde und zur Feier des Tages mit einem Medley alter Weihnachtslieder von Elvis Presley untermalt würde. Ein Service des Hauses.

Tom benutzte die geräumigeren Duschen in der unteren Etage und musste dort warten, weil ein anderer Passagier sich vor ihm eingefunden hatte. Der Mann ließ seine Uhr im Umkleideraum liegen, doch Tom entdeckte sie und gab sie dem Mann, ehe er den Waggon verlassen hatte. Im Speisewagen nahm er zusammen mit Father Kelly das Frühstück ein. Der Geistliche war guter Dinge, obwohl sein Kruzifix noch immer verschwunden war. Er senkte die Stimme und fragte Tom, ob er im Zug zufällig einen nackten, hysterischen Mann gesehen habe. Tom leugnete jegliche Kenntnis von einem solch seltsamen Vorfall und empfahl dem Priester, in Zukunft dafür zu sorgen, dass er mehr Schlaf bekam.

Sie beobachteten, wie der neue Tag heraufzog, während sie in Toledo einfuhren, wo der Zug abermals Wasser aufnahm. Später, in der Weite von Nord-Indiana, sah Tom aus dem Salonwagen einen Pferdeschlitten mit einer Familie, der durchs Schneetreiben glitt. Es war ein Bild wie auf einer Ansichtskarte, und es erinnerte ihn an einen ganz besonderen Tag, den er und Eleanor vor Jahren erlebt hatten.

Sie waren zum Skilaufen nach Österreich gereist, in eines der mondänsten Wintersportgebiete Europas. Dort hatten sie sich nach Tagen aufregender Abfahrten einen Ruhetag gegönnt, einen Pferdeschlitten mit Kutscher gemietet und einen Ausflug in die schönste, von jungfräulichem Schnee bedeckte Gegend unternommen, die sie je gesehen hatten. Sie hatten das Mittagessen vor dem prasselnden Feuer eines offenen Kamins in einer alten Burg eingenommen; dann waren sie bei Vollmond zurückgefahren. Es war ein unvergesslicher Tag gewesen, der sich jedoch nicht wiederholen würde, denn eins war Tom klar: Er würde nie mehr mit einer Frau eine solche Schlittenfahrt machen.

Der Capitol Limited traf um halb zwölf mittags in Chicago ein, nachdem den Passagieren als Ausgleich für die Verspätung ein zusätzliches Mittagessen serviert worden war. Post- und Expresswaggons wurden abgehängt; dann rollte der Zug langsam rückwärts in den Bahnhof. Tom kam mit seinem Gepäck herunter, bedankte sich bei Regina und gab ihr ein großzügiges Trinkgeld.

»Ich glaube fast, ich sollte *Ihnen* was bezahlen«, sagte sie, und sie umarmten sich kurz. »Ich mache Sie im Wartesaal noch mit meiner Mutter bekannt, ehe der Chief abfährt.«

»Ich freue mich sehr, Ihre Mutter kennen zu lernen, wenn sie nur halb so toll ist, wie Sie sagen.«

Tom sah Herrick Higgins ein Stück weiter aus dem Zug steigen. Er machte Regina auf Herrick aufmerksam. »Ein interessanter Mann. Zu schade, dass er sich zur Ruhe setzen musste. Er scheint die Eisenbahn von Herzen zu lieben.«

Regina schüttelte den Kopf. »Herrick hat sich nicht zur Ruhe gesetzt. Er wurde sozusagen ausgemustert. Kosteneinsparungen, hieß es. Es traf ihn und zweihundert andere Angestellte. Eine Schande. Dieser Mann weiß mehr über die Eisenbahn als jeder andere. Er fährt auf eigene Kosten mit den Zügen. Wenn wir Platz haben, lassen wir ihn bei uns im Liegewagen schlafen. Es ist wirklich traurig.«

Tom entdeckte Max und Kristobal und beeilte sich, die beiden einzuholen.

»Ich habe gehört, Sie hatten einen interessanten Abend«, meinte Max.

»So würde ich es nicht gerade ausdrücken«, sagte Kristobal.

»Wo ist Eleanor?«, fragte Tom.

»Sie ist schon in der Halle.« Max wirkte leicht verärgert. »Ich glaube, sie versucht, einen Flug nach LA zu kriegen. Das gefällt mir gar nicht. Könnten Sie nicht mal mit ihr reden, Tom?«

Tom lachte. »Wenn Sie wollen, dass sie erst recht ein Flugzeug nimmt, rede ich mit ihr. Ansonsten sollte ich mich lieber raushalten.«

Während der Schnee immer dichter fiel, strebten sie der Wärme der betriebsamen Union Station von Chicago entgegen, nachdem ihre Reise mit dem legendären Capitol Limited beendet war. Vor ihnen lagen jetzt der Southwest Chief und eine Strecke von rund zweitausenddreihundert weiteren Meilen – fast das Dreifache der Strecke, die sie hinter sich hatten – mit sechsundzwanzig Zwischenstopps. Seltsamerweise hatte Tom das Gefühl, mit allem rechnen zu müssen. Und wie sich zeigen sollte, war es gut, dass er innerlich darauf vorbereitet war.

KAPITEL 18

Die Union Station von Chicago symbolisierte die gewaltigen Ausmaße der Stadt, in der dieser Bahnhof stand: Er war groß und massiv und verfügte über mehrere Etagen mit Restaurants und Ladengeschäften. Zahlreiche Elektrokarren beförderten die eiligen Fahrgäste von Bahnsteig zu Bahnsteig. Tom und die anderen begaben sich zur Metropolitan Lounge, fanden ein freies Eckchen und machten es sich dort bequem. Tom döste vor sich hin, während Kristobal mehrere Telefongespräche führte, derweil Max sich mit Steve, Julie und mehreren anderen Leuten traf, um letzte Arrangements für die geplante Trauung zu besprechen. Eleanor war nirgendwo zu sehen, und Max schickte Kristobal schließlich los, nach ihr zu suchen.

Ein Angestellter der Amtrak-Bahnpolizei kam zu ihnen, von Regina benachrichtigt. Sie erzählten dem Mann, was ihnen gestohlen worden war. Bei dieser Gelegenheit erfuhren sie, dass zahlreiche Passagiere Diebstähle gemeldet hatten und dass nach dem oder den Tätern gesucht wurde. Der Bahnpolizist hielt es für wahrscheinlich, dass aufgrund der hohen Anzahl fehlender Gegenstände und bestohlener Fahrgäste mehr als eine Person an den Diebstählen beteiligt war. Höchstwahrscheinlich, ließ man durchklingen, hatte die Bande den Zug bereits verlassen, bevor dieser in Chicago eingefahren war. Tom hatte wenig Hoffnung, seinen Füllfederhalter jemals wiederzusehen. Viel schlimmer fand er jedoch, dass er wahrscheinlich auch Eleanor nicht mehr sehen würde.

Deshalb war er mehr als erstaunt, als er sie eine Stunde

später mit Kristobal in den Wartesaal kommen sah. Sie ließ sich neben Max auf die Bank sinken.

»Wann geht dein Flug?«, erkundigte sich der Regisseur.

»Gar nicht. Sämtliche Maschinen sind ausgebucht. Ironischerweise ist die Eisenbahn die schnellste Möglichkeit, nach LA zu kommen.«

Max lehnte sich zurück und verkniff sich einen zufriedenen Blick; doch seine Lippen zuckten und verzogen sich schließlich zum Anflug eines Lächelns.

»Das tut mir aufrichtig Leid. Ich schätze, dann musst du weiter mit uns Eisenbahntramps vorlieb nehmen.«

Er schaute zu Tom und zwinkerte ihm zu.

»Sieht so aus«, meinte Eleanor missgelaunt.

»Wenn du dich besser dabei fühlst, kann ich dir verraten, dass ich innerhalb der Vereinigten Staaten vom Flugverkehr ausgesperrt wurde«, sagte Tom. Kristobal musterte ihn argwöhnisch und rückte ein Stück von ihm weg. Rasch erklärte Tom den Sachverhalt. »Es gab da ein kleines Missverständnis bei der Sicherheitsüberprüfung auf dem Flughafen La Guardia.«

»Ich hoffe«, sagte Eleanor, »es war wirklich ein Missverständnis.«

Kurz darauf kam Regina zurück. Tom wusste auf Anhieb, dass sie in Begleitung ihrer Mutter erschien, obwohl sich die beiden, bis auf die Augenpartie, kaum ähnlich sahen. Neben Reginas Mutter hätte wahrscheinlich sogar Agnes Joe ausgesprochen zierlich gewirkt. Tom hatte eine Vision von Aretha Franklin – nur um einiges voluminöser. Es stellte sich heraus, dass die Durchschlagskraft ihrer Persönlichkeit noch um etliches größer war als ihre gewaltige Körperfülle.

»Das ist meine Mutter, Roxanne«, sagte Regina, ehe

Roxanne mit ihrer dröhnenden Stimme, die in der gesamten Metropolitan Lounge die Köpfe herumfahren ließ, das Kommando übernahm.

»Soweit ich sehen kann, ist Ihnen kalt, sind Sie müde, deprimiert und ausgeraubt! Hm-hm. Das darf nicht sein. Der Herr im Himmel lässt nicht zu, dass ihr so leidet.« Ein paar Minuten später erschienen wie durch ein Wunder Decken, Kissen, ein reichhaltiger Imbiss und andere Annehmlichkeiten. Sie alle waren dankbar, und sogar Eleanors Laune schien sich ein wenig zu bessern.

Roxanne ließ sich mitten unter ihnen nieder wie eine Königin bei ihren Schutz suchenden Untertanen.

»Mein Gott, was für ein Tag! Da warte ich auf einige wichtige Passagiere aus New York, um sie mit allem zu versorgen, was sie brauchen, und muss feststellen, dass sie wirklich Hilfe benötigen. Aber jetzt wollen wir mal sehen, wen wir hier alles haben.« Sie deutete mit einem Finger auf Max. »Den Mann da kenne ich. Ich war in Ihrem letzten Film. Es war das Musical mit diesem mageren kleinen weißen Girl, nicht wahr? Wissen Sie was? Sie brauchen ein neues Besetzungsbüro. Jemand, der Ihnen was Richtiges ranschafft. Mit 'ner anständigen Lunge und 'ner richtigen Stimme.«

Sie holte tief Luft und sang einen Ton, so hoch und kräftig, dass Tom unwillkürlich die Kaffeetasse fester hielt, um zu verhindern, dass die Schallwellen sie auseinander platzen ließen.

Max' Kopf ruckte hoch, sodass es aussah, als würde sein Kinn von der Brust wegspringen. »Ich werde es mir für den nächsten Film zu Herzen nehmen«, versprach er.

»Ja, tun Sie das, Baby. Meine Leute werden mal mit den Ihren reden, nur habe ich leider keine Leute außer zwei halbwüchsigen Enkeln mit Riesenfüßen, die mir die Haare

vom Kopf fressen. Preis sei dem Herrn, der mich erhält oder wenigstens dafür sorgt, dass die Jungs immer satt werden.« Sie sah ihre Tochter an. »Sag mal, Regina, musst du dich nicht um einen Zug kümmern? Meinst du, der gute alte Cap kann sich ohne deine Hilfe allein wieder auf Vordermann bringen? Meinst du, Amtrak zahlt dir gutes Geld dafür, dass du herumsitzt und zuhörst, wie deine alte Ma sich das Maul zerreißt, Töchterchen?«

»Ich geh ja schon«, sagte Regina lächelnd. Daran, wie Roxanne ihrer Tochter hinterherschautete, erkannte Tom, dass sie eine sehr stolze Mutter war.

Roxanne wandte sich wieder ihren Schäfchen zu.

»Regina hat mir außerdem verraten, dass ein Paar bei uns ist, das den Bund fürs Leben schließen will, und dass eine alte Wahrsagerin namens Misty uns begleitet. Überdies kam mir zu Ohren, dass die Schlange und der nackte Anwalt nicht mehr bei uns sind, was mir unendlich Leid tut. Ich meine nicht den nackten Anwalt – ich komme ganz gut ohne dessen Anblick aus –, ich meine die Boa constrictor. Es gibt auf einer langen Eisenbahnfahrt nichts Besseres als eine Boa constrictor, um sich die Füße daran zu wärmen. Mein lieber verstorbener Ehemann, Junior, hat mich geliebt, mir aber nie die Füße gewärmt. An so etwas denken Männer nicht. Also, vom Standpunkt der Frau aus betrachtet, fehlt einem nichts mehr zum Glück, wenn man einen liebenden Mann und eine reizende kleine Schlange hat. Preiset den Herrn! Und jetzt erzählen Sie mal, was passiert ist. Ich muss es unbedingt hören.«

Tom übernahm das Erzählen, und alle amüsierten sich auf Gordon Merryweathers Kosten. »Betrachten Sie es als vorgezogenes Weihnachtsgeschenk für Amtrak«, schloss Tom.

Roxanne hob den Kopf. »Ich dachte, Sie wären im New-

Orleans-Zug unterwegs nach Hause, Baby.«

Alle wandten sich um und wollten sehen, wen sie meinte: Es war Misty in voller Wahrsagerinnenmontur, die nun ihre Arme zur Decke hob. »Ich hatte so eine Vorahnung, dass meine Bestimmung während des diesjährigen Weihnachtsfestes irgendwo im Westen liegt anstatt im Süden. Was meinen Sie, Schätzchen?« Sie blickte Max an und klimperte vielsagend mit den Wimpern.

Der Regisseur lächelte und meinte: »Mir wurde noch nie so erschöpfend die Zukunft geweissagt wie in der vergangenen Nacht.«

»Ich bin bloß eine bescheidene Dienerin der geheimnisvollen Mächte der Sterne, Max.«

Eleanor starrte verblüfft den offensichtlich bis über beide Ohren verknallten Regisseur an; dann blickte sie zu Kristobal, der lediglich die Achseln zuckte und murmelte: »Ich bin nicht der Tugendwächter meines Brötchengebers.«

»Wie geht es Ihnen, Misty?«, erkundigte sich Roxanne. »Wissen Sie noch, was Sie mir das letzte Mal vorhergesagt haben, als wir uns begegnet sind?«

»Dass die Zahl 153 eine ganz besondere Bedeutung hat und dass Sie in Ihrem Leben noch eine Menge junger Männer treffen werden?«

»Genau. Nun, Liebes, ist es tatsächlich eingetreten.«

»Haben Sie je daran gezweifelt?«

»Falls ja – jetzt bestimmt nicht mehr. Doch um die Wahrheit zu sagen, Schätzchen, hatte ich auf etwas gehofft, das eher in meinem Alter ist.« Sie deutete auf die Tür der Wartehalle, durch die eine Gruppe junger Farbiger in Uniform hereinströmte.

Roxanne erhob sich. »Das ist der Los Angeles Boys' Center Choir. Diese Knaben sind in der Carnegie Hall aufgetreten und wollen jetzt über Weihnachten nach Hause. Es ist meine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass sie heil dort ankommen. Entschuldigen Sie mich einen Moment.«

Während sie sich entfernte, kreuzte Agnes Joe ihren Weg. »Wie geht es Ihnen, Agnes Joe? Ich habe Ihr übliches Abteil im Chief schon vorbereitet.« Sie musterte Agnes Joe und fügte hinzu: »Allmählich machen Sie mir Sorgen. Wenn Sie noch mehr abnehmen, Mädchen, brauche ich irgendwann Hilfe, Sie zu finden.«

Die anderen beobachteten, wie Roxanne zu den aufgeregten durcheinander laufenden Sängerknaben ging, kurz mit den gestresst dreinblickenden Aufsichtspersonen sprach und dann erfolglos versuchte, die Jungen auf sich aufmerksam zu machen. Sie sahen müde und gelangweilt aus – und nicht in der Stimmung, auf einen Erwachsenen zu hören, erst recht nicht, wenn er fremd war.

Doch alles änderte sich abrupt, als ein mächtiger Brüller aus Roxanne hervorbrach. Die Jungen stellten sich hastig in zwei Reihen auf. Ihre Augen waren plötzlich tellergroß und voller Angst, sodass Tom den Eindruck hatte, schon ein winziger Lufthauch würde reichen, dass sie den Halt an der Schulter ihres Nebenmannes verloren und umkippten. Roxanne führte die Jungen in eine Ecke des Saals und redete mit leiser Stimme auf sie ein.

Dann drehte sie sich zum Saal um und fragte: »Wer möchte Musik hören? Sie würden sich doch bestimmt über ein paar Lieder freuen, während Sie auf den Zug warten, nicht wahr?«

Die Insassen des Wartesaals waren zum größten Teil Personen älteren Semesters; Tom war nicht sicher, ob

einige von ihnen Roxanne noch gut genug hören konnten, obgleich es praktisch unmöglich war, sie nicht zu hören. Niemand hatte etwas gegen ein wenig Gesang einzuwenden, ganz im Gegenteil.

Roxanne wandte sich wieder zu ihren jungen Mitstreitern um, machte mit ihnen Stimmübungen zum Aufwärmen und ließ dann ein paar Weihnachtsklassiker vortragen, die sie mit erstaunlich verhaltener Stimme begleitete, sodass sie die hellen Knabenstimmen des Kinderchors nicht übertönte oder auch nur störte.

Max nickte anerkennend. »Die Kids sind einmalig. Und *sie* ist einmalig.«

Misty ließ sich auf der Armlehne der Sitzbank nieder, auf der er saß. »Sie leitet den Chor einer der größten Baptistenkirchen Chicagos und ist dort auch als Laienpredigerin tätig. Roxanne Jordan kann Gospel und Blues singen, wie ich es noch nie gehört habe – und ich lebe in New Orleans! Jeder Fahrgast, der im selben Zug mit ihr gefahren ist, beendet die Reise als besserer Mensch. Man muss keine Wahrsagerin sein, um das zu erkennen.«

Während die Gesangsdarbietung sich dem Ende zuneigte, führte Roxanne den Chor in einer langen Schlange aus dem Saal, wobei die Jungen Eisenbahngeräusche von sich gaben, was die Zuhörer mit begeistertem Applaus honorierten. Amtrak-Angestellte, die aus ihren Büros gekommen waren, um zu lauschen, schüttelten verwundert die Köpfe, lächelten und spendeten ebenfalls Beifall.

Tom folgte Kristobal zur Kaffeebar. »Vielen Dank für Ihre Hilfe mit der Boa gestern Abend«, sagte Tom.

»Oh, es war mir ein Vergnügen«, erwiderte Kristobal spöttisch; dann aber wurde sein Tonfall freundlicher. »Im

Grunde fand ich es ganz lustig. Der Vater einer ehemaligen Freundin von mir war genau so ein widerlicher Zeitgenosse wie unser rechtskundiger Freund. Sie hat ihn dafür gehasst.«

»Dann können Sie ja von Glück reden, dass Sie dieses Abenteuer nicht versäumt haben. Beinahe wäre es nämlich dazu gekommen.«

Kristobal sah ihn an. »Was meinen Sie damit?«

»Wie ich hörte, wollten Sie eigentlich mit einem früheren Zug fahren. Ellie hat keine Ahnung, was der Grund für diese Änderung war, nur, dass Max plötzlich andere Pläne hatte.«

Kristobal schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe alle nötigen Arrangements für den früheren Zug getroffen, nur hat diese Idiotin im Reisebüro das falsche Datum aufgeschrieben. Sie hat uns auf den späteren Zug gebucht. Als ich auf den früheren umbuchen wollte, waren keine Schlafwagenabteile mehr frei, und Mr Powers fährt nicht Liegewagen. Niemals. Also sind wir einen Tag später eingeflogen. Ich habe Eleanor dann angerufen, um sie von der Änderung zu unterrichten. Ich sah keine Notwendigkeit, ihr den Grund dafür zu nennen. Sie war sowieso die ganze Woche in Washington gewesen.«

»Ich dachte, es hätte irgendeine besondere Absicht dahinter gesteckt, dass wir auf einmal im gleichen Zug sitzen«, sagte Tom enttäuscht. »Ich meine, wegen unserer Vergangenheit und so weiter.«

»Ich hatte ganz bestimmt keine Ahnung, dass Sie beide sich kennen. Und die Reisen organisiere immer ich, nicht Mr Powers.«

»Natürlich, das macht Sinn. Nochmals vielen Dank.«

Stets der misstrauische Reporter und niemals hundertprozentig überzeugt, suchte Tom Regina auf und

bat sie unter einem Vorwand, das Ganze nachzuprüfen. Sie verschwand in irgendwelchen Büros innerhalb des Bahnhofsgebäudes und kam nach einer Weile wieder zurück. »Ich habe bei den Reservierungen nachgefragt. Da gibt es eine Notiz, dass Mr Powers eigentlich mit dem früheren Zug hatte fahren wollen, das Reisebüro jedoch beim Buchungsdatum einen Fehler gemacht hatte und daher keine Schlafwagenabteile mehr frei waren. Deshalb haben Mr Powers und seine Begleiter den späteren Zug genommen. Es ist doch alles in Ordnung?«

Tom überspielte seine Enttäuschung. »Aber sicher. Sie waren ganz fantastisch, Regina. Ich fahre nie mehr mit dem Gap, wenn Sie nicht Dienst haben. Und Ihre Mutter ist geradezu sensationell.«

Als Tom in den Wartesaal zurückkam, waren Steve und Julie in Panik. Der Geistliche war eingetroffen, aber der Trauzeuge und die Brautjungfer, verheiratete Freunde vom College, hatten soeben angerufen. Sie hätten auf einer verschneiten Straße in Michigan einen Autounfall gehabt. Der Trauzeuge hatte sich das Bein gebrochen und lag in einem Krankenhaus, und seine Frau wollte ihn natürlich nicht allein lassen.

»Wir haben keinen Trauzeugen und keine Brautjungfer«, klagte Julie. »Ich wusste gleich, dass es nicht klappt.« Sie schüttelte den Kopf; dann hielt sie inne und schaute Eleanor an. »Würden Sie meine Brautjungfer sein? Bitte. Wir stammen aus derselben Gegend. Ich weiß, dass ich mich auf Sie verlassen kann. Bitte.«

Eleanor war ein wenig perplex, stimmte dann aber zu. Was hätte sie auch tun sollen? Dann schaute Steve Tom an. »Hätten Sie im Zug nicht mit mir gesprochen, wäre es vielleicht gar nicht zur Trauung gekommen. Können Sie nicht mein Trauzeuge sein?«

Tom blickte Eleanor fragend an und erklärte sich dann ebenfalls einverstanden. Daraufhin stand Eleanor auf und suchte sich einen anderen Platz.

Max meldete sich zu Wort. »Und ich mache den Brautführer. Ich habe nur Jungen, und bis jetzt hat noch keiner von ihnen geheiratet. Ich kann gar nicht verstehen, was sie daran hindert.«

Wahrscheinlich immer noch verbittert über seine Gehaltskürzung, meinte Kristobal: »Wissen Sie, Sir, vielleicht haben die Jungs von ihrem dreimal geschiedenen Vater eine wertvolle Lektion gelernt.«

Misty klatschte begeistert in die Hände. »Dreimal geschieden? He, genau wie ich! Ich wusste, dass zwischen uns ein ganz spezielles Band existiert, Max. Es steckt tatsächlich in den Zahlen.«

Tom fand die Begleitumstände total verrückt. Nach all diesen Jahren nahm er mit Eleanor tatsächlich an einer Hochzeit teil. Nur war es die Hochzeit von jemand anderem. Er wusste nicht, ob er lachen, weinen oder gleich in den Michigan-See springen sollte. Schließlich begnügte er sich damit, geduldig auf den Southwest Chief zu warten.

DER SOUTHWEST CHIEF

Von Chicago nach Los Angeles

KAPITEL 19

Der Southwest Chief war ein sehr langer Zug mit vielen Superliner-Waggons und einem funkelnden Schneepflug vor der vorderen Lokomotive. Tom stellte zu seinem Erstaunen fest, dass sein luxuriöses Quartier wegen eines Irrtums – der nicht mehr behoben werden konnte, da der Zug bis auf den letzten Platz besetzt war – zu einem Schlafabteil der Economyklasse geschrumpft war. Das wäre Cary Grant und Eva Marie Saint sicherlich nie passiert.

Tom zwängte sich in die ihm zugestanden Räumlichkeiten und kam zu dem traurigen Schluss, dass er auf den nächsten gut zweitausend Meilen nicht nur die Gemeinschaftsdusche würde benutzen müssen, sondern auch die Gemeinschaftstoilette. Sich mit Fremden um ausreichend Zeit auf dem Klo balgen zu müssen, und das in mehr als acht Bundesstaaten – ein wahrhaft tröstlicher Gedanke.

Allmählich wurde Tom neidisch auf Mark Twain, der einfach aus der Postkutsche springen und hinter den nächstbesten Kaktus hatte rennen können, um dort sein Geschäft zu verrichten.

Zwei Türen weiter, auf der anderen Seite des Gangs, wohnte Misty. Tom sah den Perlen- und Bänderschmuck an der Tür, und der Duft von Weihrauch kitzelte bereits kräftig seine Nasenschleimhäute.

Sein Schlafwagenbegleiter erschien und begrüßte ihn. Der Mann hieß Barry; er war Ende dreißig, und seiner imposanten äußeren Erscheinung nach zu urteilen, war er ein eifriger Besucher des Krafraums. Er war höflich und professionell, doch nach Regina – und erst recht nach

Roxanne – war Barry eine unleugbare Enttäuschung.

Tom beschloss, Lelia anzurufen, doch sie meldete sich nicht, wofür er zutiefst dankbar war. Er schaute auf die Uhr. In LA war früher Nachmittag. Er hinterließ eine Nachricht, das mit Erik und dem Missverständnis wegen der Gingivitis und Lelias pflegebedürftigen Zehennägeln täte ihm Leid; dann unterbrach er die Verbindung.

Um auf andere Gedanken zu kommen, beschäftigte Tom sich mit den Diebstählen. Fast alle Abteile der ersten Klasse waren heimgesucht worden, was durchaus logisch erschien. Und doch gab es eine Ausnahme: Agnes Joe. Sie hatte sich nicht gemeldet, als der Bahnpolizist die Aussagen der Fahrgäste aufgenommen hatte; offenbar hatte der Dieb sie verschont. Aber warum? War Agnes Joe selbst der Dieb? Dann wäre es ziemlich dumm, alle anderen außer sich selbst zu bestehlen. Oder es war eben nicht dumm, sondern fast schon genial! Denn die meisten Leute, die Bahnpolizei eingeschlossen, würden zu der gleichen Schlussfolgerung gelangen wie Tom. Außerdem hatte er gesehen, dass Agnes Joes Reisetasche in ihrem Abteil bis zum Platzen gefüllt gewesen war. Sie hatte die Tasche nicht mal ausgepackt.

Während Tom diesen Gedanken weiterverfolgte, rollte der Chief aus dem Bahnhof. Ein Blick auf die Uhr: 15:15 Uhr, auf die Minute pünktlich. Aber das war der Gap anfangs auch gewesen.

In diesem Moment erschien Kristobal mit einem Camcorder. »Mr Powers hat mich gebeten, ein paar Aufnahmen vom Zug, den Leuten und so weiter zu machen«, erklärte er. »Wir können sie uns später ansehen, meint er. Vielleicht kommen wir dabei auf neue Ideen für den Film.«

»Und Sie können bei der Gelegenheit ja auch die

Trauung aufnehmen«, schlug Tom vor.

Kristobal seufzte. »Mr Powers hat mich tatsächlich darum gebeten. Aber habe ich dafür die Filmakademie besucht? Um Hochzeiten mitzuschneiden? Wäre ich ein Star und hätte meinen eigenen Waggon, wäre genau das der Punkt, an dem ich streiken würde. Ich würde meinen Agenten anrufen und mich nicht mehr blicken lassen.« Er fügte hinzu: »Ach ja, Eleanor bat mich, Sie zu fragen, was Sie zu der Trauung tragen.«

»Sie hat Sie gebeten, mich zu fragen? Okay, sagen Sie ihr, ich trage was von Armani. Ich trage immer Armani auf Eisenbahnhochzeiten. Das weiß sie doch.«

Kristobals Miene hellte sich auf. »Cool. Ich trage auch Armani.« Er schwenkte die Kamera herum und suchte ein anderes Motiv.

Der Chief rollte zügig nach Südwesten und hielt insgesamt viermal in Illinois, ehe er den mächtigen Mississippi auf einer langen, doppelstöckigen Drehbrücke überquerte, die im Jahr 1927 erbaut worden war. Sie befanden sich jetzt in Iowa. In diesem Staat hielt der Zug nur in Fort Madison, wo sie gegen halb acht eintrafen. Als sie dann Richtung Missouri weiterfuhren, begab Tom sich in den Speisewagen, wo er zusammen mit Father Kelly und Misty seine Mahlzeit einnahm. Steve und Julie saßen am Tisch hinter ihnen und redeten über die bevorstehende Trauung.

Eleanor, Max und Kristobal fehlten. Und Agnes Joe hatte Tom noch gar nicht zu Gesicht bekommen.

Er schaute Misty fragend an. »Sie und Max scheinen sich ja bestens zu verstehen. Auch wenn er ein Mann sein dürfte, der jede Menge Freundinnen hat.«

»Ach, Schätzchen, ich weiß, dass es nur was Vorübergehendes ist. In Zügen finden die unterschiedlichsten

Menschen zueinander, aber sobald die Reise zu Ende ist, verfliegt auch der Zauber. Und ich bin längst darüber hinaus, mein Herz an einen Mann zu hängen, falls Ihre Gedanken sich in diese Richtung bewegen.«

»Das tun sie.«

Misty wiegte den Kopf. »Was meinen Sie, was ich Ihnen über die treulose männliche Spezies erzählen könnte.« Sie streifte den Priester mit einem Seitenblick. »Und ich würde es auch erzählen, wenn Sie nicht hier säßen.« Sie kniff Father Kelly schelmisch in eine Wange, und er schien diese Form der Aufmerksamkeit zu genießen.

»Ich muss Ihnen etwas gestehen«, sagte der Priester zu Steve und Julie. »Ich habe noch nie an einer Trauung in einem Zug teilgenommen. Das ist bestimmt das erste Mal, dass so etwas stattfindet.«

»Ist es nicht.«

Sie blickten auf die andere Seite des Mittelgangs, wo Herrick Higgins sein Abendessen einnahm.

»Das hat es 1987 schon mal gegeben, auf dem Texas Eagle. Er fährt von Chicago nach LA, allerdings über Texas. Man nannte ihn den Love Train. Seine Route ist noch länger als die des Chief.«

»Der Love Train?«, fragte Julie. »Wie ist er zu dem Namen gekommen?«

Higgins schwang die Beine zur Seite und streckte sie in den Gang. Während er erzählte, trank er hin und wieder einen Schluck Kaffee.

»Auf dem Eagle gab es einen legendären Schaffner namens Zeb Love. Der Mann war ein Unikum. Er hatte ein Herz aus Gold und war ein Weltklasse-Entertainer. Zu Weihnachten verkleidete er sich gern als Santa Claus und verteilte an die Kinder Geschenke, die er von seinem

eigenen Geld kaufte. Er ging in Schulen, um Werbung für die Eisenbahn zu machen, und war vermutlich einer der besten PR-Leute, die Amtrak je hatte. Doch seine Spezialität war, die Menschen glücklich zu machen, wenn sie mit dem Zug reisten. Er ermunterte die Leute, miteinander zu reden und einander kennen zu lernen. Charles Kuralt hat sogar mal über Zeb geschrieben. Tja, und am 4. Juli 1987 wurde im Eagle ein Paar getraut, und Zeb Love war von Anfang an dabei. Er feierte sogar mit der Hochzeitsgesellschaft, als der Zug in Fort Worth einfuhr. Zeb war wirklich etwas ganz Besonderes.«

Julie seufzte. »Ich hoffe, unsere Hochzeit wird nur halb so schön.«

»Oh, ganz sicher«, beruhigte Higgins sie. »Soweit ich weiß, übernimmt Roxanne Jordan die musikalische Gestaltung. Und wenn diese Frau mitmischt, geschehen wahre Wunder. Haben Sie Vertrauen!«

An der Nordwestküste des Pazifik fand ein bedeutsames meteorologisches Ereignis statt. Rivalisierende Hoch- und Tiefdruckgebiete, aufeinander treffende Kalt- und Warmfronten, aufsteigende Feuchtigkeit von der Küste und Höhenwinde mit enormen Geschwindigkeiten – dies alles vermischte sich, bildete ein komplexes System und setzte sich nach Osten in Bewegung. Eine ähnliche Wetterlage hatte sich während der Reisen Mark Twains durch das Nevada-Territorium 140 Jahre zuvor fast am gleichen Ort gebildet. Das Ergebnis waren ein rapider Temperatursturz und ein Schneesturm gewesen, wie ihn die Menschen in dieser wilden Gegend nie zuvor erlebt hatten. Falls man Twains Geschichte glauben konnte – was das betraf, bewegte man sich bei ihm stets auf schwankendem Boden –, hätte diese Episode ihn beinahe das Leben gekostet.

Weitgehend unbemerkt von den nationalen Wetterdiensten drehte der aufkommende Sturm in südliche Richtung, prallte auf die gigantische Mauer der nördlichen Rockies und rauschte an diesem Gebirgszug entlang, so wie Wasser beim Rohrbruch in einem Haus dem Verlauf der Stromleitung folgt. Wenngleich noch niemand genau bestimmen konnte, wo der sich aufbauende Sturm mit all seiner winterlichen, verheerenden Kraft zuschlagen würde, schien sein Ziel genau auf der Strecke des Southwest Chief zu liegen, und zwar an einem hochinteressanten Ort: Es war eine sehr einsame, abgelegene, unwirtliche Gegend im Südosten Colorados: der Raton Pass. Dieser Gebirgspass war der höchste Punkt der Southwest-Chief-Route und wies die steilsten Gleisabschnitte im ganzen Land auf. Schon bei gutem Wetter war die Steigung nur mit Mühe zu bewältigen. Falls das Wetter sich drastisch verschlechterte, würde der Pass dem Southwest Chief alles an Leistung abfordern.

Später in jener Nacht machte die Gestalt in Schwarz abermals ihre Runde durch die Schlafwagen. Diesmal war sie wegen der allgemein erhöhten Wachsamkeit noch vorsichtiger als zuvor und achtete noch sorgfältiger darauf, dass niemand in der Nähe war. Die Bemühungen des Diebs wurden insofern begünstigt, als viele Reisende entweder beim Abendessen waren oder einem besonderen Ereignis im Salonwagen beiwohnten. Tatsächlich wurden die Fahrgäste im Southwest Chief im Augenblick bestens unterhalten, sodass sie ihre Wertsachen nicht angemessen bewachten. Der Dieb würdigte dies, indem er mit den Lippen ein stummes »Vielen Dank« formte und sich dem verabscheuungswürdigen Geschäft widmete, seine Mitpassagiere zu berauben.

KAPITEL 20

Der Salonwagen wiegte sich im Takt leicht hin und her, doch diese Bewegung hatte nichts mit den Abschnitten alter, ausgefahrener Gleise zu tun, über die der Chief jeden Tag rollte. Roxanne stand mitten im Wagen, hielt ein Mikrofon in der Hand – nicht, dass sie so etwas zur Verstärkung ihrer Stimme nötig gehabt hätte – und gab ein Lied nach dem anderen zum Besten, jedes ergreifender und anrührender als das vorherige. Im dicht besetzten Wagen waren alle Blicke auf Roxanne gerichtet, um sich ja nicht eine Note entgehen zu lassen. Die Los-Angeles-Sängerknaben waren ebenfalls ein bisschen länger aufgeblieben und lauschten wie gebannt einer wahren Künstlerin, die nur sang, weil es ihr Spaß machte. Die Jungen konnten keine bessere Lektion fürs Leben erhalten, als Roxanne Jordans Vortrag zu lauschen und ihr zuzuschauen, während der Zug über die Schienen donnerte.

Tom saß im hinteren Teil des Wagens und summte die Lieder, die Roxanne sang, halblaut mit. Nach der Show belohnten die Passagiere sie mit einer stehenden Ovation, um sich dann angeregt darüber zu unterhalten, was sie soeben gesehen und gehört hatten.

Unten im Rauchersalon genossen Max und Misty Zigarren, die sie in Chicago gekauft hatten, und Misty las jedem aus der Hand, der sich seine Zukunft wahrsagen lassen wollte. Der Weihnachtszeit wegen gestaltete sie ihre Voraussagen weitgehend günstig und entdeckte in den Linien jeder Hand, die ihr entgegengestreckt wurde, Hinweise auf weihnachtliche Wunder.

Eleanor machte sich in ihrem Abteil derweil Notizen zu

möglichen Handlungssträngen des geplanten Films, hatte aber Mühe, sich zu konzentrieren. Diesmal war es ein ganz anderer Arbeitsprozess für sie: Eleanor war es gewöhnt, sich die Entwürfe anderer Leute vorzunehmen und daran herumzubasteln, doch gewissermaßen aus dem Nichts eigenes Material zu schaffen war etwas Neues für sie. Sie kritzelte in ihrem Notizblock, bis sie bemerkte, dass sie in dicken, dreidimensional verfremdeten Lettern »Tom Langdon« schrieb. Sie zerriss den Bogen Papier und versenkte ihn im Abfalleimer; dann lehnte sie sich zurück und schlug die Hände vor die Augen.

»Probleme?«

Eleanor schaute zur Tür, wo Roxanne erschienen war und sie musterte. Mit einem feuchten Waschlappen tupfte sie sich den Schweiß vom Gesicht, den sie ihrer erstaunlichen Showeinlage verdankte.

Eleanor richtete sich auf. »Bin nur ein wenig frustriert, nehme ich an.«

»Sie haben eine schöne Vorstellung im Salonwagen versäumt, wenn ich das unbescheiden bemerken darf.«

»Ich habe alles mitgekriegt. Es wurde über die Lautsprecheranlage übertragen. Sie waren sensationell – das Beste, was ich je gehört habe!«

Roxanne ließ den Blick über den Fußboden schweifen, der mit zusammengeknülltem Papier übersät war.

»Wie geht's mit Ihrer Zug-Story voran? Wir könnten einen Max-Powers-Kassenschlager über die Eisenbahn gut gebrauchen, um die Bürger im Land und diese Regierung wieder auf uns aufmerksam zu machen.«

Eleanor lächelte verlegen. »Ich muss gestehen, dass ich nicht viel über Züge weiß. Seit dem College bin ich nicht mehr mit der Bahn gefahren, jedenfalls nicht in den USA. Und ich glaube nicht, dass ein paar Tage auf Schienen

reichen, um so viel zu lernen, dass man der Eisenbahn gerecht werden kann.«

Roxanne hockte sich auf den Rand der Sitzbank, die als Bett diente. »Nun, ich arbeite schon länger als die meisten auf diesen Zügen, und ich weiß noch immer nicht alles. Wahrscheinlich ist das der Grund, weshalb ich meinen Job so liebe. Jeden Tag gibt's was Neues. Manchmal ist es etwas Gutes, manchmal ist es nicht so gut, aber es hält mich in Form und sorgt dafür, dass mein Hirn nicht einrostet. Und das allein ist schon eine gute Sache.«

»Wie lange arbeiten Sie schon auf diesem Zug?«

»Oh, der Chief und ich haben eine Affäre, die nun schon einundzwanzig Jahre dauert. Hin, zurück. Hin, zurück. Wir kennen jeden Salbeibusch in New Mexico, jedes Weizenfeld in Kansas. Wir kennen sogar die Farmer beim Vornamen. Wir winken ihnen zu, wenn wir vorbeifahren. Ich könnte den Zug mit geschlossenen Augen lenken – allerdings hätte Amtrak einiges dagegen.«

Eleanor holte einen neuen Bogen Papier hervor und machte sich einige Notizen. »Ich wette, die Farmer winken zurück.«

»Mädchen, ich habe allein in den letzten zwei Jahren drei Heiratsanträge bekommen. Ein Knabe hat sich eine Fahne an seinen Willi gebunden und ist ein Stück neben dem Zug hergerannt. Auf der Fahne stand: ›Willst du mich heiraten, Roxanne?«

»Sehr einfallsreich. Ist doch schön, so beliebt zu sein.«

»O ja, die Farmer lieben es, wenn ihre Frauen anständig Fleisch auf den Rippen haben, und ich passe genau in diese Kategorie.« Sie stand auf. »Warum begleiten Sie mich nicht mal auf meinen Runden, wenn Sie Schwierigkeiten haben, die richtigen Ideen zu finden? Ich garantiere Ihnen, ich kann Ihre schöpferischen Kräfte

anheizen.«

Nachdem Roxannes Show zu Ende war und der Knabenchor sich in den Personenwagen zurückgezogen hatte, kam Father Kelly in den Salon und begann ein Gespräch mit Tom. Max und Kristobal gesellten sich dazu. Rasch stellte sich heraus, dass der Priester und der Regisseur vieles gemeinsam hatten.

»Ich wollte auch mal Priester werden«, erzählte Max. »Genauer gesagt, meine Mutter wollte es. Ich bin sogar ins Priesterseminar eingetreten, aber irgendwie hat es dann doch nicht geklappt. Ich war nicht dafür geschaffen, hatte viel zu viel für Frauen übrig ... verzeihen Sie, Padre, aber so war es nun mal. Im Grunde war es eine leichte Entscheidung für mich. Hätte ich das Gelübde abgelegt, hätte es mir Millionen an Unterhaltskosten erspart.«

»Ich habe auch mal daran gedacht, Priester zu werden.« Tom sah Kristobal an. »Hatten Sie schon mal den Wunsch, Geistlicher zu werden?«

»Na klar. Hat nicht jeder Jude diesen Wunsch?«

Tom brachte ein mühsames »Entschuldigung« hervor und nahm einen Schluck von seinem Drink.

»Ich bin absoluter Kinofan«, sagte Father Kelly. »Und ich bewundere Ihr Talent, Max. Ich habe sämtliche Klassiker gesehen und die Filmemacher stets beneidet, weil sie sich auf so aufregende Art und Weise ihren Lebensunterhalt verdienen. Aber dann überkam mich die Berufung zum geistlichen Amt, und mir waren sozusagen die Hände gebunden. Obwohl auch ein Priester durchaus schon mal Gefallen an einer schönen Frau haben kann. Es ist nur so, dass er sich einer höheren Bestimmung fügen muss.«

An dieser Stelle betrat Agnes Joe den Salon und kam zu

ihnen. Sie trug gedeckte weihnachtliche Farben, die ihr und ihrer Figur gut standen. Die Männer hatten mittlerweile ihre Gläser geleert. Agnes Joe erbot sich, ihnen frische Drinks zu holen, und erschien kurz darauf mit dem Versprochenen. Die Männer griffen in die Taschen, um die Getränke zu bezahlen, doch Agnes Joe schüttelte den Kopf. »Das geht auf mich. Betrachten Sie's als vorgezogenes Weihnachtsgeschenk.«

Father Kelly nickte freundlich. »Gott segne Sie, dass Sie so sehr um unser Wohlergehen besorgt sind.«

Tom beobachtete, wie Herrick Higgins, der zwei Stühle weiter saß, in die Nacht starrte. Der Mann schien tief in Gedanken versunken zu sein.

»Ich nehme Sie beim Wort, Mr Higgins«, sagte Tom, »dass das Einschlafen heute leichter fällt.«

Der ältere Mann lächelte. »Verlassen Sie sich darauf. Der Chief ist der schnellste Zug zur Westküste und dazu der einzige im Osten der Staaten, der diese Geschwindigkeit durchhält. Er schafft es in weniger als vierzig Stunden bis nach Los Angeles und ist damit um zehn Stunden schneller als alle anderen Züge nach Westen.«

Kristobal erbleichte. »Vierzig Stunden! Das ist ja das reinste Geschoss! Ich könnte in dieser Zeit nach Australien und zurück fliegen – *zweimal*.« Er beendete seinen Kommentar mit einem herzlichen »Tsch!«.

Higgins lächelte gutmütig. »Hochgeschwindigkeitszüge wären hier draußen was Feines. Das flache Land eignet sich dafür. Allerdings gibt es auch einige heikle Anstiege. Aber die Regierung würde das niemals finanzieren. Die meisten anderen Staaten haben den Nutzen von Hochgeschwindigkeitsstrecken frühzeitig erkannt. Aber man muss einen gewissen Weitblick haben, um die Gewinnmöglichkeiten einer solchen Investition zu

erkennen, und Weitblick bringt unsere politische Führung nicht gerade mit dem Schienentransport in Verbindung.« Higgins deutete zum Fenster. »Der Chief folgt größtenteils dem Streckenverlauf der alten Santa-Fe-Bahn. Die Route führt durch teilweise ziemlich raues Land. Dodge City. Wo die Westernserie *Rauchende Colts* gespielt hat.«

»*Rauchende was?*«, fragte Kristobal.

»Ich glaube, Sie sind viel zu jung, um sich daran zu erinnern«, sagte Higgins.

»Das glaube ich auch.«

»Wir fahren durch einige ziemlich hoch gelegene Gegenden. Am Raton Pass, dem höchsten Punkt, erreichen wir 7600 Fuß. Der Glorieta Pass ist nur wenig niedriger. Dann geht's runter in den Apache Canyon, aber der kommt erst nach Las Vegas.«

»Las Vegas!«, rief Father Kelly. »Ich wusste gar nicht, dass dieser Zug auch Las Vegas anfährt. Hält er dort lange genug, dass man mal aussteigen und sich ein bisschen umschauen kann?« Er räusperte sich. »Nicht dass ich scharf aufs Zocken wäre, aber gelegentlich versuche ich ganz gern mein Glück an den Spielautomaten.«

»Es ist nicht das Las Vegas«, erklärte Higgins. »Es ist Las Vegas, *New Mexico*. Der Zwischenstopp gleich nach dem Raton Pass. Dort gibt es keine Neonreklamen und keine Spieltische.«

Father Kelly machte einen sehr enttäuschten Eindruck. »Na ja, manche Dinge sollen wohl nicht sein.«

»Hören Sie, Padre«, sagte Max, »ich hab was Besseres für Sie. Morgen findet in diesem Zug eine Trauung statt. Wir haben also einen Bräutigam im Zug, der einen Junggesellenabschied braucht. Ich werde die Sache organisieren. Sie alle sind eingeladen. Genau genommen ist die Teilnahme Pflicht.«

»Das klingt ja sehr vielversprechend«, sagte Father Kelly. »Es werden wohl auch Getränke serviert?«

Max zwinkerte ihm zu. »Padre, mein Abteil ist eine einzige Tränke.« Er sagte den anderen, wann die Party steigen sollte.

Tom erhob sich. »Ich werde da sein«, versprach er.

Max nickte ihm zu. »Wenn Sie jetzt schon einen Schluck wollen, gehen wir in mein Abteil. Bei der Gelegenheit können wir uns ein wenig unterhalten.«

»Nein, ich mache einen kleinen Spaziergang.«

»In einem Zug?«, rief Kristobal entgeistert. »Was gibt es denn in einem Zug zu sehen?«

»Sie würden sich wundern«, erwiderte Tom, während er hinausging.

Er schlenderte den Gang hinunter. Der Salonwagen war fast noch voll besetzt, im Speisewagen wurde die letzte Mahlzeit des Tages serviert, und die Fahrgäste waren in aufgeräumter, festlicher Stimmung; deshalb standen viele Schlafwagenabteile leer. Es war der ideale Zeitpunkt für den Dieb, abermals zuzuschlagen. Tom wollte herausfinden, ob der Gauner aus dem Capitol Limited in den Southwest Chief umgestiegen war. Außerdem wollte er sich ein ganz bestimmtes Abteil näher ansehen ...

Er klopfte. Als niemand antwortete, schob er den Kopf in Agnes Joes Abteil. Zum Glück konnte die Tür nicht von außen verriegelt werden. Das Abteil war leer. Das Grammophon stand auf dem Klapptisch, wie zuvor schon im Capitol Limited. Die Kabine war aufgeräumt; nur ein paar persönliche Dinge lagen herum. Am Kopfende der Couch lehnten zwei aufgeschüttelte Kissen an der Wand; daneben lag eine säuberlich zusammengefaltete Decke. An einer Wand standen zwei Reisekoffer. Tom kümmerte sich nicht um die Koffer. Er war mehr an der Reisetasche

interessiert, die – wie schon im Cap – zwischen Wand und Stuhl gezwängt war. Und auch jetzt wieder lag eine Decke darauf und verbarg die Tasche fast vollständig. Tom schaute in den Gang; dann zog er den Vorhang zu und öffnete den Reißverschluss der Tasche. Statt des Diebesguts fand er etwas völlig Unerklärliches: Es waren zusammengeknüllte Zeitungen, ähnlich denen, die Regina durch den Capitol Limited getragen hatte. Tom warf einen kurzen Blick darauf. Es waren verschiedene Ausgaben von Blättern, die an der Ostküste erschienen. Er konnte sich keinen Reim darauf machen und wühlte weiter in der Tasche, bis er ein Foto von Agnes Joe mit einer jungen Frau entdeckte, in der er ihre Tochter vermutete. Ganz sicher konnte er jedoch nicht sein, denn die beiden Frauen hätten unterschiedlicher nicht aussehen können. Die jüngere war größer als Agnes Joe und eins der schönsten Geschöpfe, die Tom je gesehen hatte – schlichtweg atemberaubend. Sie trug ein Zirkustrikot; demnach entsprach wenigstens der größte Teil von Agnes Joes Geschichte der Wahrheit. Tom suchte nach einem Datum auf dem Foto, schaute vorn und auf der Rückseite nach, aber es gab keines. Agnes Joe sah so aus, wie er sie zu Beginn der Reise kennen gelernt hatte, also konnte das Bild noch nicht sehr alt sein. Die beiden Frauen auf dem Foto machten einen glücklichen Eindruck, zumindest schienen sie einander zugetan zu sein. Er fragte sich, was schief gelaufen war, seit man das Foto aufgenommen hatte, sodass Agnes Joe das Weihnachtsfest nicht bei ihrem einzigen Kind verbrachte.

Da Tom nicht das Risiko eingehen wollte, ertappt zu werden, legte er das Foto in die Tasche zurück und schlüpfte auf den Gang. Er ging bis zum anderen Abschnitt der Schlafabteile, blieb stehen, drückte sich in ein freies Abteil und blickte vorsichtig auf den Gang

hinaus. Agnes Joe erschien aus einem der Abteile. Sie blickte sich argwöhnisch um, wie Tom es zuvor getan hatte. Sie schien nichts bei sich zu tragen, doch es konnte sein, dass sie etwas in den Taschen verstaut hatte. Agnes Joe entfernte sich in die entgegengesetzte Richtung. Tom verließ sein Versteck, ging eilig über den Gang und warf einen Blick in das Abteil, in dem Agnes Joe gewesen war. Doch er entdeckte nichts, das Rückschlüsse darauf erlaubte, um wessen Abteil es sich handelte. Tom wollte gerade die Kabine betreten, um etwas über deren Benutzer in Erfahrung zu bringen, als er hörte, wie jemand sich näherte. Sofort verließ er den Ort des Geschehens, merkte sich jedoch den Buchstaben des Abteils, um herauszufinden, wer darin untergebracht war.

Als er durch den Waggon schlenderte, kehrten seine Gedanken zu einer anscheinend einsamen Frau mit aufdringlichem Gebaren und der seltsamen Angewohnheit zurück, alte Zeitungen zu sammeln und in die Räumlichkeiten fremder Leute in einem fahrenden Zug einzudringen. Toms Reise zwecks Selbstfindung und persönlicher Standortbestimmung verwandelte sich mehr und mehr in eine detektivische Mission mit dem Ziel, einen modernen Eisenbahndieb dingfest zu machen, der wahrscheinlich den Namen Agnes Joe trug. Doch aus zahlreichen Gründen hoffte Tom, dass sie unschuldig war.

Während er den Salonwagen durchquerte, sah er am anderen Ende Herrick Higgins, der besorgt aus dem Fenster schaute.

»Was ist los?«, erkundigte Tom sich. »Sie sehen aus, als hätten Sie Probleme.«

Higgins lächelte, doch Tom spürte, dass dieses Lächeln nicht echt war.

»Ach, nichts Schlimmes. Ich schaue nur den Schnee-

flocken zu.«

»Schnee kann einem Zug nichts anhaben, oder?«

Wieder lächelte Higgins, nickte jedoch bestätigend.

»Wir kriegen noch eine dritte Lokomotive in La Junta, ehe wir über den Raton Pass fahren«, sagte er.

»Ist das normal, oder bekommen wir die Lok wegen dem Schnee?«

»Es ist eigentlich ganz normal. Zum Raton Pass ist es ein ziemlich steiler Anstieg, und eine dritte Lok vergrößert die Sicherheitsreserven.« Er konzentrierte sich wieder auf den Schneefall draußen, und seine Miene wurde sofort wieder ernst. Tom setzte seinen Weg fort, schaute aber mehrmals nervös zu dem alten Eisenbahner zurück und versuchte erfolglos zu ergründen, was in dessen Kopf vorging.

KAPITEL 21

Als Roxanne und Eleanor den Personenwagen betreten hatten, in dem der Knabenchor untergebracht war, holte Roxanne eine Dose Lysol hervor und begann um sich zu sprühen. »Okay«, sagte sie, »ich glaube, wir haben es hier mit einem ziemlich schweren Fall von Reisedreck zu tun. Versucht ja nicht, Mrs Roxanne an der Nase herumzuführen, denn sie hat fünf Söhne und einen Stall voller Enkel. Außerdem ist sie Spezialistin für das ›Stinkende-junge-Männer-Syndrom‹, wie sie es gern nennt – und genau das hat in Mrs Roxannes Eisenbahn nichts zu suchen. Haben wir das verstanden?« Die Jungen nickten ausnahmslos. »Gut. Ich habe für die nächste Stunde zwei Duschen reserviert, und die werden wir ausgiebig benutzen, nicht wahr?« Die Jungen nickten abermals. Roxanne teilte sie in zwei Reihen ein. »Drei Minuten pro Mann und Dusche, nicht mehr und nicht weniger! Dieser Zug ist zwar ein Wunder auf Rädern, aber Wasser kann auch er nicht herbeizaubern. Und wir waschen uns die Haare und die Ohren und die Füße, und wir haben am Ende keine schmutzigen Finger, denn es wird eine Kontrolle geben – o ja, und was für eine! Und der liebe Gott im Himmel wird auf euch blitzsaubere junge Männer herabschauen, und er wird euch dieses Jahr zu Weihnachten segnen wie nie zuvor.« Um ihre Ankündigung zu unterstreichen, sumnte sie berühmte Melodien von Pearl Bailey und Billie Holiday; dann führten die Aufsichtspersonen die Jungen hinaus zu den Duschen.

»Wie kommt es, dass Sie sich so eingehend um den Chor kümmern?«, fragte Eleanor. »Dass Sie mit den Jungen singen, kann ich ja verstehen, aber da steckt doch

wohl noch mehr dahinter.«

»Es sind gute Jungs«, sagte Roxanne fest, »die zu großen Dingen fähig sind. Aber sie haben auch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, vor allem in ihrer Heimatstadt. Die meisten von ihnen haben nur geringe Chancen, einmal anständige Erwachsene zu werden – und das werde ich nicht hinnehmen! *Jeder* von diesen Jungen soll es schaffen. Diesen Sommer nehme ich einen Monat Urlaub. Ich hab mir die Tage angespart. Dann ziehen wir los, die Jungs und ich, und treten überall auf. Diese Burschen werden Dinge zu sehen bekommen, die dafür sorgen, dass sie in Zukunft immer nur das Richtige tun wollen. Sie werden Träume haben, von denen sie bis jetzt nicht mal etwas ahnen, und die alte Roxanne wird da sein und die Jungen bei der Hand nehmen und führen, bis sie mich nicht mehr als ihre Mami brauchen.«

»Das ist ein ehrgeiziges Ziel«, stellte Eleanor fest.

»Aber diese Jungs sind es wert, finden Sie nicht?«

Eleanor lächelte. »Ich glaube, dass sie es mehr als wert sind.«

Sie gingen weiter in den nächsten Personenwagen, wo ein benommen wirkender junger Mann im Mittelgang auf und ab marschierte.

»Sie werden feststellen, dass Personenwagen in Fernzügen ziemlich interessante Orte sein können«, sagte Roxanne leise zu Eleanor. »Wenn Sie auf der Suche nach guten Geschichten sind, gibt es kaum etwas Besseres, als sich in einen Waggon zu setzen und die Augen und Ohren offen zu halten.« Mit lauter Stimme sagte sie: »Na, Ernest, wie fühlst du dich denn heute?«

»Dämonen, Dämonen überall, Roxanne – draußen vor dem Fenster, in meinen Kleidern, im Essen. Ich habe sogar welche in meiner Pepsi light gesehen!«

»Ich weiß, ich weiß. Ich wusste, dass du in diesem Zug bist, und deshalb hab ich Antidämonenpulver mitgenommen. Diese Mischung macht garantiert jeden Dämonen fertig, egal wie groß er ist.« Sie reichte ihm eine Tüte, die sie aus der Tasche zog. »Aber bestreue bloß nicht dich selbst mit dem Pulver, Ernest, und auch niemand anders! Du darfst es nicht vergeuden, denn mehr habe ich nicht.«

»Danke, Roxanne! Danke, danke! Du bist die Einzige, die mich versteht.«

Ernest entfernte sich und bestreute sich dabei.

Eleanor schüttelte den Kopf. »Das hört sich an, als brauchte der arme Junge fachkundige Hilfe.«

»Das dachte ich anfangs auch, aber er will wohl nur Aufmerksamkeit erregen. Soviel ich weiß, hat er keinen Menschen. Er fährt seit Jahren mit diesem Zug und tut niemandem was zuleide. Er schlurft nur herum und sieht ein bisschen verrückt aus, aber ich glaube nicht, dass er wirklich irre ist. Er kleidet sich wie ein Penner, aber diese Zugfahrt kostet mehr, als ein Penner sich leisten kann – und glauben Sie mir, von der Sorte kenne ich eine Menge. Ich habe herausgefunden, dass Ernest als Ingenieur in einem Unternehmen in San Diego arbeitet. Er ist einer von denen, die nie viele Freunde hatten. Und jetzt, wo er fünfundvierzig ist, weiß er nicht, wie er noch Freunde finden soll. Ich habe viel mit ihm zusammen gegessen. Er ist ein intelligenter Bursche und kann sich gut ausdrücken, aber sein Hirn arbeitet nun mal anders als meins oder Ihres. Wenn Ernest in den Chief steigt, zieht er zuerst diese Dämonennummer ab. Haben wir das überstanden, ist alles ganz normal.«

»Was meinen Sie, warum er so oft mit dem Zug fährt?«

»Tja, keiner ist gern allein, vor allem nicht zu

Weihnachten. Sie wissen bestimmt, dass während der Feiertage die Selbstmordrate am höchsten ist. Außerdem ist der Chief um diese Jahreszeit kein richtiger Reisezug. Er ist eine Art Club fremder Menschen, die alle einen Freund suchen.«

Eine aufgeregt wirkende ältere Frau kam eilig auf Roxanne zu und wedelte mit ihrer Fahrkarte. »O Gott, ich weiß nicht, wohin ich fahre.«

»Immer mit der Ruhe, Schätzchen. Verraten Sie mir erst mal, wohin Sie wollen, und dann sehen wir, was wir tun können.«

»Denver«, antwortete die Frau.

»Denver, okay. Dann müssten Sie im Zephyr sitzen und nicht im Chief. Der Chief fährt nach LA, aber nicht über Denver. Es wundert mich, dass man Sie überhaupt in diesen Zug gelassen hat.«

»Ich glaube, das war ich selbst. Ich bin einfach in den falschen Zug gestiegen.«

»Gut möglich. Der Zephyr fährt ebenfalls in Chicago ab.«

»Ich kann's nicht fassen, dass mir so was passiert ist. Meine Tochter und ihre Familie erwarten mich zu Weihnachten! Sie wollte rüberfliegen und dann mit mir zusammen wieder zurück. Aber ich habe Angst vor dem Fliegen, und mein Mann lebt nicht mehr. Meine Tochter meinte, dass mein Verstand nicht mehr reicht, um allein zu reisen, und offenbar hat sie Recht.«

»Aber, aber. Ihre geistigen Fähigkeiten haben immerhin ausgereicht, dass Sie zu mir gekommen sind und mich um Hilfe gebeten haben, nicht wahr?«

»Ja, sicher, aber wenn ich nicht in Denver ankomme, weiß meine Tochter, dass sie Recht hat. Dann werden sie

und ihr Mann mir ständig sagen: ›Siehst du, wir haben es dir ja gleich gesagt!‹«

»Wer behauptet denn, dass Sie nicht rechtzeitig zu Weihnachten in Denver sind?«, fragte Roxanne.

»Aber ich bin doch im falschen Zug.«

»Im Augenblick schon, aber wir setzen Sie in den richtigen.«

»Das verstehe ich nicht. Wie soll das gehen? Dieser Zug fährt doch nach Los Angeles.«

»In Kansas City steigen Sie in einen Verbindungszug nach Omaha um. Der Zephyr hält planmäßig in Omaha, und Sie erwischen ihn ganz bequem. Dann fahren Sie von dort gemütlich weiter nach Denver. Überhaupt kein Problem. Ich organisiere alles Nötige und komme Sie holen, wenn wir heute Abend in Kansas City eintreffen.«

Die Frau wusste gar nicht, wie sie Roxanne für ihre Hilfe danken sollte. Nachdem sie auf ihren Platz zurückgekehrt war, sagte Roxanne: »Ständig kommen Leute, die nervös sind und sich wegen wer weiß was Sorgen machen. Man muss nur ihre Körpersprache verstehen, ihre Probleme lösen, ihr Interesse wecken und sie auf irgendeine Weise beschäftigen. Wenn Kinder und Eltern gemeinsam reisen, muss man sofort mit den Kindern reden, nicht mit den Eltern. Gerade die Kleinen mögen das. Sie kommen sich dann erwachsen und wichtig vor, und dann hören sie auch zu. An manche Passagiere kommt man allerdings nicht ran, egal wie sehr man sich bemüht. Bei den meisten aber hat man Erfolg. Es dauert nur seine Zeit. Entweder man liebt seinen Job, oder der Job frisst einen auf. Das predige ich meiner Tochter ständig.«

»Regina ist großartig. Da haben Sie was Tolles hingekriegt.«

»Ja, sie ist wirklich was Besonderes. Mami ist verdammt

stolz auf sie.«

»An Ihnen ist eine Psychologin verloren gegangen.«

»Inoffiziell bin ich eine. Und ich habe unzählige Patienten.«

»Sind Sie sicher, dass Sie kein Engel sind, der zufällig in den Southwest Chief geschickt wurde? Sie sind zu gut, um echt zu sein, und das meine ich mit allem Respekt.«

»Wissen Sie, Schätzchen, ich bin eine dreiundsechzig Jahre alte fette Frau mit wehen Füßen, zu hohem Blutdruck und ersten Symptomen von Diabetes. Ich weiß, dass mir nicht mehr viel Zeit bleibt, und die kann ich entweder damit verbringen, dass ich trübsinnig herumsitze und mich darüber beklage, dass ich vieles in meinem Leben nicht gehabt habe, oder ich kann etwas tun, das mir Spaß macht, und anderen Leuten helfen. Ich habe beschlossen, weiterzukämpfen, bis mich der Blitz trifft.«

Sie blieben neben einer Sitzbank stehen. Roxanne stemmte die Hände in die Hüften. »Was haben wir denn hier?«

Der junge Mann, ungefähr fünfundzwanzig, hatte es sich auf seinem Platz gemütlich gemacht und trug keinen Fetzen Stoff am Leib. Glücklicherweise war der Platz neben ihm frei, und die Wagenbeleuchtung war zum Schlafen bis auf die Notbeleuchtung gelöscht worden, sodass niemand seinen Zustand bemerkt hatte, zumindest nicht bis zu diesem Moment.

»He, das ist cool«, sagte der junge Mann.

»Klar ist das cool, wenn man weder Hemd noch Hose trägt.«

»Wissen Sie, ich komme aus Arizona. Da schlafen alle so.«

Roxanne blieb ganz ruhig. »Ach ja?« Eleanor hatte den

Blick abgewendet, doch Roxanne ließ sich gemütlich neben dem jungen Mann nieder. »Lassen Sie mich eins klarstellen, Freundchen. Wir sind hier nicht in Arizona, sondern in Missouri. Ich weiß, dass Missouri gern als Vorzeigestaat bezeichnet wird, aber Sie haben nichts vorzuzeigen, das ich nicht schon früher gesehen hätte, also brauchen Sie auch nicht damit herumzuwedeln. Wenn Sie sich nicht sofort anziehen, werfe ich Sie aus dem Zug, ehe wir in Kansas City sind.«

Der junge Mann kicherte triumphierend. »Jetzt hab ich Sie aber erwischt! Der letzte Stopp war La Plata, und bis Kansas City hält der Zug nicht mehr.«

»Sind Sie ganz sicher?« Roxanne starrte ihn an, bis es dem jungen Mann dämmerte.

»Sie würden mich doch nicht mitten in der Wüste aussetzen! Das ... das können Sie nicht tun ...«, stammelte er.

»Ich würde Missouri nicht gerade eine Wüste nennen. Was meinen Sie, Eleanor?«

»Stimmt«, sagte Eleanor.

»Hier leben sehr weit verstreut eine Hand voll Menschen«, fuhr Roxanne fort. »Also ist es nicht die Wüste. Klar, die Farmen liegen weit auseinander, und wir haben Dezember, und es ist verdammt kalt, aber es ist nicht die Wüste. Von da, wo wir Sie rauslassen, müssten Sie gut dreißig Meilen laufen ... nach Südwesten, glaube ich, oder war es Nordosten? Jedenfalls finden Sie dann ein Motel oder so was, falls meine Erinnerung mich nicht im Stich lässt. Aber es könnte zurzeit geschlossen sein, denn es ist wirklich verdammt kalt da draußen.«

»Dreißig Meilen? Bis dahin erfriere ich!«

»Wahrscheinlich nicht, wenn Sie Ihre Hose anziehen. Und sehen Sie das Ganze doch mal optimistisch. Ich hab

was gegen Jammerlappen. Sie sind jung und stark. Wahrscheinlich kommen Sie durch.«

Die Augen des Mannes quollen hervor. »Wahrscheinlich?«

Roxanne holte ihr Walkie-Talkie hervor. Sie drückte nicht auf den Einschaltknopf, was zwar Eleanor bemerkte, nicht aber der junge Mann.

»Hier ist der Zugservice für den Schaffner und den Lokführer. Wir haben hier einen Notfall, einen Eins-vier-eins. Ich wiederhole, einen Eins-vier-eins. Wir müssen halten und einen Fahrgast absetzen. Ende.«

»Warten Sie!« Der junge Mann geriet in Panik. »Was ist ein Eins-vier-eins?«

»Tja, Schätzchen, das ist der Eisenbahncode für einen unartigen Fahrgast. In den großen schicken Flugzeugen würde man Sie fesseln, und dann würde man Sie bis zur Landung im Auge behalten, denn in zehn Kilometer Höhe und bei dem Affenzahn von 'nem Flugzeug kann man keine Tür aufmachen und Sie rauswerfen.« Sie lächelte liebenswürdig. »Aber wir im Zug haben diese Probleme nicht. Bei Amtrak kriegen Sie einen Tritt in Ihren aufsässigen Hintern, wann und wo immer wir wollen. Aber wir geben Ihnen immerhin eine Taschenlampe und einen Kompass mit, damit Sie sich zurechtfinden, sobald Sie draußen sind. Das ist die offizielle Verfahrensweise bei Amtrak, und ich finde, das ist ganz okay so.« Sie schaute aus dem Fenster. »Mein Gott, ist das Schneegestöber schlimm geworden! Sieht aus, als würde sich da draußen ein verdammter Blizzard zusammenbrauen.« Sie sprach wieder in ihr Walkie-Talkie.

»Hier ist noch mal der Zugservice. Was den Eins-vier-eins angeht, bringt eine Schneeschaufel und einen Erste-Hilfe-Kasten gegen Erfrierungen mit. Ende.«

»Ich zieh mich ja schon an!«, rief der junge Mann so laut, dass jede Person am anderen Ende des Walkie-Talkies ihn hätte hören können. »Sie können diesen Eins-vier-eins abbrechen.«

Roxanne sah ihn ernst an und schüttelte langsam den Kopf. »Jetzt, wo der Alarm ausgelöst wurde, kann er nicht mehr zurückgenommen werden, fürchte ich. Und wir haben noch eine lange Fahrt vor uns. Da ist es ja möglich, dass Sie diesen Unfug noch einmal versuchen, und dann könnte jemand Sie sehen, ein kleines Kind vielleicht oder ein älterer Fahrgast, und dann gäbe es richtigen Ärger.«

»Ich schwöre Ihnen«, sagte der junge Mann, während er sich hastig anzog, »ich ziehe kein einziges Kleidungsstück mehr aus. Ich schlafe in meinen Sachen. Versprochen.«

»Na, ich weiß nicht. Spüren Sie's? Der Zug wird schon langsamer, und der Lokführer wird verdammt sauer sein, wenn ich ihm melde, dass es ein falscher Alarm war. Was meinen Sie, was es kostet, wenn ein so langer Zug einen ungeplanten Zwischenstopp macht?«

»Bitte, bitte! Ich verspreche Ihnen, ich zieh mich nicht mehr aus!«

Roxanne seufzte und sagte in ihr Walkie-Talkie:

»Okay, hier ist noch mal der Zugservice. Streichen wir den Eins-vier-eins. Ich wiederhole – den Eins-vier-eins streichen.« Sie sah den jungen Mann auf eine Weise an, die keinen Zweifel daran ließ, dass sie alles voll im Griff hatte. »Also, Baby, wenn ich bei Ihnen noch mal etwas sehen sollte, das bedeckt sein müsste, sind Sie die längste Zeit in diesem Zug gewesen. Dann ist es mir auch egal, wo wir gerade sind, ob mitten in der Wüste oder im Gebirge. Dann gibt es keine Gnade mehr, klar?«

Er nickte demütig und zog sich die Decke über den Kopf.

»Gute Nacht, Arizona«, wünschte Roxanne, ehe sie und Eleanor weitergingen.

Die beiden Frauen stiegen in die untere Etage, wo Roxanne die Duschaktion des Knabenchors kontrollierte. Zufrieden mit dem Stand der Dinge schlenderten sie und Eleanor weiter zum Salon und setzten sich an einen freien Tisch.

»Knabenchöre, Antidämonenpulver und ein nackter Mann aus Arizona. Sie haben wirklich eine unruhige Nacht.«

»Ach, Liebes, das war doch harmlos! Ich könnte Ihnen Sachen erzählen ...«

»Ich würde mich freuen.«

»Vielleicht können wir mal einen gemütlichen Abend außerhalb des Zugs verbringen.«

Eleanor dachte ernsthaft daran, Max zu überreden, Roxanne als Beraterin für ihr Filmprojekt zu engagieren, als der Zug deutlich spürbar seine Fahrt verlangsamte.

»Gibt's ein Problem?«, erkundigte Eleanor sich.

»Nein, auf diesem Streckenabschnitt gibt es Geschwindigkeitsbegrenzungen und ein paar unbeschränkte Übergänge. Kommen Sie mit. Ich zeige Ihnen eine Annehmlichkeit, die ausschließlich Eisenbahnfahrten vorbehalten ist. In einem Flugzeug finden Sie die ganz sicher nicht.«

Roxanne führte Eleanor zu einem Ende des Waggons, wo sie das obere Fenster der Zugtür öffnete und einen Strom kalter, frischer Luft hereinließ.

»Himmel, das fühlt sich wunderbar an«, sagte Eleanor.

»Ich komme jeden Tag mehrmals hierher, um den Kopf freizubekommen, die frische Luft zu atmen und einen Blick auf unser Land zu werfen, ohne dass eine

Glasscheibe dazwischen ist.« Sie schauten eine Weile hinaus auf die Landschaft, die langsam an ihnen vorüberglitt; dann schloss Roxanne das Fenster, während der Chief wieder Fahrt aufnahm. »Ich habe Regina geraten, das auch mal zu probieren. Es verschafft einem ein bisschen Frieden und lädt die Batterien auf.«

»Wie viele Kinder haben Sie außer Regina?«

»Neun, und alle sind erwachsen. Und dreiundzwanzig Enkelkinder.«

Eleanor schüttelte den Kopf. »Sie sehen nicht annähernd alt genug dafür aus.«

»Tja, ich hab früh angefangen, vielleicht zu früh.«

Roxanne musterte Eleanor mit einem fragenden Blick. »Haben Sie Kinder?«

Eleanor schüttelte den Kopf. »Ich war nie verheiratet.«

»Moment mal – Sie wollen mir weismachen, dass eine schöne, kluge und erfolgreiche Frau wie Sie es nicht geschafft hat, einen anständigen Mann zu finden, der sie liebt?«

»Vielleicht bin ich gar nicht so schön, klug oder erfolgreich.«

»Schauen Sie mal in den Spiegel, Kleine. Und ich bezweifle, dass Sie mit einem Mann wie Max Powers zusammenarbeiten würden, wenn Sie nicht mit verdammt viel Talent und jeder Menge Hirn ausgestattet wären.«

»Na ja, es kommt schon mal vor, dass Menschen allein bleiben ... alle möglichen Menschen.«

»Ja, sicher, und es gibt immer einen Grund dafür. Wollen Sie mir Ihren nicht verraten?«

Eleanor senkte den Blick und spielte nervös mit den Fingern, während Roxanne sie aufmerksam beobachtete. »Warten Sie mal, vielleicht kann ich den Grund erraten.

Sie haben jemanden gefunden, der Sie liebt, nur hat es irgendwie nicht funktioniert ... vielleicht hat er nie diese überaus wichtige Frage gestellt, auf die eine Frau so unendlich gern mit ›Ja‹ antwortet, und am Ende haben Ihre Wege sich getrennt. Bis Sie ihn in diesem Zug wiedergesehen haben«, fügte sie leise hinzu.

Eleanor hob irritiert den Blick.

»So wie Sie und Tom Langdon miteinander umgehen, ist es kaum zu übersehen. Hinzu kommt der Klatsch und Tratsch, für den gerade der Chief berühmt ist.«

Eleanors Gesicht lief rot an. »Du meine Güte, wenn ich geahnt hätte, wie leicht ich zu durchschauen bin ... Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr es mich erleichtert, dass so viele Leute, die ich gar nicht kenne, von meiner romantischen Geschichte wissen – oder vielleicht sollte ich besser sagen, von meinem romantischen Fiasko.«

»Ich bin nicht neugierig, aber ich kann gut zuhören.«

Eleanor atmete tief durch und blickte Roxanne an.

»Tom Langdon ist ein Streuner. Das war er immer, und er wird es immer sein. Er braucht das Abenteuer, braucht die Veränderung so nötig wie andere Menschen ihr tägliches Brot. Er ist ein Mann, der keine Verpflichtung eingehen kann, selbst wenn sein Leben davon abhängt. Und er hat mich nie gefragt, ob ich seine Frau werden will.«

»Aber so wie ich es sehe, haben Sie ihn jahrelang nicht zu Gesicht bekommen. Vielleicht hat er sich geändert.«

Eleanor schüttelte den Kopf. »Männer wie er ändern sich nie. Er ist wieder in den Staaten, reist herum und schreibt läppische Artikel, statt über Kriege in Übersee zu berichten. Aber dabei wird es bestimmt nicht bleiben. In ein paar Monaten wird er wieder in der Weltgeschichte unterwegs sein und irgendwas anderes tun. Ich habe einige

Jahre mit ihm gelebt. Ich weiß, wie er denkt.« Sie hielt für einen Moment inne.

»Außerdem hat er eine Freundin«, fügte sie dann hinzu.
»Er trifft sie in Los Angeles.«

»Meinen Sie, es ist was Festes?«

»Das bezweifle ich.«

»Sie *hoffen* es, nicht wahr?«

Eleanor antwortete nicht.

»Folgen Sie Ihrem Herzen, Mädchen«, meinte Roxanne.
»Wenn Sie ihn wirklich lieben, sollten Sie ihm noch eine Chance geben. Es könnte Ihre einzige Chance sein, Ihr Glück zu finden.«

»Und wenn die Gefühle sich im Lauf der Zeit geändert haben? Wenn man nicht mehr derselbe Mensch ist, der man früher war?«

»Eleanor, die Liebe ist wie starkes Holz, das mit den Jahren immer fester und härter wird. Lassen Sie sich das von jemandem gesagt sein, der die Liebe einst geschenkt bekam und sie verlor, weil der Herr entschied, dass es an der Zeit sei, Junior zu sich zu rufen. Es klingt altmodisch, ich weiß, aber die Liebe ist das Einzige, das zwischen zwei Menschen von Bedeutung ist. Wirklich das Einzige.«

KAPITEL 22

Kansas City war eine wichtige Zwischenstation, an der zahlreiche Fahrgäste ein- und ausstiegen und der Zug längere Zeit Aufenthalt hatte, während die Loks betankt und die Vorräte aufgefrischt wurden. Roxanne begleitete die Frau, die mit dem Zephyr nach Denver fahren wollte, zum richtigen Bahnsteig. Tom nutzte die Gelegenheit, auszusteigen und ein wenig frische Luft zu schnappen, ehe Steves Junggesellenabschiedsparty begann. Der Worte von Herrick Higgins eingedenk, sah Tom zu, wie weitere Vertreter Amerikas in den Zug stiegen, zweifellos mit Geschichten, die sie zu erzählen hatten, Erfahrungen, die sie teilen konnten, und vielleicht auf der Suche nach Freundschaften, die sie schließen wollten, so kurzlebig sie auch sein mochten.

Die Schneeflocken fielen dichter, und Tom suchte Schutz unter einem der Vordächer.

Erstaunt sah er, wie Eleanor aus dem Zug stieg und zu ihm kam.

»Im Zug ist es ein bisschen stickig«, sagte sie.

»Finde ich auch.«

Ein wenig verlegen standen sie nebeneinander.

»Ich kann dir gar nicht sagen, was für ein Schock es für mich war, dich wiederzusehen«, meinte Eleanor schließlich.

»Und ich habe in all den Jahren mindestens eine Million mal daran gedacht, mich bei dir zu melden. Aber ich habe es nie getan. Warum nicht? Vielleicht aus Stolz, aus Sturheit oder Dummheit. Du kannst es dir aussuchen. Es ist von allem etwas.«

»Na ja, wenn ich daran denke, wie es zwischen uns zu Ende ging, kann ich dir keinen Vorwurf machen.«

Er wagte sich näher. »Glaubst du, dass alle Menschen eine zweite Chance haben?«

Sie wich ein wenig zurück. »Tom ... eine weitere Enttäuschung könnte ich nicht ertragen.«

»Du hast mich verlassen, vergiss das nicht.«

»Nach all den gemeinsamen Jahren wurde es Zeit, Nägel mit Köpfen zu machen oder alles abzubrechen«, sagte sie. »Ich brauchte eine feste Bindung, und die habe ich nicht bekommen. Damals glaubte ich, deine Karriere sei dir wichtiger als alles andere.«

»Menschen können sich ändern, Ellie.«

»Das habe ich auch schon mal gehört. Glaubst du wirklich, dass du auf Dauer damit zufrieden bist, über antike Möbel zu schreiben? Außerdem hast du eine Freundin, die du über Weihnachten besuchst. Habt ihr Heiratsabsichten?«

»Es ist keine feste Beziehung.«

»Natürlich nicht. So ein Mann bist du ja nicht.« Sie schüttelte den Kopf und wandte den Blick ab.

Tom griff nach ihrer Schulter und drehte sie zu sich um. »Es ist deshalb keine feste Beziehung, weil ich diese Frau nicht liebe. Es gibt nur eine Frau, die ich je geliebt habe, Ellie, und das weißt du genau.«

»Bitte, Tom, tu mir das nicht an.«

»Warum bist du dann aus dem Zug gestiegen und hergekommen? Es ist kalt hier draußen.«

»Ich ... ich weiß es nicht.«

»Das glaube ich dir nicht. Du weißt genau, warum.«

»Vielleicht.«

»Nichts in meinem Leben war so schön wie die Zeit mit dir. In all den Jahren habe ich nach etwas Ähnlichem gesucht.«

»Ich auch«, gestand sie, »und ich habe es nicht gefunden.«

»Es kann kein Zufall sein, dass wir beide ausgerechnet mit diesem Zug fahren. Es ist ein Omen – siehst du das nicht auch? Das Schicksal hat es so vorherbestimmt.«

»Du hörst dich an wie Misty. So funktioniert die Liebe aber nicht. Sie ist nicht irgendein Märchenzauber, der von allein wirkt. Um die Liebe muss man jeden Tag aufs Neue kämpfen. Man muss ständig daran arbeiten.«

Als sie sich eine Haarsträhne aus der Stirn strich und Tom den Blick ihrer smaragdgrünen Augen auf sich gerichtet sah, hätte es zehn Jahre früher oder zehn Jahre später sein können – für Tom spielte es keine Rolle. Im Schein der Bahnhofslampen war Eleanors Blick genauso hypnotisierend und verzaubernd, wie Tom es immer schon empfunden hatte. Er glaubte, einen Schritt zurück zu machen, bewegte sich aber auf sie zu. Er sah, wie seine Hand eine weitere Strähne ihres kastanienbraunen Haars aus ihrer Stirn strich, wie seine Finger sich ihrer Wange näherten und sanft darüberstrichen. Sie machte keine Anstalten, ihn daran zu hindern.

»Vielleicht wird es langsam Zeit, dass ich anfangen, um die Liebe zu kämpfen ... daran zu arbeiten ...«

Tom holte tief Luft, schaute flüchtig hoch, als jemand vorbeiging – und erstarrte, als sein Blick auf die Gestalt fiel. Er schüttelte fassungslos den Kopf, als er den zweiten Schock binnen vierundzwanzig Stunden erlebte. Wie viele Blitzeinschläge konnte er noch überstehen?

Es war Lelia Gibson, die zum Zug ging, eine Gruppe Rotmützen im Gefolge, die Berge von Koffern und

Taschen trugen. Diese Frau konnte einfach nicht mit leichtem Gepäck reisen. Jedes Mal suchte sie mit unermüdlicher Hingabe das jeweils Passende für die einzelnen Abschnitte der jeweiligen Reise aus, wobei jedes Accessoire mit dem kritischen Blick eines Generals ausgewählt wurde, der eine entscheidende Schlacht plante.

Tom wich einen Schritt von Eleanor zurück. Sie hatte die Augen geschlossen, während ihre Lippen vergeblich Toms Mund suchten.

»Ellie.«

Sie schlug die Augen auf und strich mit einer Hand über seine Wange, während Tom einen weiteren Schritt zurücktrat.

»Was ist?«

»Sag mir ganz schnell, was das schlechteste Timing deines Lebens war.«

»Wie bitte?«, fragte sie verwirrt.

Er blickte noch einmal zu Lelia. Sie kam näher. Er war nicht sicher, ob sie ihn bereits gesehen hatte, doch es konnte sich nur noch um Sekunden handeln. Sie wusste offensichtlich, dass er mit diesem Zug unterwegs war.

»Was war das schlechteste Timing deines Lebens? Sag es mir. Schnell, bitte.«

»Ich finde, *dein* Timing ist ziemlich schlecht«, sagte Ellie in leicht ungehaltenem Tonfall.

»Denk nach! Schnell!«

»Okay, okay.«

»Ist es dir eingefallen?«

Sie zögerte einen Moment. »Ja. Und jetzt?«

Er atmete aus. »Was es auch ist – ich hab's gerade um Längen übertroffen. Ich bin jetzt der unbestrittene Meister

des schlechten Timings.« Er deutete auf Lelia. »Ich habe gerade von meiner Freundin in LA gesprochen, und ... tja, da ist sie. Lelia Gibson.«

Eleanor fuhr herum und blickte der sich nähernden Gruppe entgegen.

»Hast du gewusst, dass sie auch mit dem Zug fährt?«

»Nein. Das gehört in die Kategorie ›Schock meines Lebens‹.«

Eleanor verschränkte die Arme und wich von Tom zurück. In diesem Moment entdeckte Lelia ihn und winkte heftig. Während sie auf ihr Ziel zueilte, zog Eleanor sich weiter zurück, bis sie nur noch ein Schatten in der Dunkelheit war. Als sie sich von ihm entfernte, hatte Tom das Gefühl, dass jeder Blutstropfen aus seinem Körper sickerte. Dann wandte er sich zu Lelia um. Er tröstete sich ein wenig mit dem Gedanken, dass es nicht schlimmer werden konnte, als es schon war. Doch er sollte sich irren.

KAPITEL 23

Bei seiner neuesten Vorhersage wies der Nationale Wetterdienst für die abgelegenen Gegenden im Mittelwesten und Südosten auf die Gefahr eines schweren Schneesturms hin, der entlang des Hauptkamms der Rocky Mountains nach Süden raste. Noch wurde die volle Wucht dieses Sturms durch die meteorologischen Verhältnisse im Nordpazifik kaschiert. Doch es war eine trügerische Sicherheit, die sich immer mehr verflüchtigte, während das Orkansystem über Wyoming hinweg nach Colorado zog. Wenn der Sturm – ein Blizzard, wie er nur alle zehn Jahre vorkam – seine zerstörerische Kraft an der Grenze zwischen Colorado und New Mexico urplötzlich entfaltete, war es zu spät für weitere Warnungen.

Herrick Higgins hatte den langen Aufenthalt in Kansas City dazu benutzt, sich mit dem Lokführer zu besprechen. Sie hatten sich über die Wettervorhersagen unterhalten, die von der Amtrak-Leitstelle übermittelt worden waren. Wenngleich Higgins kein Angestellter der Amtrak mehr war, gab es niemanden bei der Eisenbahngesellschaft, der Higgins' Erfahrung und seine klugen Ratschläge übergangen hätte. Er und der Lokführer waren seit zwanzig Jahren befreundet. Als Higgins andeutete, es gefiele ihm ganz und gar nicht, wie die Lage sich entwickelte – vor allem seit sie in Richtung Colorado rollten –, nahm der Lokführer die Warnung sehr ernst. Außerdem riet Higgins ihm, so viel Diesel wie möglich aufzunehmen.

»Wir werden die Augen offen halten«, meinte der Lokführer. »Sobald wir neue Nachrichten von der Leitstelle bekommen, geb ich dir Bescheid.«

Higgins kehrte zurück und suchte sich einen Platz im

Salonwagen, während der Zug seine Vorräte vervollständigte und die Passagiere einstiegen. Im Laufe seiner langjährigen Tätigkeit war Higgins jeder denkbare technische Defekt, jedes menschliche Versagen und jede Wetterlage begegnet. Er hatte gelernt, in solchen Situationen seinem Instinkt zu folgen, der in den dreißig Jahren, die er nun schon seinen Job tat, geschärft worden war. Es gefiel Higgins ganz und gar nicht, wie der Himmel aussah und dass der Wind ständig an Stärke zunahm, dass das Schneegestöber dichter wurde und die Flocken in eine Richtung gepeitscht wurden. Herrick Higgins blickte aus dem Fenster zu einem Himmel empor, der nichts Gutes verhiess.

»Was machst du denn hier, Lelia?«

»Mehr hast du nicht zu sagen, nachdem ich den ganzen weiten Weg auf mich genommen habe, um dich zu überraschen?«, fragte sie. »Weißt du eigentlich, dass es keinen Direktflug von Los Angeles nach Kansas City gibt? Ich meine – was soll das? Ich musste über Denver fliegen. Der reinste Albtraum! Und was bekomme ich zu hören? ›Was machst du denn hier, Lelia?‹« Sie umarmte Tom und gab ihm einen Kuss. Er hatte ein furchtbar schlechtes Gewissen, denn trotz allem bestand ihre Beziehung noch immer, und sie wollten die Weihnachtsfeiertage schließlich in Tahoe verbringen. Eleanor wieder gefunden zu haben hatte Tom das alles fast vergessen lassen.

»Tut mir Leid, aber es kommt so überraschend, dich hier zu sehen. Ich dachte, du hättest das Ganze nach der Episode mit Erik zu den Akten gelegt.«

»Sei nicht albern. Lass uns in den Zug steigen und in Ruhe darüber reden. Ich werde dir alles erklären.«

»Alles? Was alles?«

»Später, wenn ich ausgepackt habe.« Lelia reichte ihre Fahrkarte einem der Träger und wies ihn an, ihr Gepäck an Bord zu schaffen; dann belohnte sie die Helfer großzügig mit Geld und einem bezaubernden Lächeln. Sie trug das klassische Hollywood-Outfit: teuer, todschick und auffällig. Die Gepäckträgertruppe von Kansas City würde Lelia in bleibender Erinnerung behalten, da war Tom sicher. Wahrscheinlich hätten die Träger eher *sie* bezahlt – nur für das Privileg, ihre Gucci-Lederkoffer tragen und sich in ihrer Nähe aufhalten zu dürfen.

Während sie zum Chief gingen, hakte Lelia sich bei Tom unter. »Weißt du, ich bin noch nie mit der Eisenbahn gefahren. Und dann auch noch zu Weihnachten. Wundervoll! Gibt es an Bord einen Masseur? Und einen Schönheitssalon wie auf Kreuzfahrtschiffen?«

»Nein, aber dafür steht in jedem Schlafabteil ein Damebett. Allerdings muss man seine eigenen Steine mitbringen. Ach ja, und es gibt jede Menge Alkohol – eine wunderbare Sache.«

»Vielleicht kannst du mich ja massieren. Oh, und ich habe auch diesen erotischen Teddy mitgebracht«, fügte sie schelmisch hinzu und lehnte sich an ihn.

Als sie einstiegen, konnte Tom aus den Augenwinkeln Eleanor sehen, die ihn und Lelia aufmerksam beobachtete. Er fühlte sich so hilflos wie selten zuvor.

Schließlich nahm der Chief Abschied von Missouri und rollte ins ebene Farmland von Kansas, während die Dunkelheit tiefer wurde.

Lelia richtete sich in ihrem Schlafwagenabteil ein, wobei sie sich über den Platzmangel beklagte und nach Kabinen mit Mahagonivertäfelung, persönlichen Kammerdienern und ähnlichem Luxus fragte. Barry, der stämmige Schlafwagenbegleiter, war ganz hingerissen von Lelia und

versuchte, Eindruck auf sie zu schinden, indem er die Muskeln spannte, die Brust herausstreckte und lässige Stemmübungen mit ihrem Gepäck vollführte, während er sie mit Informationen über den Zug fütterte. Lelia zeigte sich unbeeindruckt und distanziert, ließ jedoch erkennen, dass sie Barry mit einem gelegentlichen Lächeln und vielleicht sogar mit flüchtigen Blicken auf ihre schlanken Beine und die fantastisch geformten Oberschenkel belohnen würde, falls er ihr ein anständiges Teeservice besorgte und sämtliche Mahlzeiten in der Kabine servierte. Und schon marschierte Barry los, wild entschlossen, Lelia jeden Wunsch zu erfüllen.

Tom kam in ihr Abteil, nachdem sie sich dort häuslich niedergelassen hatte.

»Gefällt mir, was du aus dieser Kabine gemacht hast«, sagte er lächelnd.

»Wo wohnst du?«

»Im Schlafwagen für Arme, ein Stück die Straße runter.«

»Du kannst heute Nacht hier schlafen.«

Tom setzte sich auf die Kante des heruntergeklappten Bettes. »Ich muss dir etwas sagen. Ich hätte nicht gedacht, dass es unter solchen Umständen geschehen würde – ich meine, in einem Zug und so –, aber es ist besser, ich sage es dir jetzt und hier.«

Sie legte eine Hand auf seine. »Ich kann mir vorstellen, worüber du sprechen willst. Das ist ja der Grund, weshalb ich hergefliegen bin.«

»Wirklich?« Wie kann sie etwas von Eleanor wissen, fragte sich Tom. »Warum bist du denn hier?«

»Nach dem, was mit Erik passiert ist, war ich wütend auf dich. Stocksauer! Aber es hatte auch seine guten Seiten. Ich meine, erleben zu können, wie eifersüchtig du sein

kannst ...«

»Danke. Freut mich, dass ich dir dieses Geschenk machen konnte.«

»Nun, ich habe über alles Mögliche nachgedacht. Wir sind jetzt schon eine ganze Weile zusammen, und es müssen gewisse Entscheidungen getroffen werden.«

»Da kann ich dir nur beipflichten.«

»Und ich habe meine Entscheidungen gefällt. Ich wollte es dir nicht am Telefon sagen, aber ich konnte nicht bis Weihnachten warten, denn es könnte unsere Pläne für die Weihnachtstage von Grund auf ändern.«

Tom seufzte erleichtert. »Ich glaube, wir sind beide auf demselben Dampfer.«

Sie beugte sich vor und legte ihm die Hände auf die Schultern. »Tom, ich möchte heiraten.«

Alles, was er dazu sagen konnte, war: »Wen?«

»Dich, Dummkopf. Und tu bloß nicht so, als hättest du's nicht gewusst. Schließlich bist du Journalist und solltest die Gabe haben, deine Mitmenschen zu durchschauen.«

»Du willst mich heiraten? Du bist den weiten Weg hierher geflogen, um mir zu sagen, dass du heiraten möchtest? Mich?« Tom erhob sich und ging auf und ab. Er war so nervös, verängstigt und verärgert zugleich, dass er mit dem Kopf gegen das große Panoramafenster stieß wie ein Vogel, der verzweifelt versuchte, aus einem Käfig zu fliehen.

»Eine Ehe ist etwas anderes, als sich ein paar Mal im Jahr zu treffen, um ein bisschen Spaß miteinander zu haben, Lelia. Hier geht es um unser ganzes Leben, um das tägliche Zusammensein, in guten wie in schlechten Zeiten.«

»Meinst du, das weiß ich nicht?«

Anklagend richtete Tom den Zeigefinger auf sie.

»Oder ist das bloß wieder eine Macke von dir? Irgendein parapsychologischer New-Age-Voodoo-Quatsch?«

Sie stand auf. »Nein, es geht um mich. Ich werde nicht jünger. Meine biologische Uhr tickt nicht nur, sie schlägt bereits Alarm. Und ich habe die Schlummer-Taste schon so oft betätigt, dass sie nicht mehr reagiert.«

»Willst du damit sagen, du willst Kinder?«

»Ja. Du etwa nicht?«

»Du fragst mich, ob ich Kinder will?«

»Bist du taub? Ja!«

»Woher soll ich wissen, ob ich Kinder haben will? Ich hatte keine Ahnung, dass du herkommst und mir einen Heiratsantrag machst. Lass mich erst mal Luft holen, ja?«

Sie umarmte ihn. »Ich weiß, es kommt alles ein bisschen plötzlich, aber wir sind ein gutes Team, Tom, ein Spitzenteam. Ich habe Geld genug. Wir können tun und lassen, was wir wollen. Wir reisen, haben unseren Spaß und genießen unser Leben. Und dann werden wir sesshaft und gründen eine große Familie.«

»Wie groß?«

»Ich hatte sieben Geschwister.«

Er betrachtete vielsagend ihre zierliche Gestalt.

»Du trainierst sechs Stunden am Tag, um deine Figur zu halten. Willst du etwa behaupten, du würdest zulassen, dass dein Körper sich achtmal bis zur Unförmigkeit aufbläht? Selbst wenn wir es so planen, dass wir alle zwei Jahre ein Kind bekommen, wirst du sechzig sein, wenn der letzte Wonnepropfen das Licht der Welt erblickt.«

»Weißt du, ich dachte mir, ein Kind bekommen wir auf normale Art und Weise, den Rest adoptieren wir – du weißt schon, alle auf einmal. So was wie eine Instant-

Familie.«

Er griff sich mit beiden Händen ins Haar und zerraupte es. »Ich fasse es nicht!«

»Was ist denn los? Hast du vielleicht geglaubt, dass wir unsere Zwei-Küsten-Beziehung fortsetzen, bis einer von uns das Zeitliche segnet? Das war keine Sache auf Dauer, Tom.«

»Zugegeben. Auf Dauer war sie nicht.«

»Ich weiß, dass es im Augenblick ein bisschen viel für dich ist. Lass dir Zeit und denk darüber nach. Es sind zwei Tage bis LA. Denk nach, und dann sag mir Bescheid.«

»In zwei Tagen? Du willst, dass ich dir in zwei Tagen verbindlich mitteile, ob ich heiraten und acht Kinder haben will?«

»Je nachdem, wie deine Antwort ausfällt, haben wir sehr viel zu tun. Da würde ich es begrüßen, wenn du nicht allzu lange wartest.«

Sie küsste ihn auf die Wange und ergriff seine Hände. »So, und jetzt zu dir. Was wolltest du mir sagen?«

Er starrte sie offenen Mundes an, unfähig zu reden, da kein Wort stark genug war, um gegen die Säure zu bestehen, die in seiner Kehle aufstieg. Alle Worte schmolzen darin wie Schnee auf einer Herdplatte. Er wandte sich zum Gehen.

»Wo willst du hin?«

Er fand seine Stimme wieder. »In die Bar.«

»Wann kommst du zurück?«

»In zwei Tagen.«

KAPITEL 24

Während Tom in den Salonwagen wankte, um sich mit so vielen Tequilas zu stärken, wie er in seinen Körper pumpen konnte, jagte der Chief in Richtung Lawrence, Kansas. Diesen Zwischenstopp würden sie um halb zwei Uhr nachts erreichen, gefolgt von Topeka um zwei und dann in schneller Folge Newton, Hutchinson, Dodge City und Garden City, ihrem letzten Stopp in Kansas, ehe sie die Grenze nach Colorado überquerten. La Junta – der Ort, an dem die Hochzeit von Julie und Steve stattfinden sollte – war ihre zweite Station in Colorado. Ungefähr zwei Stunden später würde der Chief die Anfahrt zum Raton Pass in Angriff nehmen.

Der Sturm wütete nun in voller Stärke und jagte nach Süden, angetrieben von schnellen Höhenwinden, wo er gegen die unerschütterliche Mauer der Rocky Mountains anrannte. Schon jetzt war in der Gegend mehr Schnee gefallen als in einem Durchschnittsjahr, und in den Höhenlagen der Berge breitete sich eine mächtige weiße Decke aus. Der Wind peitschte Teile der Schneeflächen empor, doch wurden keine ernsten Schäden gemeldet. Die Wetterfrösche, die den wechselnden Wind und die Luftfeuchtigkeit im Auge behielten, hatten keinen Grund zu der Annahme, dass dieser Sturm sich von zahllosen anderen unterschied, die sich zuvor dort ausgetobt hatten.

Der Chief würde sich zum Raton Pass hinaufkämpfen, dort durch den achthundert Meter langen Tunnel fahren, der unterhalb der Passhöhe durch den Fels führte, und dann zum Bahnhof Raton hinunterrollen. Sobald der Zug aus dem Tunnel kam, verließ er Colorado und fuhr in New Mexico ein. Auch dort waren Unmengen Schnee gefallen;

die Bergspitzen waren von dicken, festgebackenen Schneekappen bedeckt, die sich normalerweise bis zum Sommer hielten, und einige der höchsten Gipfel würden ihre weißen Mützen sogar das ganze Jahr behalten. Es brauchte schon einiges, um auch nur einen winzigen Teil der Abermillionen Tonnen Eis und Schnee zu bewegen.

Eleanor ging durch den Zug und kämpfte gegen die Tränen an. Sie schaute bei Father Kelly herein, der in seinem Abteil saß und in der Bibel las. Er lud Ellie ein, ihm Gesellschaft zu leisten, und sie setzte sich neben ihn.

»Können Sie nicht schlafen?«, fragte sie.

»Max veranstaltet einen Junggesellenabschied für Steve, bei dem ich dabei bin. Deshalb ruhe ich mich ein wenig aus. Damals, als ich noch meine eigene Pfarrei hatte, habe ich sechzehn Stunden am Tag gearbeitet und acht Stunden geschlafen. Ich hatte keine Sorgen – Dank sei dem Vater im Himmel –, und meine Tage waren angefüllt mit rechtschaffener Arbeit für Gott und die Menschen. Aber jetzt, wo ich sozusagen außer Dienst bin, arbeite ich nicht mehr so hart und brauche deshalb wohl nicht mehr so viel Schlaf. Außerdem ist dieser Zug so etwas wie ein Ort der Ruhe, an dem man ungestört lesen und nachdenken kann. Ich habe viele Jahre damit verbracht, mir den Kopf über die Sorgen meiner Gemeindemitglieder zu zerbrechen. Darüber habe ich mich wohl selbst vernachlässigt. Ein bisschen spät im Leben, um zu diesem Schluss zu gelangen, nicht wahr?«

»Besser spät als nie«, sagte Eleanor.

Father Kelly wechselte behutsam das Thema. »Ich habe Tom in Begleitung dieser Lady gesehen. Sie scheinen einander recht gut zu kennen.«

»Das sollten sie auch. Sie sind so etwas wie ein Paar.«

»Oh, ich verstehe.«

Eleanor blickte auf die Bibel in Father Kellys Schoß.

»Findet man darin auch einen Rat für gebrochene Herzen?«

»In der Bibel findet man einen Rat für alle Nöte und Bedrängnisse, Eleanor.«

»Ich besuche regelmäßig den Gottesdienst, habe aber nicht so oft in der Bibel gelesen, wie ich es hätte tun sollen. Vielleicht sollte ich jetzt damit anfangen.«

Er lächelte versonnen. »Besser spät als nie. Ich werde später zum Herrn beten und Ihn um einen Segen für Sie bitten. Das heißt, am besten erlebe ich gleich einen doppelten Segen.«

»Danke, Father.«

»Es heißt, zur Weihnachtszeit ist jedes Wunder möglich. Natürlich bin ich als Priester überzeugt, dass Wunder jederzeit geschehen können, aber es scheint, als gäbe es in der Zeit um Jesu Geburtstag herum tatsächlich mehr positive Energie auf Erden als sonst.«

»Das ist eine schöne Vorstellung«, sagte Eleanor wenig überzeugt.

»Für Sie mag die Welt zurzeit ein Jammertal sein, aber Sie wären überrascht, wie schnell sich gerade in Herzensangelegenheiten die Lage ändern kann.«

»Genau davor fürchte ich mich, Father.«

»Wo Glaube und Vertrauen sind, gibt es keine Furcht.«

Sie lächelte matt. »Aus welchem Teil der Bibel stammt diese Erkenntnis?«

Er tätschelte ihre Hand. »Das, mein Kind, stammt direkt von Father Paul Joseph Kelly. Sie können diese Weisheit übernehmen, und zwar gratis.«

Roxanne schlenderte durch den Salonwagen, nahm dabei eine letzte Kontrolle vor und sah Herrick Higgins noch immer auf seinem Platz sitzen und aus dem Fenster schauen. Sie setzte sich neben ihn.

»Warum gehen Sie nicht schlafen, Herrick? Ich habe im Übergangswagen ein Reservebett für Sie herrichten lassen.«

»Vielen Dank, Roxanne. Ja, ich werde wohl bald zu Bett gehen.«

Roxanne folgte seinem Blick hinaus ins Schneegestöber. »Ich habe in Kansas City zusätzliche Lebensmittel aufnehmen lassen«, sagte sie, »für alle Fälle.«

»Sie sind eine kluge Frau. Man kann nie vorsichtig genug sein.«

»Wollen Sie mir nach all den Jahren Angst einjagen, Mr Higgins?«

Er zuckte die Achseln und lächelte. »Vielleicht erfinde ich bloß irgendwelche Probleme, um mich wieder nützlich fühlen zu können.«

Sie legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Man hätte Sie niemals aus dem Dienst ausscheiden lassen dürfen. Da waren wir alle uns einig, als wir davon erfuhren. Auf manchen Zügen arbeiten Leute, denen bis auf den nächsten Gehaltsscheck alles egal ist. Aber Sie sind anders. Menschen wie Sie sorgen dafür, dass diese stählernen Ungetüme so etwas wie eine Seele haben.«

»Und Menschen wie Sie, Roxanne.«

Während der Chief weiter seinem Kurs folgte, sagte sie: »Ich mache diesen Job jetzt schon viele Jahre. Manchmal frage ich mich, wann es Zeit wird, die letzte Fahrt zu machen und dann für immer auszusteigen.«

»Falls Sie das tun, Roxanne, sollte es aus freien Stücken und nach den eigenen Bedingungen geschehen. Lassen Sie sich von niemandem irgendwelche Vorschriften machen.«

»Aber in zehn Jahren gibt es diese Züge vielleicht gar nicht mehr. Was dann?«

Er lächelte. »Dann erzählen wir unseren Enkelkindern, wie schön es war, mit der Eisenbahn unterwegs zu sein.«

Tom wurde von Max und Misty aufgehalten, ehe er den Salonwagen erreichte.

»Ich brauche einen Drink«, verriet er Max. »Dringend. Wenn ich nicht schnellstens was Hochprozentiges kriege, kann ich für mein weiteres Handeln keine Verantwortung mehr übernehmen.«

Max nickte. »Ich habe jede Sorte Alkohol plus eine Kiste gekühlten Wein in meinem Abteil. Wir könnten sofort mit Steves Junggesellenabschiedsparty loslegen. Und ich hab mir noch etwas überlegt. Warum sollen nur die Männer daran teilnehmen? Also habe ich auch die Mädels eingeladen.«

»Genau genommen«, ergriff Misty das Wort, »war das meine Idee.«

»Wie sind Sie an den vielen Alkohol gekommen, Max?«

»Er ist Max Powers«, meinte Misty.

»Ich habe einfach in Kansas City angerufen und darum gebeten, alles auf meine Rechnung zu setzen. Das war keine besondere Leistung, Kinder.«

»Ich liebe es, wenn er mich ›Kind‹ nennt«, sagte Misty. »Ich fühle mich dabei so herrlich jung.«

»Wir feiern morgen eine Hochzeit, und Sie und Eleanor spielen entscheidende Rollen dabei. Deshalb müssen wir während der Party einige Proben machen.«

»Das halte ich im Moment für keine gute Idee, Max«,

sagte Tom.

»Seien Sie nicht albern. Ich weiß, wovon ich rede, glauben Sie mir. Ich verdiene damit schließlich meinen Lebensunterhalt. Man muss proben, sonst geht alles schief. Wir sind es Steve und Julie schuldig, eine gute Show zu inszenieren. Und jetzt kommt, Kinderchen, Onkel Max kriegt sowieso immer seinen Willen.«

Der Mann hüpfte regelrecht durch den Gang und amüsierte sich offenbar königlich. Misty folgte ihm, sodass Tom nichts anderes übrig blieb, als trübsinnig hinter ihnen herzutrotten.

Max schickte Kristobal los, Steve, Julie, Eleanor und Roxanne zu suchen sowie den Geistlichen aufzutreiben, der das Paar trauen sollte. Der Priester erwies sich als hoch gewachsen und schlank. Er hatte kurz geschnittenes graues Haar, ein kluges Gesicht und gütige Augen. Das Paradebeispiel eines perfekten Seelsorgers. Tom hätte allerdings Father Kelly vorgezogen, der ebenfalls an der Feier teilnahm. Kelly versuchte, sich mit seinem Kollegen zu einigen, doch der fremde Geistliche reagierte ziemlich abweisend, und so verzichtete Father Kelly schließlich. Max' Abteil bestand aus zwei Kabinen, die als Suite eingerichtet waren. Tom wunderte sich, wie geräumig die Behausung war. »Wie haben Sie das denn geschafft?«

»Er ist Max Powers«, stellte Misty abermals fest.

Der Regisseur nahm mitten in seinem Abteil Aufstellung und verteilte zusammengeheftete Bögen Papier. »Okay, das ist das Drehbuch für morgen mit Anweisungen für jede Szene – ich meine, für jeden Abschnitt der Hochzeitszeremonie.«

Tom verzog sich hinüber zu Kristobal, der an der Bar bediente, die in einer Ecke aufgebaut worden war.

»Haben Sie Scotch?«

»Ich fürchte, ich kann Ihnen nur mit fünfundzwanzig Jahre altem Macallan's Single Malt dienen. Das ist Mr Powers' Lieblingsmarke.«

Tom sah ihn staunend an. »Dann müssen wir wohl mit diesem Fusel vorlieb nehmen, nicht wahr?«

»Ich habe den ganzen Nachmittag damit verbracht, die Szenenanweisungen zu tippen«, erklärte Kristobal. »Max hatte natürlich noch eine Million Änderungen, aber so ist es immer. Der Mann ist ein Genie, das muss man ihm lassen.«

Tom trank von seinem Scotch und schaute zu Eleanor. Es schien, als bemühe sie sich, mit niemandem in Blickkontakt zu treten, vor allem nicht mit ihm. Wer konnte es ihr verübeln? Konzentriert studierte sie ihr Manuskript, während Max Regieanweisungen an alle verteilte.

Tom hatte gerade ausreichend Mut gesammelt, um zu Ellie hinüberzugehen, als Lelia hereinstolzigt kam und sich sofort an seine Seite drängte.

»Wenn ich es recht verstanden habe, wird hier ein Junggesellenabschied gefeiert, von der *mein* Mr Langdon mir kein Sterbenswörtchen verraten hat.« Dann fiel Lelias Blick auf Max Powers. Tom bemerkte, dass der Regisseur sich hinter Misty zu verstecken versuchte, als er Lelia sah.

»Max? Max Powers?«, sagte Lelia. »Mein Gott, du bist es wirklich!« Lelia drückte an ihrer Frisur herum und zupfte an ihrer Kleidung, obwohl beides makellos war.

Max drehte sich um, spielte den Überraschten und meinte dann: »Lelia, bist du's wirklich?«

Tom verfolgte den Dialog interessiert. »Kennt ihr euch?«

»Ach, das liegt schon einige Jahre zurück«, sagte Max

leise.

»Aber mir kommt es so vor, als wäre es erst gestern gewesen, Max«, sagte Lelia. »Ich habe für einen seiner Filme vorgesprochen. Es ging um eine kleinere Rolle. Das ist Jahre her, doch Max war schon damals eine lebende Legende«, fügte sie mit ehrfürchtiger Stimme hinzu.

»Bitte, Lelia«, sagte Max nervös, »mein Ego ist schon groß genug, ohne dass du es zusätzlich aufbläst.«

Sie schien ihn nicht gehört zu haben. »Ich habe die Rolle nicht gekriegt. Erinnerst du dich noch an den Film, Max?«

»Nein, Liebes. Wirklich nicht. Seitdem habe ich so viele Gehirnzellen verloren ...«

»Er hieß *Ende eines Sommers* und handelte von einem jungen Paar, das sich während eines Sommerurlaubs ineinander verliebt und sich am Ende wieder trennt.«

»Ja, stimmt.«

»Ich habe nie verstanden, warum ich die Rolle der besten Freundin der jungen Frau, Bambi Moore, damals nicht bekommen habe.«

»Offensichtlich war das einer meiner größten Fehler, Lelia. Damals, zu Beginn meiner Karriere, habe ich viele solcher Fehler gemacht.«

»Du warst immerhin anständig genug, mich eines Abends zum Dinner einzuladen. Erinnerst du dich wenigstens daran?«

»Natürlich. Unser Dinner. Es war wunderschön.«

»Und aus dem Dinner wurde am nächsten Tag ein Frühstück. Ich glaube, diesen Teil des Vorsprechens hast du ebenso wenig vergessen, oder?« Lelia zwinkerte ihm zu und spitzte die Lippen.

»Ran an den Alkohol«, verkündete Max eilig, »und dann sollten wir endlich mit den Proben anfangen.«

Max' beachtliches Können als Regisseur und seine Besessenheit bei jedem noch so winzigen Detail teilte sich im Laufe des Abends jedem Anwesenden nachhaltig mit. Immer wieder ließ Max sie bestimmte Szenen wiederholen.

Schließlich verlangte Tom nach einer Pause, was Max' Protest hervorrief, doch er wurde von den anderen überstimmt.

Lelia schlenderte hinüber zu Eleanor, wobei Tom den unmittelbar bevorstehenden Krieg der Welten ängstlich verfolgte.

»Ich habe gehört, Sie sind die Brautjungfer und Tom der Trauzeuge. Wie lustig und praktisch für Sie.«

»Finden Sie wirklich?«, fragte Eleanor. »Das sind nicht gerade die Adjektive, die mir dazu einfallen.«

»Tom und ich reisen über Weihnachten nach Tahoe.«

»Sie sind von LA nach Kansas City geflogen, um in einen Zug zurück nach LA zu steigen, damit sie von dort nach Tahoe weiterfliegen können? Das ist eine beachtliche Rundreise.«

»Ich musste Tom etwas Wichtiges fragen.«

»Ach? Was denn?«

»Ob er mich heiraten will.«

Eleanor schickte Tom eine ganze Wagenladung wütender Blicke. Dann meinte Lelia: »Jemand hat mir gegenüber Andeutungen gemacht, Sie und Tom wären früher befreundet gewesen. Sie haben doch nicht etwa Hepatitis, oder?«, fügte sie mit einem schalkhaften Grinsen in Toms Richtung hinzu.

»Wie bitte?«, fragte Eleanor.

»Wissen Sie, es ist seltsam, Eleanor ... Sie heißen doch

Eleanor, nicht wahr? Nun, es ist seltsam, dass Tom nie Ihren Namen erwähnt hat. Ich schließe daraus, dass es keine besonders erinnerungswürdige Beziehung war.«

»Natürlich hat er meinen Namen gesagt«, widersprach Eleanor. »Wahrscheinlich, während er mit Ihnen geschlafen hat.«

Lelias Mund klappte so weit auf, dass Tom deutlich erkennen konnte, dass sie noch immer ihre Mandeln hatte.

»Sind ... äh, alle mit Drinks versorgt?« Mehr brachte er nicht hervor.

Nach einem weiteren zornigen Blick in seine Richtung sagte Eleanor zu Lelia: »Machen Sie sich keine Sorgen, Schätzchen. Sie können ihn mit Kusshand haben.«

Während Eleanor fluchtartig den Schauplatz des Geschehens verließ, kam Tom rasch herüber, doch Lelia fing ihn ab. »Hast du gehört, was sie zu mir gesagt hat, Tom?«

Tom schaute Eleanor hinterher, die aus dem Waggon stolzierte.

»Hast du gehört, Tom?«

Endlich blickte er sie an. »Lelia ...«

»Was ist?«

»Vergiss es.«

Lelia schien kurz vor der Explosion zu stehen, doch am Ende machte sie bloß auf dem Absatz kehrt und suchte das Weite.

Während Toms Welt um ihn her zusammenbrach, stand Roxanne auf und meinte zu Max: »Okay, Baby, kommen Sie zur Sache.« Sie hielt ihre Manuskriptseiten hoch. »Diese Anweisungen sind in Ordnung, aber ich brauche ein bisschen Raum zum Improvisieren.«

»Sie wollen improvisieren?«, fragte Max nervös.

»Ja. Manchmal habe ich spontane Einfälle und reagiere auf die Äußerungen des Publikums.«

»Aber es ist eine Hochzeit, Roxanne. Und eine gründliche Vorbereitung ist der Schlüssel zum Gelingen eines solchen Projekts. Ich habe alle Lieder aufgelistet, die Sie singen wollen, und zwar in der richtigen Reihenfolge.«

Steve und Julie verfolgten voller Unbehagen das Geplänkel der beiden.

»Ich werde vorbereitet sein, aber man kann einen Vogel nicht einsperren, Max. Sie müssen ihn fliegen lassen, sonst geht er ein.«

»Aber ...«

Sie legte Max eine Hand auf die Schulter. »Passen Sie mal auf, Baby. Sie vertrauen mir doch, oder?«

»Ja, sicher, aber ...«

»Das wollte ich nur wissen.« Sie wandte sich an Steve und Julie und tätschelte deren Hände. »Sie beide legen sich jetzt schlafen. Morgen wird dieser Zug Ihnen zu Ehren ein rollender Rockschippen. Eins kann ich Ihnen versprechen – Sie werden Roxanne Jordan und den Southwest Chief Ihr Leben lang nicht vergessen.«

Während die Gruppe sich allmählich auflöste, stand Tom da und machte einen so Mitleid erregenden Eindruck, dass Max zu ihm ging. »Sie sehen aus, als könnten Sie noch einen Drink gebrauchen.« Max mixte zwei Cocktails, und die Männer setzten sich.

»Diese Roxanne ist ein wahres Weltwunder, nicht wahr?«

»Ja, sie ist großartig«, sagte Tom geistesabwesend.

Max schlug ihm klatschend auf den Oberschenkel.

»Tut mir Leid, dass wir bei der Junggesellenparty kein Girl hatten, das aus einer Torte sprang. Aber das hielt ich

im Beisein der Ladys für nicht ganz angemessen. Und um die Wahrheit zu sagen – ich glaube, auch Amtrak hätte etwas dagegen gehabt.«

Tom musterte den Regisseur. »Sie waren also mit Lelia ... Sie haben mit ihr ...«

»Nur dieses eine Mal, soweit ich mich erinnere. Aber mein Gedächtnis ist auch nicht mehr das, was es mal war. Aber habe ich das richtig verstanden? Lelia hat Sie sozusagen um Ihre Hand gebeten?«

Tom nickte.

»Mann, wozu Frauen heutzutage fähig sind. Heißt das etwa, falls Sie geschieden werden, zahlt Lelia *Ihnen* Unterhalt?«

»Sie wird mir gar nichts zahlen, denn wir werden nicht heiraten.«

»Hören Sie, Tom, ich will mich wirklich nicht einmischen, aber Lelia ist eine schöne Frau. Und verdient sie im Zeichentrickgeschäft nicht eine Menge Geld?«

»Mit Cuppy dem Wunderbiber, Freddy dem Futon und Petey der Gurke.«

»Richtig, Cuppy und Petey. Sehr lustig, die zwei. Ich glaube, die Kinder aus der Familie einer meiner Ex-Frauen haben sich die Filme mit diesen Viechern regelmäßig angesehen. Wie dem auch sei ... Lelia ist schön, sie hat Geld, und sie hat Sie gefragt, ob Sie sie heiraten wollen. Deshalb sollten Sie keine vorschnelle Entscheidung treffen. Lassen Sie sich Zeit. Eine zweite Chance bekommen Sie vielleicht nie wieder. Sie sind ein gut aussehender Bursche, und ich mag Sie, aber ... nehmen Sie's mir nicht übel, Sie sind kein junger Hüpfen mehr.«

»Sie haben Recht. Lelia ist reich, sie ist schön – aber ich liebe sie nicht, Max.«

Max lehnte sich zurück und seufzte. »Nun ja, ich habe den Schritt in die Ehe insgesamt viermal gewagt. Wer weiß, vielleicht gibt es sogar noch ein fünftes Mal für mich.«

»Und haben Sie alle diese Frauen geliebt?«

Der Regisseur beugte sich wieder vor. Seine Miene wurde ernst. »Patty war meine erste Ehefrau. Wir haben gleich nach der High School geheiratet. Dann ging ich zur Armee, und wir sind nach Kalifornien gezogen. Wir hatten vier Kinder. Wir waren bettelarm, aber Patty hat sich nie beklagt, kein einziges Mal. Sie konnte einen Dollar länger strecken als irgendjemand, den ich je kennen gelernt habe. Dann stieg ich ins Filmgeschäft ein. Ich hatte gerade meine ersten Erfolge, als Patty starb.« Max verstummte und schaute aus dem Fenster auf die vorbeihuschende Landschaft. »Ja, ich habe Patty aus ganzem Herzen geliebt, und ich werde sie immer lieben. Was meine Ex-Frauen betrifft ...« Er zuckte die Achseln. »Ich habe sie geheiratet, hatte eine schöne Zeit mit ihnen und habe mich dann scheiden lassen, und das war's. Auf gewisse Weise habe ich sie auch geliebt. Aber nicht so wie Patty. Wäre sie am Leben geblieben, hätte ich nie eine andere Frau auch nur angeschaut. Ich glaube, die erste Liebe ist immer etwas ganz Besonderes. Heutzutage nehme ich, was sich anbietet, und habe meinen Spaß, aber ich bin nicht stolz darauf. Nichts ist mehr von Dauer. Verstehen Sie?«

Tom nickte. »Ich glaube schon.«

Max musterte ihn fragend. »Waren Sie schon mal verheiratet?«

Tom nickte erneut.

»Und haben Sie die Frau geliebt?«

»Drücken wir es mal so aus: Sie war keine Patty.«

Max rückte näher zu Tom und senkte die Stimme.

»Ich will mich ja nicht einmischen, aber können Sie mir eine Frage beantworten?«

»Ich glaube schon.«

»Warum sind Sie und Eleanor nicht zusammen?«

»Sie haben doch gesehen, was vorhin passiert ist. Ellie ist aus dem Waggon gerannt.«

»Na, da können Sie ihr keinen Vorwurf machen. Ihre Freundin kommt von LA her, um Ihnen einen Heiratsantrag zu machen! Ich bin, weiß Gott, kein Experte in Herzensangelegenheiten, aber das sind nicht gerade die besten Voraussetzungen, um die Liebe Ihres Lebens zurückzugewinnen.«

»Ich habe es versucht. Ehrlich, Max.«

»Wissen Sie was?«

Tom sah ihn fragend an. »Was?«

»Wenn sie wirklich Ihre Patty ist, würde ich mir an Ihrer Stelle noch viel mehr Mühe geben.«

KAPITEL 25

Eleanor war in ihr Abteil zurückgekehrt und wollte gerade eine Schlaftablette nehmen, als jemand an die Tür klopfte.

»Verschwinde!«, rief sie.

»Eleanor? Ich bin's.«

Für einen Moment schüttelte sie verärgert den Kopf und versuchte, die Stimme zu identifizieren. Es fiel ihr nicht leicht, da ihre Gedanken sich in wildem Aufruhr befanden.

»Julie?« Sie ging zur Tür und öffnete – und da stand die junge Braut mit Tränen in den Augen und einem langen Kleidersack in der Hand.

»Was ist los, Julie? Steves Eltern haben schon wieder nicht angerufen, stimmt's?«

Julie schüttelte den Kopf. »Meine auch nicht.«

Eleanor war verwirrt. »Ich fürchte, ich verstehe nicht ...«

»Darf ich einen Augenblick reinkommen?«

»Was? Oh, ja, sicher.« Eleanor ließ die Schlaftablette in einer Tasche verschwinden. »Aber es ist schon spät, und Sie haben morgen einen aufregenden Tag. Sie sollten sich noch ein bisschen Ruhe gönnen.«

Die beiden Frauen setzten sich auf die Bettkante.

»Also, wie war das mit Ihren Eltern?«, fragte Eleanor.

»Nun, ich glaube, jede Frau wünscht sich, dass ihre Eltern bei der Hochzeit dabei sind. Nicht, dass ich mich hilflos fühle oder so, aber trotzdem stellt man sich vor, dass der Vater sein kleines Mädchen weggibt und die Mutter einem versichert, dass alles gut wird. Und ich ... ich habe nichts von alledem ...«

Julie begann plötzlich zu weinen und schluchzte laut, sodass Eleanor sie in die Arme nahm und an sich drückte. Als Julie sich ein wenig beruhigt hatte, trocknete sie sich die Augen und senkte verlegen den Blick.

»Tut mir Leid. Ich bin eine erwachsene Frau und sollte eigentlich mit allem fertig werden, aber ich fühle mich schrecklich allein.«

Eleanor holte einen feuchten Waschlappen, um ihr das Gesicht abzuwischen.

»Sie haben jedes Recht, sich so zu fühlen, und ich glaube, ich bin eine ziemlich lausige Brautjungfer.«

»Na ja, Sie wurden sozusagen im letzten Moment aufgeboten. Dabei kennen Sie mich nicht mal.«

»Das ist nicht weiter schlimm. Wir sind schließlich Frauen, Sie und ich. Und Sie sind morgen die strahlende Braut. Das ist alles, was ich wissen muss.«

»Waren Sie jemals verheiratet?«

»Nein«, antwortete Eleanor leise, »aber ich habe oft daran gedacht. Ich habe mir alles ausgemalt, bis hin zur Bewirtung der Gäste und den Blumenarrangements. Allerdings träume ich jetzt nicht mehr oft davon.«

»Warum nicht?«

»Es ist eine Frage des Alters, Julie. Die Jahre verstreichen, und die Wahrscheinlichkeit, dass der Traum Wirklichkeit wird, nimmt immer mehr ab.«

»Sie brauchen doch bloß jemanden, der Sie liebt und den Sie lieben.«

Eleanor lächelte, wenngleich ihr wahrscheinlich mehr nach Weinen zumute war als Julie. »Ja, das ist alles, was man braucht.« Sie deutete auf den Kleidersack, den Julie aufs Bett gelegt hatte. »Was ist das?«

Abermals senkte Julie verlegen den Blick. »Mein

Hochzeitskleid. Ich habe es nicht mehr anprobiert, seit ich es gekauft habe. Ich dachte, vielleicht sollte ich es jetzt tun ...«

»Ein schöner Gedanke!«, sagte Eleanor.

»Es macht Ihnen wirklich nichts aus? Wie Sie schon sagten, es ist spät, und Sie sind sicher müde.«

»Ich *war* müde. Jetzt nicht mehr.«

Eleanor half Julie in das Kleid, ein schlichtes, aber elegantes Ensemble in Weiß, das wie angegossen passte. Als sie Julie den Schleier aufsetzen wollte, nahm Julie ihn und legte ihn auf Eleanors Kopf. Die beiden Frauen traten nebeneinander vor den Spiegel.

»Sie sehen wunderschön aus, Julie.«

»Sie auch.«

Julie brach in hysterisches Gelächter aus, in das Eleanor nach wenigen Sekunden einfiel.

Als Eleanor das Kleid später wieder einpacken wollte und Julie kurz im Bad verschwunden war, setzte sie noch einmal den Schleier auf, hielt sich das Kleid vor den Körper und betrachtete sich im Spiegel.

»Ellie?«

Sie fuhr herum. Die Abteiltür war durch das Rucken des Zuges auf den Gleisen und die Beschleunigung von selbst ein Stück aufgeglitten. Tom stand in der Tür und starrte Eleanor an. Ihre Arme waren wie gelähmt. Reglos stand sie mit dem Hochzeitskleid einer anderen Frau da.

»Ellie?«, sagte Tom abermals und trat über die Schwelle.

In diesem Moment kam Julie aus dem Badezimmer. Ihr Blick huschte zwischen Tom und Ellie hin und her.

»Entschuldigen Sie, wenn ich störe«, sagte sie.

Eleanor ließ das Kleid sinken, nahm den Schleier und

legte ihn sorgfältig zusammen, während Tom ihr zusah. Dann reichte sie Julie den Kleidersack, umarmte sie und meinte lächelnd: »Schlafen Sie gut. Morgen verändert sich Ihr ganzes Leben, und ganz bestimmt zum Besseren.«

Julie küsste sie auf die Wange, machte kehrt und schlängelte sich an Tom vorbei, der immer noch wie vom Donner gerührt dastand und gleichermaßen verlegen und verwirrt dreinblickte.

»Was willst du, Tom?«

»Du hast in dem Kleid verdammt gut ausgesehen, Ellie.«

»Es ist spät. Solltest du nicht bei deiner geliebten Lelia sein?«

»Ich liebe Lelia nicht!«

»Dafür scheint sie dich zu lieben. Ich nehme an, dass du ihr einiges an Zuneigung gezeigt oder irgendeine Bemerkung gemacht hast. Vielleicht hast du ihr sogar ein Versprechen gegeben, denn ich kann nicht glauben, dass Lelia nur aus Freundschaft oder purer Freundlichkeit den weiten Weg hierher geflogen ist, um dir die Ehe anzutragen. Ehrlich gesagt, scheint sie mir nicht der Typ Frau zu sein, der so was aus freien Stücken tut.«

»Ich habe dir doch erklärt, unsere Beziehung war nie so eng.«

»Wie fühlt man sich denn, wenn man plötzlich vor einer solchen Situation steht?« Sie verschränkte die Arme vor der Brust und wartete.

»Woher sollte ich denn ahnen, dass sie auf eine solche Schnapsidee kommt? Die Frau spinnt.«

»Wie lange kennt ihr euch schon?«

Tom zuckte unbehaglich die Achseln. »Ungefähr drei Jahre. Aber es gab immer wieder längere Pausen.«

»Hm, Pausen. Drei Jahre?«

»Ja!«

»Und du hast erwartet, dass sie sich damit zufrieden gibt?«

Er sah sie nur stumm an.

»Sie wollte also den Bund fürs Leben schließen«, fuhr Eleanor fort, »du aber nicht. Du warst zufrieden damit, zu kommen und zu gehen, wann es dir gefällt, und die guten Zeiten mit Lelia zu teilen, aber auf keinen Fall die schlechten. Du wolltest lieber solo sein und tun und lassen können, wonach dir der Sinn steht.«

»So ist es nicht, Ellie. So bin ich nicht mehr.«

»Natürlich nicht. Weißt du was? Du hast dich nicht verändert. Kein bisschen.«

»Es wäre anders! Mit der richtigen Frau wäre alles anders!«

Eleanor rieb sich die Schläfen. »Hör mal, wir haben morgen eine Hochzeit zu feiern. Die Hochzeit von jemand anderem. Ich brauche jetzt ein wenig Schlaf.«

»Wir können das Ganze doch nicht auf sich beruhen lassen.«

»O doch, das können wir, und das werden wir.« Tom trat auf sie zu, wollte sie in die Arme schließen, doch sie stieß ihn entschlossen zurück. »Wir werden morgen unserer Verpflichtung nachkommen. Anschließend geht es weiter nach LA, und dann ist Endstation. Du und ich werden aussteigen und dann jeder unserer Wege gehen. Diesmal für immer.«

»Ellie!«

»Leb wohl, Tom.« Sie schob mit einer Geste der Endgültigkeit die Tür zu.

KAPITEL 26

Der Morgen graute über den Hochflächen von Colorado unweit der Grenze zu New Mexico, doch die Sonne verbarg sich hinter einem Himmel, an dem bedrohliche schwarze Wolken dräuten. Eine dicke Schneeschicht bedeckte den Untergrund mitsamt den allgegenwärtigen Salbeibüschen. Die meisten Fahrgäste hatten sich zu einem frühen Frühstück eingefunden, weil die Nachricht, dass eine Hochzeitsfeier bevorstand, rasch die Runde gemacht hatte. Während der Zug sich La Junta näherte, wuchs die allgemeine Spannung, und fast alle Fahrgäste sowie das Begleitpersonal hatten sich im Salonwagen versammelt, sodass dort kaum genug Platz für den Hochzeitszug blieb, der aus Braut und Bräutigam sowie einer Brautjungfer und einem Trauzeugen bestand, die sich keines Blickes würdigten. Wenngleich sie fast auf Tuchfühlung nebeneinander gingen, schien eine unsichtbare Wand sie zu trennen.

Die Trauung selbst verlief ohne nennenswerte Störungen. Eine Gruppe Musiker, die Max engagiert hatte und die am frühen Morgen zugestiegen war, intonierte den traditionellen »Hochzeitsmarsch« und andere Melodien. Kristobal filmte das Ereignis, und Max führte Regie, so gut es ging, wobei die meisten Fahrgäste keine Ahnung hatten, dass die Hochzeit in gewisser Hinsicht eine Max-Powers-Produktion war. Tom und Eleanor erfüllten ihre jeweiligen Pflichten, obgleich Tom einen peinlichen Augenblick lang den Ring nicht finden konnte und für einen weiteren, noch peinlicheren Moment zu versuchen schien, den Ring auf Eleanors Finger zu stecken, anstatt ihn Steve zu reichen. Dann hatte sich das geklärt, und Tom

konnte zurücktreten und in Ruhe über verschiedene Gelegenheiten zum Selbstmord nachdenken, die sich auf der weiteren Fahrt möglicherweise ergeben würden.

Die Braut und der Bräutigam küssten einander, während der Zug in La Junta die Geschwindigkeit verlangsamte und schließlich zum Stehen kam. Julie stieß die Faust in die Luft und rief: »Yeah!«

Normalerweise war der Pike's Peak von der Station aus deutlich zu sehen, aber diesmal war nicht einmal die wuchtige Felsformation seiner Basis durch die dichte Wolkendecke zu erkennen. Während der gesamten Zeremonie hatte Herrick Higgins still in seiner Nische gesessen und den gefährlich düsteren Himmel beobachtet.

Jeder an Bord warf eine Hand voll Reis, was auf dem Bahnsteig von einer Gruppe wiederholt wurde, die vorwiegend aus Eisenbahnpersonal bestand, wobei die weißen Körnchen sich mit den Schneeflocken vermischten und fröhlich davonwirbelten.

In La Junta wurde außerdem die dritte Diesellok angekoppelt, die dem Chief über den Raton Pass helfen sollte. Schließlich rollte der Zug aus dem Bahnhof. Die Zurückbleibenden stimmten ein Freudengebrüll an, als sie das »Frisch verheiratet«-Schild bejubelten und die leeren Konservendosen, die am hinteren Ende des letzten Waggons befestigt worden waren, über die Schwellen klapperten. Es war der beneidenswerte Beginn einer Ehe.

Dann fing die Party im Zug an, begleitet von dem üppigen Festmahl, das Max ebenfalls spendiert hatte. Während die Gäste sich voll stopften und der offizielle Hochzeitsfotograf seine Bilder schoss, erschien Roxanne in einem prächtigen Kostüm, das eindeutig nicht aus der Amtrak-Kleiderkammer stammte. Begleitet wurde sie vom Los Angeles Boys' Center Choir, dessen Mitglieder

ebenfalls schmuck herausgeputzt waren. Die Gäste verstummten, die Musiker zückten ihre Instrumente, und Roxanne und der Chor begannen zu singen. Es war eine sehr lange, aber auch sehr geschmackvolle Darbietung: Sie sangen klassische Lieder, dann Blues, dann Hiphop, dann einige Titel von Nat King Cole, dann ein paar Songs von Frank Sinatra. Roxanne hängte auf Steves und Julies Bitten als Solo ein »Think ... Think ...« an, ging dann zu »Chain of Fools« über, ihrer besten Aretha-Franklin-Imitation, und schwenkte schließlich auf den Erkennungssong der Soulqueen ein, »Respect«. Die Zuhörer wurden so mitgerissen, dass sie aufsprangen und jeden Buchstaben mitsangen: »R-E-S-P-E-C-T!« Roxanne füllte mit ihrer Stimme den Waggon bis in den letzten Winkel und wirbelte mit raffinierten kleinen Tanzschritten und einer Gelenkigkeit durch den Saal, die ihre Körperfülle Lügen strafte. Schweiß rann ihr über Gesicht und Hals, und als sie mehrmals laut »Amen!« schmetterte, schien sie tatsächlich von etwas Himmlischem erleuchtet zu sein.

Max konnte nur dasitzen und lächeln. Er zerriss demonstrativ sein Manuskript, als Roxanne einmal zu ihm hinüberschaute. Dann zog sie ihn von seinem Platz hoch, und sie legten einen Tanz aufs Parkett, worauf alle anderen es ihnen nachmachten. Hatte es im Capitol Chief vorher schon mal eine Gesangsshow gegeben, war dies wahrscheinlich das erste ähnliche Ereignis im Southwest Chief.

Lelia wollte Tom mit sich auf die Tanzfläche ziehen, doch es gelang ihm, sich mit Unwohlsein zu entschuldigen, was gar nicht so sehr gelogen war. Er hatte wirklich eine unruhige Nacht hinter sich, die er zum größten Teil in der Gemeinschaftstoilette mit dem Versuch verbracht hatte, allen Alkohol von sich zu geben, den er zuvor in sich hineingeschüttet hatte. Die arme,

tanzpartnerlose Lelia schaute sich suchend um und entdeckte Kristobal, der soeben damit beschäftigt war, die Videoausrüstung einzupacken.

»Möchten Sie tanzen?«, fragte sie den attraktiven jungen Mann. Kristobal schaute auf, und seine Augen weiteten sich merklich beim Anblick ihrer glamourösen Figur in der schicken Aufmachung.

»Sie arbeiten für Mr Powers, nicht wahr?«

Kristobal nickte.

»Ich bin Lelia Gibson.«

Seine Augen wurden noch größer, und er platzte heraus: »Lelia Gibson, die Stimme von Cuppy, dem Wunderbiber?«

»Ja«, sagte Lelia verdutzt. »Sie kennen die Serie?«

»Ob ich sie kenne? Sie war meine Lieblingsendung, als ich ein Kind war! Mein kleiner Bruder ist noch immer hin und weg davon, und all meine Nichten und Neffen genauso. Cuppy ist ihr absoluter Liebling. Sie sind sensationell! Ich habe Sie gestern Abend auf Mr Powers' Party gesehen, wusste Ihren Namen aber noch nicht. Ich kannte Sie nur von Ihrer Stimme.«

Lelia war sichtlich verwirrt. »Sie haben die Filme als Kind gesehen? Du liebe Güte, ich scheine die Serie ja schon eine halbe Ewigkeit zu machen.«

Kristobal ließ jede Zurückhaltung und professionelle Selbstkontrolle fahren, so überwältigt war er.

»Und Sassy das Eichhörnchen, Freddy der Futon und Petey die Saure Gurke – alles sind Klassiker! Ich hab sogar geweint, als Petey in der Regenrinne landete und sämtliche Farbe verlor. Was für eine dramatische Tiefe Sie ihm in dieser tragischen Szene verliehen haben! Ich habe Wochen gebraucht, um darüber hinwegzukommen. Ich

will nicht zu schwärmen anfangen, aber ich kann einfach nicht glauben, dass Sie in diesem Zug sind! Wäre es unverschämt, Sie um ein Autogramm zu bitten? Meine Familie wird es nicht fassen, und mein kleiner Bruder dreht garantiert durch.«

»Natürlich bekommen Sie ein Autogramm, Mister ...«

»Oh, wo sind meine Manieren? Ich bin Kristobal Goldman.« Er schüttelte Lelia so heftig die Hand, dass es sie beinahe aus ihren unverschämt teuren, zehenfreien hochhackigen Sandaletten hob.

»Ich sag Ihnen was, Kristobal, ich gebe Ihnen mein Autogramm auf alles, was Sie mir hinhalten, wenn Sie nur mit mir tanzen.«

Ein total verblüffter Kristobal verbeugte sich, und schon walzten sie los.

Während jeder durch die Hochzeit und die anschließende Party abgelenkt war, wurden zwanzig weitere Abteile um verschiedene Gegenstände erleichtert – von Uhren über Ringe und Armbänder bis hin zu Max' teuren Bruno-Magli-Schuhen. Auch diesmal konnte der Dieb sich unbehelligt davonstehlen, wenngleich jemand auf dem Gang lauerte, der möglicherweise etwas Verdächtiges bemerkt haben konnte. Doch es wurde kein Alarm ausgelöst, und der Dieb mischte sich rasch wieder unter die Partygäste. Der Sack mit dem Diebesgut war praller gefüllt als je zuvor, und der Southwest Chief hatte noch immer einen ganzen Tag vor sich, ehe er planmäßig in LA eintreffen sollte.

In der Nacht vor der Hochzeit hatte das Unwetter sich über der Grenze zwischen Colorado und New Mexico festgesetzt. Durch ein Hochdrucksystem praktisch an Ort und Stelle festgehalten, waren die Wolken nun so sehr mit

Feuchtigkeit gesättigt, dass heftige Schneeschauer nur eine Frage der Zeit waren.

Der erste kam gegen drei Uhr morgens, als der Chief noch rund acht Stunden Fahrtzeit von der Gegend entfernt war, in der die Schneemassen niedergingen. Die Behälter zum Messen der Schneehöhe waren binnen einer Stunde randvoll, und die besonders widerstandsfähigen Instrumente zum Ermitteln der Windgeschwindigkeit gaben nach einer halben Stunde den Geist auf. Sämtliche Passagierflüge wurden in weitem Bogen um die Gegend herumgeleitet, und die Straßen zu den Skizentren der Region wurden geschlossen.

Der Raton Pass hatte bereits fünf Winterstürme überstanden; der Schnee auf den Berggipfeln der Gegend war von extrem tiefen Temperaturen und dem eigenen Gewicht förmlich festgebacken. Doch als das neuerliche Unwetter losbrach, geschahen zwei Dinge: Die Temperaturen stiegen um einige Grade, und der Neuschnee fiel so schnell und in solchen Mengen, dass er nicht auf der alten Schneedecke liegen blieb, sondern abrutschte und weitere Schneemassen mit sich riss. Binnen kürzester Zeit entwickelten sich gewaltige Kräfte. Um sieben Uhr herrschte das Chaos. Gegen halb zehn ließ der Sturm dann plötzlich nach. Die Meteorologen verkündeten, dass die Wetterlage sich schlagartig bessern und der Blizzard dank einer Änderung der Windrichtung nach Norden und Osten abwandern würde.

Bei einem plötzlich einsetzenden Wolkenbruch hatte jemand einmal zu Mark Twain gesagt, er hoffe, das Unwetter würde bald aufhören, worauf Twain erwiderte, die Wahrscheinlichkeit wäre extrem hoch, denn Unwetter hörten *immer* irgendwann auf. Außerdem sei das Wetter im Allgemeinen sehr entgegenkommend: Wenn es einem nicht gefiel, erklärte Twain, brauche man nur mehr oder

weniger lange zu warten, und schon ändere es sich. Twain hatte nie viel von Wettervorhersagen gehalten, weil er zweifellos und vernünftigerweise zu dem Schluss gelangt war, dass die Wissenschaft der Vorhersage, was die Pläne von Mutter Natur betraf, bestenfalls vage, schlimmstenfalls völlig sinnlos war.

Doch einige Dinge hatten sich nicht geändert. Trotz Wettersatelliten und Doppier-Radar und anderer moderner technischer Einrichtungen, die ihnen bei der Arbeit halfen – die Meteorologen, die das derzeitige Unwetter beobachteten, taten, was Meteorologen oft tun: Sie irrten sich. Der Blizzard hatte sich lediglich ein wenig ausgeruht. Nun warteten Millionen Tonnen Pazifikdampf und orkanartige Stürme darauf, sich in den Geschichtsbüchern zu verewigen.

KAPITEL 27

Die meisten Partygäste hatten sich mittlerweile zurückgezogen, doch Max und Misty, Kristobal und Lelia sowie Herrick Higgins saßen noch im Salonwagen. Tom und Eleanor hatten das Fest verlassen, kaum dass Roxanne ihren Auftritt beendet hatte, und waren seitdem nicht mehr gesehen worden. Roxanne hatte wieder ihren Eisenbahnjob aufgenommen und dafür gesorgt, dass der Knabenchor nach seiner Glanzleistung in sein Quartier zurückkehrte. Nunmehr verheiratet, hatte man Steve und Julie eine Luxus-Doppelsuite überlassen, in der sie nun mit sicherlich leidenschaftlicher Hingabe hochoffiziell ihre Hochzeitsnacht verbrachten.

Der Chief hatte Trinidad, Colorado, weit hinter sich gelassen und den Raton Pass entschlossen ins Auge gefasst. Alle verfolgten fasziniert, wie der Zug mit dem Aufstieg begann. Im gleichen Maße, wie die Strecke steiler und das tiefe Brummen der Lokomotiven lauter wurde, breitete sich zunehmendes Unbehagen unter den Fahrgästen aus. Die Unmengen Schnee, die vom Pflug der vorderen Lok von den Gleisen geschoben wurden, waren in jeder Kurve zu sehen. Es war ein Wunder, dass der Lokführer bei dem weißen Wirbel, in dem die Landschaft regelrecht ertrank, überhaupt etwas erkennen konnte.

Kristobal äußerte seine Bedenken. »Äh ... was passiert eigentlich, wenn einer der Waggons sich von den anderen löst? Rasen wir dann bergab und stürzen in die nächste Schlucht?«

Higgins schüttelte den Kopf. »Nein. Dann wird das automatische Bremssystem aktiviert, und der Wagen wird angehalten. Die Eisenbahntechnik hat im Lauf der Jahre

große Fortschritte gemacht.« Er zeigte aus dem Fenster.
»Der höchste Punkt, den wir auf dieser Strecke erreichen, liegt auf 7580 Fuß.«

»Das ist aber *sehr* hoch«, stellte Kristobal fest.

»Aber längst nicht der höchste Punkt einer Eisenbahnstrecke in den USA. Den erreicht der California Zephyr hinter Denver bei knapp über 9200 Fuß. In Südamerika – ich habe vergessen, in welchem Land – führen die Gleise in eine solche Höhe, dass Sauerstoffflaschen an die Fahrgäste verteilt werden. Wir müssen durch einen Tunnel, ungefähr eine halbe Meile lang, der unterhalb des Passes durch die Felsen führt. Sobald wir den Tunnel verlassen, sind wir in New Mexico. Auf der anderen Seite steigen wir am Osthang der Sangre de Christo Mountains ab und gelangen nach Raton. Die Stadt liegt auf 6666 Fuß. Deshalb ist es nicht allzu weit vom Pass, auch wenn der Abstieg ziemlich steil ist.«

Misty schwankte und griff nach Max' Arm. »Sagten Sie 6666 Fuß?«

Higgins musterte sie über den Rand seiner Kaffeetasse hinweg. »Ja, Ma'am.«

»Sind Sie ganz sicher, dass es so hoch ist? Ganz genau?«

»Hm, ja, Ma'am. Normalerweise sind die Messungen in solchen Fällen ausgesprochen präzise.«

»O Gott!«, sagte Misty.

»Ist was nicht in Ordnung, Liebes?«, fragte Max.

»Siehst du es denn nicht? 6-6-6-6. Das ist die schlimmste Zahlenkombination, die es gibt! Sie ist noch schlimmer als eine dreifache Sechs!«

Max erbleichte. »Du hast Recht. Das Zeichen des Teufels plus eine weitere Sechs. Ein sehr schlechtes Karma.«

»Ist das wirklich ein Problem?«, fragte Kristobal mit nervösem Zittern in der Stimme.

»In meinem Gewerbe gibt es kaum etwas Schlimmeres«, sagte Misty nachdrücklich. »Können wir den Zug anhalten?«

»Gibt es hier denn keine Bremsleine, an der man ziehen kann, wie im Kino?«, fragte Lelia. Sie saß neben Kristobal und umklammerte ängstlich seinen Arm.

»Nein, so etwas gibt es nicht mehr«, sagte Higgins. »Aber beruhigen Sie sich, es ist alles in Ordnung. Der Chief fährt diese Route jeden Tag zweimal, hin und zurück.« Er schaute auf die Uhr. »Wir fahren schon bald in den Tunnel ein.«

»Ist er dunkel?«, fragte Kristobal.

»Das haben die meisten Tunnel so an sich, mein Sohn«, entgegnete Higgins. »Aber wir sind nicht lange drin. Schnell rein und wieder raus, und dann geht's weiter nach Raton und New Mexico.«

Tom betrachtete den Brillantring in seiner Hand. Der Ring hatte früher seiner Mutter gehört; seit ihrem Tod trug er ihn bei sich. Fast hätte er ihn bei der Trauung hervorgeholt und Steve statt des offiziellen Traurings gereicht. Die kurzzeitige Verwirrung hatte überdies dafür gesorgt, dass Tom sich mit dem goldenen Ring Eleanor genähert hatte, statt ihn Steve zu geben, damit er ihn Julie an den Finger steckte. Nun schob Steve den Trauring seiner Mutter wieder in die Hosentasche, begutachtete sich im Spiegel, glättete ein paar widerspenstige Haare, rückte die Krawatte zurecht, die Kristobal ihm für die Hochzeitsfeier geliehen hatte, holte tief Luft und sagte sich zum hundertsten Mal, dass er das Richtige tat.

Ein paar Minuten später klopfte er an die Tür von

Eleanors Abteil. Sie schob den Vorhang zurück und starrte Tom an; dann zog sie den Vorhang wieder vor. Tom hörte, wie die Tür verriegelt wurde. Er klopfte gegen die Glasscheibe. »Ellie, ich muss dringend mit dir reden, jetzt sofort.«

»Verschwinde!«

»Ich muss dich was fragen. Jetzt gleich.«

Sie schob die Tür so heftig auf, dass Metall gegen Metall krachte.

»Ich dachte, ich hätte mich klar genug ausgedrückt!«

Tom holte den Brillantring aus der Tasche und schickte sich an, auf die Knie zu sinken.

Das Innere des Southwest Chief wurde in Dunkelheit getaucht, als der Zug in den Tunnel einfuhr. Was dann geschah, lief mit erschreckender Plötzlichkeit ab. Die gesamten Schneemassen, die den südlichen Grat des Berges bedeckten, der den Eisenbahngleisen am nächsten war, lösten sich unter der Wucht unbarmherziger Windböen und Tonnen von frisch gefallenem Schnee. Offiziell setzte die Lawine sich um 23:15 Uhr Ortszeit in Bewegung und donnerte mit unglaublicher Geschwindigkeit den Berghang hinunter. Es war genug Schnee, um einen See von beträchtlicher Tiefe zu bilden, wäre er geschmolzen. Die Lawine traf auf den Lawinenzaun zwischen dem Berghang und den Gleisen. Der Zaun war errichtet worden, um die Eisenbahnstrecke zu schützen. Der Aufprall erfolgte jedoch mit solcher Wucht, dass der Stahlzaun umgeknickt, aus seiner Verankerung gerissen und den Berghang hinuntergeschleudert wurde.

Sofort ging ein automatischer Alarm an die Amtrak-Leitstelle; von dort wiederum wurde augenblicklich der Lokführer des Southwest Chief benachrichtigt und angewiesen, den Zug anzuhalten und auf weitere

Anweisungen zu warten.

Der Chief war soeben aus dem Tunnel unter dem Raton Pass aufgetaucht, als der Alarm erfolgte, und der Lokführer betätigte die Bremsen mit jener Schnelligkeit, wie der Ernst der Lage erforderte. Eigentlich hätte es der Warnung der Amtrak-Leitstelle gar nicht bedurft, denn der Lokführer konnte das entsetzliche Spektakel der Lawine durch die Windschutzscheibe in aller Deutlichkeit verfolgen, obgleich es sich in beträchtlicher Entfernung auf dem Gleiskörper abspielte. Doch die Flutwelle aus Schnee und Gestein war so gewaltig, dass sie nach allen Seiten ausfächerte; eine mächtige Woge rollte mit tödlicher Wucht auf den Chief zu, sodass der Lokführer, der diese Route seit vierzehn Jahren fuhr, seiner Frau und seinen Kindern gerade noch ein schnelles Lebewohl sagen konnte. Er hatte in den Jahren bei der Eisenbahn schon viele Dinge gesehen, aber noch nie etwas, das dem, was jetzt auf ihn und seinen Zug zujagte, auch nur entfernt geähnelt hätte. Der Mann schloss die Augen in Erwartung der völligen Vernichtung des Southwest Chief und seiner Insassen binnen der nächsten Sekundenbruchteile.

Als der Chief ruckartig zum Stehen kam, spürten alle, dass es kein normaler Zwischenstopp war. Plötzlich begann der gebremste Zug zu schwanken, als wäre er in ein Erdbeben geraten. Zum Glück konnten die Passagiere nicht sehen, was der Lokführer sah, doch alle hörten das dumpfe Grollen. Und für diejenigen, die solche Geräusche früher schon einmal vernommen hatten, lieferte es augenblicklich die Erklärung.

»Eine Lawine!«, brüllte Tom, als er aus dem Fenster blickte.

Eleanor wurde blass. »Mein Gott!«

Tom riss die Matratze vom Bett, packte Eleanor, warf sie

auf den Fußboden, schleuderte die Matratze auf sie und bedeckte dann diese mit seinem Körper, während der Zug weiterhin schwankte und ruckte und das Donnern und Grollen der vom Berg rutschenden Schneemassen ohrenbetäubend laut wurde.

Im Salonwagen waren alle Anwesenden unter den Tischen in Deckung gegangen. Einige schnappten sich Servietten, um Abschiedsgrüße und letztwillentliche Verfügungen darauf zu kritzeln, andere suchten Zuflucht zu längst vergessenen Gebeten. Max und Misty klammerten sich aneinander; Lelia und Kristobal folgten ihrem Beispiel, indem Kristobal seine langen Arme schützend um sie legte.

Higgins kauerte ebenfalls unter dem Tisch, doch er blickte weiterhin aus dem Fenster, wo seine Befürchtungen sich mit vernichtender Heftigkeit bewahrheiteten.

Wie durch ein Wunder verebbte der Druck der Schneemassen auf den Zug, ehe sie ihn von den Gleisen kippen konnten. Doch als der Lokführer die Augen aufschlug, sah er nur eine undurchdringliche Wand aus Schnee.

Es gelang ihm, der Amtrak-Leitstelle eine kurze Meldung durchzugeben, wobei er erfuhr, dass eine zweite Lawine am anderen Ende des Zuges wahrscheinlich ebenfalls den Lawinenzaun mitgerissen hatte. Eine Minute früher oder später, und der Southwest Chief läge nun auf dem Grund einer tiefen Schlucht – und keiner an Bord hätte sich jemals mehr Sorgen wegen bevorstehender Feiertage machen müssen. Sie hätten großes Glück gehabt, erfuhr der Lokführer von der Amtrak-Leitstelle, wemgleich der Mann das selbst viel besser hatte beobachten können. Andererseits saß der Chief jetzt in der Falle und war nicht mehr in der Lage, vor oder zurück zu fahren – und das Unwetter hatte offensichtlich gerade erst begonnen.

Die Meteorologen konnten nun auch mit einer aktualisierten Vorhersage aufwarten, diesmal einer zutreffenden: Die Gegend wurde von einem Blizzard heimgesucht, wie man ihn seit dreißig Jahren nicht mehr erlebt hatte. Der letzte schwere Sturm ähnlichen Ausmaßes hatte mehr als sechshundert Menschenleben gefordert, darunter Personen, die verhungert waren, weil Sturm und Schnee sie von jeglicher Verbindung zur Zivilisation abgeschnitten hatten. Es waren vor allem Bewohner abgelegener, unzugänglicher Regionen gewesen – einer Gegend wie der, in welcher der Chief im Augenblick hilflos gestrandet war.

Higgins blickte zum Himmel, während Windböen die Bergwände hinunterfegten und den Chief mit einer Wucht attackierten, dass das tonnenschwere Ungetüm wie ein Spielzeug hin und her schaukelte. In all den Jahren seines Eisenbahndienstes hatte Higgins sich noch nie in einer solchen Lage befunden. Blickte man aus dem Fenster auf der linken Seite, war nicht zu übersehen, dass dort ein tödlicher Abgrund gähnte. Beim noch immer andauernden heftigen Schneefall war eine weitere Lawine keinesfalls auszuschließen. Und diese würde den Chief möglicherweise doch noch in ein eisiges Grab schleudern.

KAPITEL 28

Eine Stunde später machte Roxanne eine offizielle Ansage über die Lautsprecheranlage des Zuges und informierte die Fahrgäste, was geschehen war und was nun unternommen wurde, um dem gestrandeten Chief zu helfen. Was Letzteres betraf, fiel die Information ziemlich dürftig aus, denn es gab nicht viel, was im Augenblick getan werden konnte. Wie Roxanne erklärte, war der Southwest Chief gewissermaßen zwischen zwei Schneebergen gefangen, die sowohl den Weg nach LA wie auch die Strecke zurück nach Chicago versperrten; außerdem suche ein Blizzard die Gegend mit orkanartigen Böen und dichtem Schneegestöber heim, sodass es für die Fahrgäste das Beste sei, Ruhe zu bewahren und in ihren Abteilen auszuharren.

Es war nicht leicht, dieser Empfehlung Folge zu leisten. Deshalb drängten sich in den Gängen aufgeregte, verängstigte Menschen, die nach genaueren Informationen verlangten.

Herrick Higgins war in den vorderen Teil des Zuges gegangen, um mit dem Lokführer zu reden, und war mit besorgter Miene zurückgekehrt. Tom und Eleanor hatten sich zu Misty und Max in den Salonwagen gesellt, wo sie abwechselnd aus dem einen Fenster auf das leichtentuchartige Schneegestöber blickten, bei jedem Ansturm des Windes gegen die Außenwände des Zuges zusammenzuckten und gelegentlich einen Blick aus dem anderen Fenster in die knapp hundert Meter tiefe Schlucht auf der linken Seite des Zuges riskierten. Lelia hatte sich diskret mit ihrem neuen Verehrer Kristobal in ihr Abteil verzogen.

»Ich wusste, dass so was passiert«, sagte Misty. »Vier Sechsen – wie hätte es da nicht passieren können?«

»Ich bin schon lange Zeit dabei«, sagte Higgins, »aber so etwas ist noch nie geschehen. Die Eisenbahn ist das sicherste Verkehrsmittel, sicherer noch als das Flugzeug, wenn man die Unfallstatistiken betrachtet.«

»Besteht denn die Gefahr einer weiteren Lawine?«, fragte Misty. »Die diesen Zug vielleicht doch noch erwischt?«

»Wir haben es mit Mutter Natur zu tun«, erwiderte Higgins, »und bei der ist alles möglich. Aber ich glaube, nach zwei Lawinen ist der größte Teil der Schneemassen runtergekommen.«

Tom blickte den alten Eisenbahner fragend an.

»Und was nun? Wie soll eine Rettungsmannschaft bis zu uns kommen? Wir können doch unmöglich bis zum Frühjahr warten, wenn die Schneeschmelze einsetzt.«

»Natürlich nicht. Aber es ist nicht ganz einfach, uns zu erreichen. Das Frachtunternehmen, dem diese Gleise gehören, verfügt über einen umfangreichen Maschinenpark. Aber jetzt, wo die Gleise so hoch von Schnee bedeckt sind, dass es kein Durchkommen mehr gibt, und wo die Wetterlage alles andere als günstig ist, können sie auch nicht viel unternehmen. Der Zug hat kaum Platz und kann sich keinen Meter gefahrlos bewegen. Nicht mal ein Helikopter könnte hier landen, selbst wenn das Wetter sich beruhigt.«

»Das ist ja sehr tröstlich«, sagte Max.

Roxanne gesellte sich zu ihnen. Sie sah erschöpft aus. Seit einer Stunde versuchte sie, Fahrgäste zu beruhigen, Kinder zu trösten und dafür zu sorgen, dass die Passagiere es so bequem wie möglich hatten. Sie setzte sich und atmete erst einmal tief durch.

»Zu allem Unglück scheint auch noch der Dieb, der schon den Cap heimgesucht hat, in den Chief umgestiegen zu sein. Viele Leute haben gemeldet, dass ihnen irgendwelche Gegenstände fehlen.«

Max schüttelte den Kopf. »Das ist doch nicht zu fassen!« Er und Misty wechselten Blicke.

»Das Gute ist«, sagte Higgins, »dass wir in La Junta die dritte Lok angehängt haben. Damit haben wir eine zusätzliche Energiequelle, falls die Lage noch kritischer werden sollte.«

Roxanne nickte beipflichtend.

»Wie meinen Sie das?«, fragte Max.

»Der Strom für die Beleuchtung, die Heizung und so weiter wird von den Generatoren der Lokomotiven erzeugt, die wiederum von den Dieselmotoren angetrieben werden. Diese Art der Energieerzeugung nennt man Bordstromversorgung.«

»Demnach haben wir keinen Strom mehr, wenn uns der Treibstoff ausgeht«, stellte Tom fest.

»Grundsätzlich stimmt das. Aber mit einer dritten Lokomotive gewinnen wir Zeit.«

»Wie viel?«, fragte Max.

»Schwer zu sagen. Wir haben in Kansas zusätzlichen Treibstoff getankt, aber der Chief tankt in Albuquerque nach, ungefähr zweihundertfünfzig Meilen von hier.«

»Und es war eine Menge Treibstoff nötig, um den Pass zu erklimmen. Da dürften die Tanks ziemlich leer sein«, sagte Tom. Higgins nickte. »Also ist es wahrscheinlich eher eine Frage von Stunden, bis wir keinen Strom mehr haben.«

»Nun, die Lokführer tun alles, um Treibstoff zu sparen.«

»Können wir die Passagiere nicht in ein paar Wagen

zusammenholen und den Strom für die anderen Waggons abschalten?«, schlug Max vor.

»Nein, so arbeitet das System nicht. Die Dieselmotoren erzeugen immer dieselbe Strommenge. Ob drei Waggons geheizt werden oder zehn, ist dabei völlig egal. In beiden Fällen ist der Treibstoffverbrauch gleich. Als ich vorn bei den Loks war, haben der Lokführer und ich eine Strategie entwickelt. Er wechselt zwischen den drei Lokomotiven, schaltet erst die eine, dann eine andere auf Standby – das ist die Einstellung für die Stromversorgung, wenn der Zug steht. Damit wird der Treibstoffverbrauch zwischen den Maschinen ausgeglichen, und es wird Diesel gespart, denn die Loks, die nicht auf Standby geschaltet sind, gehen auf Leerlauf, und in diesem Modus ist der Verbrauch minimal.«

»Warum schalten wir die Motoren nicht einfach aus?«, fragte Eleanor.

»Weil viel zu viel Treibstoff verbraucht wird, wenn sie wieder angelassen werden«, sagte Roxanne.

Higgins nickte und fügte hinzu: »Das andere Problem ist, dass Züge kein Frostschutzmittel in ihren Kühlsystemen haben, denn dafür würde zu viel Wasser gebraucht. Man muss die Maschinen in Gang halten, damit die Leitungen nicht einfrieren. Bei dieser Kälte dauert es höchstens eine Stunde bis nach Abschalten der Motoren, bis die Leitungen zufrieren. In diesem Fall hätten wir kein Wasser für die Essenszubereitung, die Trinkwasserversorgung und die sanitären Einrichtungen.«

»Ich bin nur froh, dass wir in Kansas City zusätzliche Lebensmittel geladen haben«, sagte Roxanne.

»Wir sollten sofort damit anfangen, unsere Vorräte zu rationieren. Wer weiß, wie lange wir hier ausharren müssen.« Sie erhob sich, um wieder an ihre Arbeit

zurückzukehren. »Falls ich Hilfe brauche, kann ich mich doch auf Sie alle verlassen, nicht wahr?«

Die Versammelten nickten. Roxanne lächelte tapfer und entfernte sich.

Vier Stunden später wurde es dunkel. Die meisten Fahrgäste waren in ihre Abteile zurückgekehrt, wo sie sich in Decken wickelten und über ihre nächste Zukunft nachdachten, die im Augenblick ziemlich düster aussah.

Tom schaute bei Father Kelly vorbei, der sich in seine Bibel vertieft hatte. »Wie wäre es, wenn Sie im Zug einen Gottesdienst lesen, Father, um den Leuten Mut zuzusprechen?«

»Nicht jeder ist katholisch«, wandte der Priester ein.

Tom schaute aus dem Fenster. Es schneite noch immer, und das Toben des Windes hatte noch nicht nachgelassen. »Ich weiß nicht, ob das in dieser Situation von Bedeutung ist.«

»Ich fürchte, ich bin ein wenig eingerostet.«

»Es ist wie Fahrrad fahren. Man verlernt es eigentlich nie.«

Tom traf Max und Misty in der Doppelkabine an. Misty war noch immer deprimiert, aber Max hatte sogar trotz seiner verschwundenen Bruno-Magli-Schuhe seinen Humor wieder gefunden. »Ich schätze, dass derjenige, der mir die Treter gemopst hat, sie dringender braucht als ich.«

»Das ist sehr großzügig von Ihnen«, staunte Tom.

»Ich habe sowieso zu viel Zeugs. Und eins will ich Ihnen sagen. Wenn ich überlege, was wir bis jetzt alles erlebt haben, dürfte es ein grandioser Film werden – falls ich lange genug am Leben bleibe, um ihn drehen zu können.«

»Max!«, rief Misty entsetzt.

»Ich habe mir immer vorgestellt, mit einem Paukenschlag abzutreten. Aber ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, dass es in einem Zug passieren könnte.«

»Danke, Max, das ist sehr ermutigend«, sagte sie.

»Ach, komm schon, Misty, es steht doch alles in den Sternen. Wie sieht eigentlich deine Prophezeiung aus? Was verraten dir die Karten?«

»Nicht jetzt, Max.«

»Willst du mir etwa erzählen, dass eine kleine Katastrophe dich von allem abbringt, an das du geglaubt hast? Das ist aber herzlich wenig an Glaube und Vertrauen.«

Misty seufzte, holte ihre Tarotkarten hervor, mischte sie und deckte sie auf, eine nach der anderen. Zuerst schien sie sich kaum für die Karten zu interessieren, sondern blickte bei jedem Heulen des Windes ängstlich zum Fenster. Doch während sie weiter die Karten aufdeckte, konzentrierte sie sich mehr und mehr darauf, bis eine tiefe Falte ihre Stirn furchte. Schließlich sagte sie: »Das ist aber seltsam.«

»Was?«, fragte Tom.

»Offensichtlich werden wir gerettet.«

»Das ist doch mal eine gute Neuigkeit!«, rief Max erfreut. »Und wie?«

»Von irgendetwas mit sechs Beinen.«

»Mit sechs Beinen?«, fragte Tom verwundert.

»Schon wieder die Sechs. Damit hätten wir schon fünf Sechsen. Ist das nicht noch ungünstiger als vier?«, wollte Max wissen.

»Keine Ahnung. Aber was immer es ist, ich werde mich nicht wehren, wenn es mich von hier wegbringt«, sagte

Misty.

Max stand auf und ging zur Bar in der Abteilecke.

»Bis die sechs Beine erscheinen, brauche ich noch einen Bourbon. Trinken Sie einen mit, Tom?«

»Später vielleicht. Ich hab noch einiges zu tun.«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel jemand mit sechs Beinen suchen.«

Die Meldung vom eingeschlossenen Zug gelangte in die nationalen und internationalen Nachrichten, und die Welt wartete gespannt auf die weitere Entwicklung. Trotz aller Helfer und der technischen Möglichkeiten der US-Regierung, den Zug zu retten, hatte eine übel gelaunte Mutter Natur andere Pläne. Kein Flugzeug in der näheren Umgebung konnte bei diesem Wetter starten oder landen. Auch die Helikopter saßen am Boden fest. Alles wartete darauf, dass der Schneesturm nachließ. Da der Zug noch immer über ausreichend Treibstoff, Wärme und Proviant verfügte, war die Lage zwar ernst, aber nicht lebensbedrohlich, und eine besondere Dringlichkeit schien nicht vonnöten zu sein. Haltet durch, wurde den Menschen im Chief mitgeteilt. Hilfe ist unterwegs und wird in Kürze bei euch sein.

In der Amtrak-Leitstelle hingegen liefen die Rettungsvorbereitungen auf Hochtouren. Die Entwicklung schritt rasant voran. Amtrak hatte eine Standleitung zu dem Eisenbahn-Frachtunternehmen geschaltet, dem die Gleise gehörten, auf denen der Chief nun stand, und die beiden Firmen entwickelten eine gemeinsame Strategie, die in Angriff genommen werden sollte, sobald das Wetter sich beruhigte.

Überall im Land hatte man das technische Gerät und

Personal angefordert, das zweifellos erforderlich war, um die Gleise frei zu räumen. In dem Aufruf hatte jemand außerdem darauf hingewiesen, dass Roxanne Jordan und der kürzlich »pensionierte« Herrick Higgins sich ebenfalls an Bord des Chief befänden. Die Leute bei Amtrak hatten Zweifel, dass der Aufruf große Resonanz fand, da es kurz vor Weihnachten war, doch binnen weniger Stunden gingen Tausende von Telefonanrufen und E-Mails von Eisenbahnleuten auf der ganzen Welt ein, die ihre Dienste anboten und auf das Weihnachtsfest verzichteten, um zu helfen.

Somit verfügte Amtrak über ausreichend Personal, und auch die technische Ausrüstung würde in Kürze zur Verfügung stehen.

Das alles änderte aber nichts am Wetter, das sich weiter zu verschlechtern schien.

KAPITEL 29

Draußen nahm die Dunkelheit noch zu; die einzigen Geräusche machten der Wind und der Schnee, der auf die Waggondächer rieselte und mit leisem Knistern gegen die Fensterscheiben geweht wurde. Nicht allen fiel es leicht, ruhig zu bleiben und Kräfte zu sparen. Die Menschen erblickten keinen rundlichen Mann mit Rentierschlitten und Glöckchen läutende Engel, wenn es knarrte, knackte und klirrte, sondern stellten sich das gewaltsame Ende ihres Lebens vor.

Außer drohender Treibstoff- und Lebensmittelknappheit gab es noch ein anderes Problem. Die Passagiere waren sich dessen zum Glück nicht bewusst; die Zugbegleiter und vor allem Higgins aber sehr wohl. Das Problem war die zunehmende Schneelast auf den Waggondächern. Das Gewicht war riesig, und wenngleich die Waggons sehr stabil gebaut waren, hatten auch sie ihre Grenzen, und die Tonnen von Schnee auf den Dächern erprobten nun, wo diese Grenzen lagen. Zwar fegte der beständige Wind den sich ansammelnden Schnee immer wieder von den Waggons herunter, doch der Schneefall hielt damit Schritt und füllte rasch die Mengen auf, die der Wind davongeweht hatte.

Die meisten Fahrgäste beschlossen, das Dinner nicht im Speisewagen einzunehmen, sondern in ihren Abteilen zu bleiben und sich entweder mit einem kleinen Snack zu begnügen oder gar nichts zu essen und aus dem Fenster zu blicken. Das hielt den Lebensmittelverbrauch zwar hoffnungsvoll niedrig, doch irgendwann würden die Leute dennoch essen müssen, und der Southwest Chief verfügte nur noch über Lebensmittel für einen Tag. Roxanne hatte

ein paar Männer losgeschickt, um unter dem Zug nach eingefrorenen Leitungen Ausschau zu halten. Noch gab es keine, meldeten sie. Die Männer hatten sich in mehrere Schichten Kleidung gehüllt, doch als sie nach ihrer kurzen Suchaktion von draußen hereinkamen, waren sie mit Schnee bedeckt und zitterten von der beißenden Kälte.

Das Treibstoffproblem war sogar noch schlimmer. Higgins erläuterte Tom und Eleanor die Situation, als sie im Speisewagen beim Abendessen saßen. »Sobald der Treibstoff zur Neige geht, türmt sich ein Berg von Problemen auf, der rasch größer wird. Kein Wasser, geplatze Rohre, keine Wärme mehr ...«

»Und wenn uns der Treibstoff ausgeht, selbst wenn Rettungsmannschaften bis zu uns vordringen – wie kann der Zug sich dann vom Fleck rühren? Wir sind hier nicht die Luftwaffe, die ihre Maschinen während des Fluges auftanken kann«, sagte Tom.

»Nun, die Rettungsmannschaften koppeln Lokomotiven mit vollen Treibstofftanks an den Chief und ziehen ihn weiter. Aber wie Sie schon sagten, erst mal müssen sie bis zu uns vordringen. Ich war bei der vorderen Lok und habe die Berge von Schnee gesehen, die vor uns auf den Gleisen liegen. Es wird eine Weile dauern, sie wegzuräumen.«

»Deshalb müssen wir selbst versuchen, Hilfe zu holen, anstatt darauf zu warten, dass die Hilfe zu uns kommt.«

»Und wo?«, fragte Eleanor. »Sieh dich doch um, Tom. Wir sind hier mitten im Nirgendwo.«

»Haben Sie eine Idee, Herrick?«, erkundigte Tom sich. »Sie kennen das Streckennetz von Amtrak wahrscheinlich besser als jeder andere.«

Higgins überlegte einige Sekunden lang. »Nun, es gibt einen Highway, den 1-25, der zwischen Trinidad und Raton parallel zum Pass verläuft und dann nach Norden in

Richtung Denver schwenkt.«

»Ein Highway – das ist doch schon was«, sagte Tom.
»Wenn wir an ein Auto herankommen, kann es Hilfe für uns alle holen.«

»Nur hat man die Straße wegen des Blizzards wahrscheinlich gesperrt«, sagte Higgins.

»Okay, was bleibt uns sonst noch?«

Wieder dachte der alte, erfahrene Eisenbahner nach.
»Wir könnten ...«, begann er, stockte dann aber und schüttelte den Kopf. »Nein, das würde nicht funktionieren.«

»Was könnten wir? Sagen Sie's!«

»Es würde nicht klappen.«

»Herrick, im Augenblick würde ich die verrückteste Idee mit Kuschhand begrüßen. Vielleicht können wir ja doch dafür sorgen, dass es funktioniert.«

Higgins zuckte die Achseln und beugte sich vor.

»Es gibt ein Wintersport-Zentrum in der Nähe, mitten in den Bergen. Im Winter kann man dort Ski laufen, im Sommer ist es eine Ferienranch namens Dingo. Die Ranch gibt es erst seit wenigen Jahren, aber es ist ein großes Anwesen, bestens ausgerüstet und organisiert und mit zahlreichen Angestellten. Ich war ein paar Mal mit meinen Söhnen und ihren Familien dort und habe die Eigentümer kennen gelernt. Es sind zwei Australier, die an der Wall Street ein Vermögen gemacht haben und dann in den Westen gezogen sind, weil sie ihren Spaß haben und was anderes erleben wollten. Das Problem ist, man muss ziemlich unwegsames Gelände überwinden, um zu der Ranch zu gelangen. Es ist eine Wanderung von ungefähr vier Stunden. Bei gutem Wetter und guter körperlicher Verfassung ist der Weg leicht zu schaffen, aber bei diesem

Unwetter ist es zu Fuß unmöglich.«

Tom sah ihn an. »Und auf Skiern?«

»Sie haben Skier?«, fragte Higgins.

»Ich wollte über Weihnachten nach Tahoe und habe jede denkbare Art von Outdoorausrüstung bei mir: Stiefel, Handschuhe, Leuchtraketen, Kompass, Helmlampe – was immer Ihnen einfällt.«

»Es ist eine *wirklich* raue Gegend, Tom.«

»Ich bin schon in fast jedem Gelände Ski gelaufen, Herrick, unter allen möglichen Bedingungen. Ich müsste von Ihnen nur die ungefähre Richtung zu der Ferienranch wissen und alles, was Sie mir über die Verhältnisse in dieser Gegend erzählen können.«

»Meinen Sie wirklich, Sie schaffen es?«, fragte Higgins.

»Ich kann nur versprechen, dass ich alles versuchen werde. Was haben wir schon zu verlieren?«

»Wie wäre es mit deinem Leben?«, fragte Eleanor.

»Es ist *mein* Leben. Außerdem würde sowieso keiner um mich trauern.«

Das war für Eleanor das Stichwort, aufzustehen und davonzugehen.

Higgins trommelte den Schaffner, Roxanne und den Lokführer im Speisewagen zusammen, um Toms Vorhaben ausführlich zu besprechen. Weder dem Lokführer noch dem Schaffner gefiel der Plan.

Der Schaffner meinte: »Sie sind ein Fahrgast. So sehr ich Ihr Angebot zu schätzen weiß, Tom – falls Ihnen etwas zustößt, trage ich die Verantwortung. Ich kann Sie nicht gehen lassen. Wir müssen hier bleiben und auf Hilfe warten.«

»Kannst du die Amtrak-Leitstelle denn nicht übers Zugtelefon erreichen?«, fragte Higgins den Lokführer.

»Oder wir nehmen mit den Betreibern der Dingo-Ranch Verbindung auf, sodass sie jemanden herschicken.«

Der Lokführer schüttelte den Kopf. »Das Unwetter stört jede Verbindung mit der Außenwelt. Mein letztes Gespräch mit der Leitstelle liegt Stunden zurück. Seitdem konnte ich sie nicht mehr erreichen.«

Roxanne fügte hinzu: »Wir haben sogar sämtliche Handys im Zug ausprobiert. Keines konnte ein Signal von ausreichender Stärke empfangen. Wir können weder die Leitstelle noch die Ranch noch sonst jemanden erreichen. Das ist hier wie in der Steinzeit.«

»Hört mal, Leute«, sagte Tom, »ich werde nicht untätig herumsitzen und warten, bis dieses Unwetter uns den Rest gibt. Ich unterschreibe jede Erklärung, die Sie von jeglicher Verantwortung befreit, falls mir was passiert. Eine ähnliche Erklärung musste ich damals unterschreiben, als ich nach Übersee ging. Ich bin erwachsen und daran gewöhnt, auf mich selbst aufzupassen.«

»Es ist nicht nur das, Tom«, meinte Roxanne. »Wir wollen nicht, dass Sie in Schwierigkeiten geraten. Sie sind uns ein Freund geworden, und was Sie da vorhaben, ist kein Spaziergang.«

»Ich habe schon schlimmere Situationen überstanden, Roxanne, das können Sie mir glauben.« Tom schaute die Versammelten nacheinander an. »Lassen Sie es mich versuchen. Mehr will ich gar nicht. Wenn es kein Durchkommen gibt, kehre ich sofort um.«

Sie wechselten skeptische Blicke. Schließlich nickten der Schaffner und der Lokführer zögernd. »Also gut.«

Tom ging mit Roxanne zum Gepäckwagen und holte seine Skiausrüstung. Zurück in seinem Abteil machte er sich an die letzten Vorbereitungen für sein Vorhaben, als er plötzlich spürte, wie hinter ihm jemand hereinkam. Es

war Eleanor.

»Ich bin gleich fertig«, sagte er betont sachlich.

»Das sehe ich.« Sie stand einfach nur da und schaute ihn an.

»Hast du was auf dem Herzen? Ich bin im Augenblick sehr beschäftigt.«

»Ich will nicht, dass du gehst.«

»Vergiss es. Ich gehe.«

»Du glaubst wohl, du kannst den Zug retten – und alle, die drin sitzen.«

Toms Kopf ruckte hoch. »Ja, so sieht mein Plan aus. Aber du brauchst dich nicht dafür zu bedanken, dass ich den Helden spiele.«

Sie machte einen Schritt nach vorn und ließ sich auf der Kante der Sitzbank nieder. »Meinst du nicht, dass du eher vor irgendwas davonläufst?«

»Na, hör mal. Ich gehe gleich raus in den Schneesturm und riskiere mein Leben, und du nennst mich einen Feigling? Vielen Dank.«

Eleanor ließ sich von seiner verbalen Attacke nicht einschüchtern.

»Willst du wirklich wissen, warum ich damals Tel Aviv verlassen habe? Vielleicht solltest du's dir anhören, denn es könnte ja sein, dass du nicht mehr zurückkommst.«

Tom musterte sie lange; dann setzte er sich ebenfalls. »Ich muss schon sagen – dein Timing ist mindestens so schlecht wie meins. Aber okay, klär mich auf.«

Sie brauchte einen Moment, um sich zu sammeln; dann sagte sie: »Du bist ein Einzelgänger, Tom, weil dir das Leben so am besten gefällt. Du bist nur für dich allein verantwortlich und brauchst keine Verantwortung für andere zu tragen.«

Er wollte heftig protestieren, doch ein eisiger Blick Eleanors brachte ihn zum Schweigen.

»Ich wollte es dir schon seit Jahren sagen, und jetzt werde ich 's tun, also wirst du mir gefälligst zuhören.«

Sie hielt kurz inne und fuhr dann fort: »Ich habe dich geliebt, Tom, mit jeder Faser meines Herzens. Ich habe dich geliebt, und ich war dein, mit Haut und Haar.«

»Ja. Du warst mein, Vergangenheitsform.«

»Hast du eigentlich nie daran gedacht, dass du in der Zeit, die wir zusammen waren, mehrere Male gekidnappt und in den Kerker geworfen wurdest und dreimal fast getötet worden wärest? Für irgendwelche Storys hast du die verrücktesten Risiken auf dich genommen und nie daran gedacht, was du mir damit angetan hast. Jedes Mal, wenn du durch die Tür gegangen bist, wusste ich nicht, ob du zurückkommst. Hast du denn nie bemerkt, dass es mir immer weniger um unsere Reportagen ging, sondern um dich? Dass ich mir von Tag zu Tag mehr Sorgen gemacht habe? Ich wollte nur noch zurück nach Hause. Mit dir. Ich wollte an einen Ort, an dem wir beide zusammen sein und für immer bleiben konnten. Ich wollte nicht von einem Flugzeug ins nächste steigen, wollte nicht mehr miterleben, wie du den nächsten Auftrag annimmst und mich dabei fragst, ob ich dich jemals wiedersehe. Nach so vielen Jahren des Umherziehens wollte ich einen weißen Jägerzaun, einen Garten hinterm Haus und einen Ehemann, der um neun zur Arbeit fährt und um fünf nach Hause kommt. Aber du hast mich nie gefragt. Das Umherziehen war dir viel wichtiger, als ich es je gewesen bin.«

»Du hast mir ein Ultimatum gestellt, Ellie. Du hast mir nur ein paar läppische Minuten gelassen, um eine für mich lebenswichtige Entscheidung zu treffen.«

»Nein, das habe ich nicht. Ich hatte dich seit Jahren immer wieder gefragt, aber du wolltest es nicht hören. Als ich damals am Morgen nach Hause kam und dir sagte, dass ich abreisen will, geschah es nicht spontan. Ich hatte Wochen gebraucht, um den Mut aufzubringen ... die Kraft zu sammeln, die nötig war, um diesen Schritt zu tun. Nun, ich habe meine Antwort erhalten.« Sie erhob sich, um hinauszugehen. »So, jetzt kannst du deine Skier anschnallen und versuchen, den Zug zu retten. Auf ins nächste Abenteuer, und wieder mal ganz allein. Ich hoffe, du kommst heil zurück und schreibst eine tolle Story darüber. Aber rede dir bloß nicht ein, dass du es für jemand anderen tust als für dich selbst.«

Sie verließ ihn. Und Tom saß da, starrte ihr nach und hatte die Hand in der Tasche, wo er den Brillantring zwischen den Fingern drehte.

KAPITEL 30

Zur Frühstückszeit war der Speisewagen voller hungriger Fahrgäste, und Roxanne beobachtete mit Sorge, wie die Lebensmittelvorräte in der Küche rasend schnell schwanden. Die Vorräte im Salonwagen waren schon am Vorabend aufgebraucht gewesen, und es kam zu ersten Ausbrüchen ohnmächtiger Wut und hilfloser Verzweiflung, was Roxanne ziemlich in Atem hielt, da sie jedes Mal versuchte, mit Diplomatie und guter Laune die Wogen zu glätten. Im Zug waren auch mehrere Kleinkinder; im gleichen Maße, wie der Nachschub an Windeln und Milch versiegte, ging ihr Geschrei, das durch den ganzen Zug gellte, den Passagieren zunehmend auf die Nerven.

Father Kelly fand schließlich doch noch den Mut, im Salonwagen einen Gottesdienst zu halten, der von Anhängern sämtlicher Glaubensrichtungen gut besucht wurde. Sogar einige Agnostiker erschienen in der Hoffnung, ein bisschen Trost zu finden. Der Priester war tatsächlich ein wenig ingerostet, was die Gestaltung eines Gottesdienstes betraf, und versprach sich des Öfteren, doch er gab sich aufrichtige Mühe. Nach der Messe kamen mehrere Gläubige zu ihm und bedankten sich, dass er sie mit neuer Hoffnung erfüllt habe. Agnes Joe, die ihm bei der Andacht assistiert hatte, vertraute der Father sogar an, dass er sich seit Jahren nicht mehr so gut gefühlt habe und ernsthaft darüber nachdenke, seine Pensionierung rückgängig zu machen.

Wenn Higgins einmal nicht mit dem Zugpersonal darüber diskutierte, wie sich am besten Treibstoff und Strom einsparen ließen, war er draußen im Blizzard

unterwegs und suchte unter den Waggons nach Anzeichen für zufrierende Leitungen. Einmal, als er gegen Mittag wieder in den Zug kam, unterhielt er die Speisewagen-gäste bei mehreren Tassen Kaffee mit Wildwest-geschichten über Jesse und Frank James, Billy the Kid und andere Desperados. Nicht nur die Kinder, auch die Erwachsenen lauschten mit großen Augen. Higgins erzählte auch die Geschichte des legendären Pullman-Schaffners John Blair, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts praktisch ganz allein eine gesamte Zug-ladung Passagiere gerettet hatte, die in Minnesota von einem Waldbrand eingeschlossen worden waren. »Es war eine fast hoffnungslose Situation«, berichtete Higgins, »denn es gibt nichts Schlimmeres als ein Feuer. Wenn ich zwischen Feuer und Schnee zu wählen hätte«, er deutete aus dem Fenster, »würde ich um jeden Preis Schnee vorziehen. Oberflächlich betrachtet mag es nicht so aussehen, aber was das angeht, können wir von Glück reden.«

Roxanne pflichtete Higgins' Einschätzung lächelnd bei und schenkte ihm eine weitere Tasse Kaffee ein.

Agnes Joe hatte schon seit längerer Zeit wortlos aus dem Fenster des Speisewagens geblickt. Als Roxanne sich erkundigte, was sie draußen denn so sehr interessiere, deutete sie auf etwas, das Roxanne im Schneegestöber nur mit Mühe erkennen konnte.

»Es ist Heiligabend«, sagte Agnes Joe.

Roxanne nickte. »Stimmt, Liebes. Wo Sie Recht haben, haben Sie Recht.«

Wenig später kam Eleanor in den Wagen und suchte sich einen Platz bei Agnes Joe und Roxanne. Roxanne schaute aus dem Fenster, und Eleanor folgte ihrem Blick. Zwei Männer in dicker Kleidung mühten sich ab, irgendetwas

zum Zug zu schaffen, das mit einer Plane bedeckt war.

»Was ist da los?«, fragte Eleanor.

»Sie werden sehen«, mahnte Roxanne zu ein wenig Geduld. Als der erste Mann wieder in den Zug stieg und dabei sein Ende der Last hinter sich herzog, erkannte Eleanor, dass es sich um Barry handelte, den Schlafwagenbegleiter. Die Plane hatte sich von dem Gegenstand gelöst, den Barry schleppte, und Eleanor sah die Äste einer kleinen Tanne, die auf einem der weniger steilen Berghänge ihr einsames Dasein gefristet hatte. Der meiste Schnee war bereits vom Baum gefegt und geklopft worden, doch vereinzelt, eisige Klumpen hingen noch immer in den Ästen oder klebten am dünnen Stamm. Während der zweite Mann in den Waggon kletterte, rutschte ihm die Kapuze vom Kopf. Eleanor holte scharf Atem, als sie Tom erkannte.

»Jedes Weihnachtsfest verdient einen Weihnachtsbaum«, erklärte er. »Eigentlich war es Agnes Joes Idee.«

Sie stellten den Baum im Salonwagen in einem provisorischen Ständer auf. Kinder kamen herbei und schmückten ihn mit allem, was ihnen einfiel. Nach ungefähr einer Stunde bot der Baum einen ziemlich schönen, auf jeden Fall sehr bunten und zumindest höchst interessanten Anblick, war er doch mit allen möglichen Dingen verziert, von Modeschmuck über Kaugummi-Baseballbilder, Actionfiguren aus Plastik bis hin zu langen Lamettafäden, die eine Frau für den Weihnachtsbaum einer Familie in Albuquerque dabei hatte. Mehrere Kinder hatten aus Papier und Klebstoff einen großen Stern gebastelt, ihn silbern gefärbt und auf die Spitze der Tanne gesetzt, was verhältnismäßig einfach gewesen war, denn der Baum maß gerade mal einen Meter zwanzig. Trotzdem war er für die Menschen im Southwest Chief ein Symbol von atemberaubender Schönheit – trotz Kaugummibildern,

Actionhelden und allem anderen.

Tom hatte es sich mit einer heißen Tasse Kaffee bequem gemacht und schaute zu, wie der prächtige Baum mehr und mehr seine bescheidene Herkunft vergessen ließ.

»Er ist wirklich schön.«

Tom schaute auf. Eleanor betrachtete den Baum und richtete den Blick dann auf ihn.

Nervös drehte Tom die Kaffeetasse in der Hand.

»Na ja, wenigstens lenkt er die Leute vom Grübeln ab und bringt sie auf andere Gedanken. Außerdem ist es ganz schön, mal wieder ein Kind unbeschwert lachen zu hören.«

»Was dagegen, wenn ich mich zu dir setze?«

Er deutete auf den freien Platz. »Nur zu.«

»Ich dachte, du wärst längst weg«, sagte sie.

»Ja, aber manchmal ändern sich Pläne – gelegentlich sogar Menschen.«

»Und wie haben deine Pläne sich geändert?«

»Ich habe beschlossen, nicht zu gehen. Ich werde hier warten. Einer für alle, alle für einen.«

Sie lehnte sich zurück. »Also, das überrascht mich. Ich hätte nicht gedacht, dass irgendetwas ...« Ihre Stimme verebbte.

Er beendete den Satz für sie: »... in meinen sturen Schädel reingeht?« Er lächelte matt. »Ich hab mir bloß überlegt, Ellie, dass es besser ist, hier zu bleiben und zu helfen. Wenn ich dieses Skizentrum erreiche - *falls* ich es erreiche –, ist das Unwetter wahrscheinlich längst vorüber, und die ersten Rettungstrupps dürften hier eingetroffen sein.« Er wartete einen Moment und fügte hinzu: »Und wenn nicht, wäre es ebenfalls besser, hier zu sein.« Für eine Sekunde tauchten ihre Blicke ineinander; dann stand

Tom abrupt auf.

»Wo willst du hin?«, fragte Ellie.

»Ich muss noch einige Dinge erledigen. Sind längst überfällig.«

Ein paar Minuten später saß Tom bei Lelia und erklärte ihr, dass aus der von ihr geplanten Ehe nichts würde. »Ich habe dich wirklich gern, Lelia, und dein Schicksal liegt mir sehr am Herzen, aber ich werde dich nicht heiraten und acht Kinder haben. Ich hoffe, du verstehst das.«

Sie sah nicht so aus, als würde sie überhaupt noch etwas verstehen. Tränen kullerten ihr über die Wangen, und sie umklammerte Toms Arm.

»Kann ich denn gar nichts tun oder sagen, was dich umstimmt? Wir sind doch wie füreinander geschaffen, nicht wahr?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich liebe dich nicht, Lelia. Und wenn du lange genug darüber nachdenkst, wirst du erkennen, dass auch du mich nicht liebst, da bin ich sicher.«

»Aber wir waren so lange zusammen und haben uns wohl gefühlt ...«

»Sich wohl zu fühlen ist keine Liebe.«

Sie schluchzte in ihr Taschentuch und sagte mit zitternder Stimme: »Ich weiß nicht ... vielleicht hast du Recht.«

In diesem Moment erschien Kristobal aus Lelias Bad und starrte beide an.

»Kristobal?« Tom war ehrlich überrascht.

»Störe ich bei irgendwas?«, fragte der junge Mann.

»Nein«, sagte Tom, während er die schniefende Lelia mit einem konsternierten Blick musterte, »aber offensichtlich störe ich.«

Sie sah ihn unschuldig an. »Kristobal hilft mir ein wenig in dieser schwierigen Zeit. Außerdem beherrscht er perfekt die Rückenmassage.«

»Ja, da bin ich sicher.« Er blickte Kristobal an. »Ciao.«

Tom schlenderte durch den Gang zurück und fühlte sich so erleichtert wie lange nicht mehr, nun, da Cuppy der Wunderbiber keinerlei Forderungen mehr an ihn stellte. Irgendwie tat Kristobal ihm Leid, aber der Bursche war schließlich erwachsen.

Inzwischen hatte ein erfreuliches und höchst überraschendes Ereignis stattgefunden: Sämtliche Gegenstände, die der unbekannte Dieb im Chief gestohlen hatte – und viele der im Capitol Limited entwendeten Dinge –, waren ihren rechtmäßigen Besitzern zurückgegeben worden. Niemand hatte etwas gesehen; niemand konnte erklären, weshalb der Täter einen so drastischen Sinneswandel durchgemacht hatte. Roxanne und Father Kelly verzeichneten es schlicht unter der Rubrik »Weihnachtswunder«.

Nach dem Essen, das anlässlich der Festtage mit roten und weißen Garnierungen serviert wurde, bat man jeden Fahrgast, sich im Salonwagen einzufinden. Während die Leute eintrafen, sahen sie zu ihrer Überraschung, dass an einem Ende des Waggons eine Art Bühne aufgebaut war. Max spielte den Part des Zeremonienmeisters und brachte die Versammelten in eine erwartungsvoll-weihnachtliche Stimmung, ehe er zur Bühne zeigte und rief: »Höre ich da etwas? Kommt da vielleicht jemand?«

Aller Aufmerksamkeit richtete sich auf die Bühne, als dort eine Puppe erschien, und ein Kind rief aufgeregt: »Das ist ja Cuppy, der Wunderbiber!« Und dann rief ein anderer kleiner Junge: »Und da ist Petey, die Gurke!« Und dann gesellten sich Sassy das Eichhörnchen und Freddy

der Futon zu ihren berühmten Freunden auf der Bühne, und das Spiel begann.

Hinter der Bühne bewegten Lelia und Kristobal die Handpuppen. Lelia hatte die Zeichentrickfiguren immer als Puppen dabei, falls ihr auf Reisen Fans im Kindesalter begegneten. Oft verschenkte sie die Puppen auch. Sie imitierte sämtliche Stimmen absolut überzeugend und wechselte mit der Perfektion eines wahren Profis von einem Möbelstück über eine Gurke hin zu einem Waldbewohner.

Während einer Pause sagte Kristobal im Flüsterton zu ihr: »Es ist mir wirklich eine große Ehre, Lelia ...« Sie gaben einander hinter der Bühne einen freundschaftlichen Kuss, während Sassy und Cuppy sich gegenseitig auf die Köpfe hauten, was den Kindern und sogar den Erwachsenen brüllendes Gelächter entlockte.

Der Weihnachtsmann kam genau nach Plan. Gespielt wurde er vom athletischen Barry in einem klassischen Santa-Kostüm, das für solche Zwecke auf dem Chief bereitgehalten wurde. Die Rolle des Weihnachtsmanns war so beliebt, dass die Amtrak-Angestellten oft das ganze Jahr hindurch kämpften, sich stritten und einander bestachen, um zu Weihnachten die Hauptrolle spielen zu dürfen. Wie es sich gehört, wurden die Geschenke von den Elfen des Weihnachtsmanns verteilt, die von Tom und Ellie, Max und Misty gespielt wurden. Die Geschenke hatten Fahrgäste beigesteuert; es handelte sich um Gaben, die sie eigentlich ihren Familien mitbringen wollten. Alle nahmen bereitwillig an der kleinen Feier teil, und die Kinder waren glücklich und zufrieden, was die Anspannung der Erwachsenen erheblich minderte.

Der Knabenchor sang unter Roxannes Leitung Weihnachtslieder, und alle stimmten aus voller Kehle ein. Und zum ersten Mal schien es, als habe jeder eine wundervolle

Singstimme. Als der Abend voranschritt, wurde immer häufiger gegähnt. Gäste wünschten Gute Nacht; Fremde klopfen einander auf den Rücken und versicherten, es wäre ein sehr schöner Heiligabend gewesen. Dann begaben sie sich zum Schlafen in ihre Unterkünfte.

Eleanor und Tom begleiteten Roxanne, um ihr zu helfen, die Los-Angeles-Sängerknaben zu Bett zu bringen. Sie wollten gerade den Waggon verlassen, als einer der Jungen nach Roxanne rief.

Sie setzte sich zu dem kleinen Kerl, von dem sie wusste, dass er Oliver hieß.

»Na, was ist?«, fragte Roxanne, während Tom und Eleanor hinter ihr stehen blieben.

Olivers Augen waren weit aufgerissen und so groß, dass vom Rest seines Gesichts kaum noch etwas zu sehen war. Der Junge hatte eine Stimme, die auch die schwärzeste Seele auf diesem Planeten milde stimmen konnte, und er war für gewöhnlich ein unbeschwerter, fröhlicher kleiner Kerl, doch nun schien er von schrecklichen Sorgen geplagt zu sein.

»Patrick sagt, es gibt den lieben Gott nicht.«

Roxanne verschlug es den Atem. »Was? Patrick, komm sofort her!«

Patrick näherte sich in seinem gestreiften Pyjama. Er gehörte zu den älteren Jungen; ein großer, dünner Bursche, der immer sehr selbstbewusst auftrat. Er las sehr viel, war ausgesprochen intelligent und sah mit seiner Brille wie ein kleiner Gelehrter aus.

Roxanne baute sich drohend vor ihm auf und stemmte die Hände in ihre ausladenden Hüften. »Raus mit der Sprache. Warum hast du das zu Oliver gesagt?«

Die anderen Jungen blickten über die Sitzlehnen und

lauschten neugierig. Tom und Eleanor wechselten vielsagende Blicke.

»Es ist ein schlichter Eliminierungsprozess. Ein evolutionärer Kreislauf, sozusagen.« Patrick schob die Brille zurecht, als wäre er ein junger Lehrer, der seiner Klasse einen Vortrag hielt.

»Darf ich das noch mal hören?«

»Zuerst kommt die Zahnfee. Man verliert einen Zahn und legt ihn unters Kopfkissen, und am nächsten Tag ist der Zahn verschwunden, und an seiner Stelle findet man Geld. Aber mit fünf oder sechs Jahren entdecken die meisten Kinder, dass es bloß ein Märchen ist. Ich bin allerdings um einiges früher dahinter gekommen.«

»Du bist jetzt zehn, Patrick«, warf sein Bruder Tony ein, »und legst deine Zähne immer noch unters Kopfkissen.«

»Weil ich das Geld haben will, Tony, nicht weil ich immer noch an die Geschichte glaube.« Patrick wandte sich wieder an Roxanne. »Und dann kommt der Osterhase an die Reihe – noch so ein Schwindel, den man ungefähr mit sieben Jahren aufdeckt. Als Nächster ist der Weihnachtsmann fällig. Der Typ, der ihn heute Abend gespielt hat, war doch einer von den Zug ...«

Roxanne sah, dass die jüngeren Kinder jeden Moment in Tränen auszubrechen drohten. »Erzähl nur weiter, Patrick«, unterbrach sie ihn, »und lass uns gleich auf den lieben Gott zu sprechen kommen.«

»Okay. Wenn es einen lieben Gott gäbe – warum lässt er so was zu? Eigentlich sollten wir jetzt zu Hause sein und mit unseren Familien Weihnachten feiern. Stattdessen sitzen wir mitten in einem Schneesturm fest, und uns gehen allmählich der Spirit und die Lebensmittel aus. Wie kann ein lieber Gott, falls es ihn gibt, so was geschehen lassen?«

Trotz seines selbstsicheren Vortrags hatte Patrick, wie Roxanne deutlich spüren konnte, mindestens so viel Angst wie die anderen Kinder. Im Grunde hoffte er, dass Roxanne ihm überzeugend darlegte, dass es tatsächlich einen lieben Gott gab, anstatt ihm beizupflichten, dass kein Gott existierte.

Sie ließ Patrick neben ihr Platz nehmen und setzte Oliver auf ihren Schoß. »Weiß du, wo dein Fehler liegt, Patrick? Du meinst, dass es etwas Schlimmes ist, dass wir hier festsitzen.«

Patrick fummelte an seiner Brille herum. »Ist es denn nicht schlimm?«

»Gar nicht so sehr. Schauen wir uns doch mal die Tatsachen an. Was ist heute passiert?«

»Es hat unheimlich geschneit, und die Küche hat nichts mehr zu essen.«

»Und was noch?«

Oliver meldete sich zu Wort. »Wir haben Weihnachten gefeiert und Geschenke ausgepackt. Das war toll!«

»Das hätten wir auch bei unseren Familien tun können«, konterte Patrick.

»Stimmt«, sagte Roxanne. »Aber hatten eure Familien Angst, oder waren sie hungrig? Waren sie an einem fremden Ort und mit Leuten zusammen, die sie nicht kennen?«

Der Junge dachte darüber nach. »Hm ... nein.«

»Aber die Menschen in diesem Zug sind es, stimmt's? Eigentlich wollen sie gar nicht hier sein, denn das hier ist nicht ihr Zuhause, nicht wahr? Die Leute möchten viel lieber bei ihren Verwandten sein, bei ihren Familien und Freunden.«

»Genau!«, krächte Oliver begeistert.

»Aber darum geht's mir doch«, sagte Patrick.

»Nein. Wenn ich mich recht entsinne, geht es dir um die Frage, wie es einen Gott geben kann, wenn es denn wirklich so schlimm ist, wenn viele Leute zusammen sind, die sich nicht kennen, die Angst haben und hungrig sind und zu Weihnachten an allen möglichen Orten sein wollen, nur nicht hier – und die nun den Abend gemeinsam verbringen, eine Menge Spaß haben, miteinander lachen und singen und Geschenke, die sie für ihre eigenen Familien gekauft haben, Leuten geben, die sie nie zuvor gesehen haben.«

Sie blickte fragend zu Tom und Eleanor hoch. »Ihnen hat es heute Abend doch sicher gefallen, oder?«

Eleanor lächelte die Kinder an. »Ich habe selten ein so schönes Weihnachtsfest erlebt.«

»Ich glaube, da ist was dran«, gab Patrick zu.

»Vielleicht hat Gott dafür gesorgt«, fügte Tom hinzu, »dass du mit diesem Zug fährst, damit du hier singen und den Leuten helfen konntest, eine Zeit lang ihre Angst zu vergessen, indem sie schöne Musik hören.«

»Genau!«, rief Oliver aufgeregt.

»Hm, ja, mag sein«, pflichtete Patrick ihm bei.

»Seht ihr?«, sagte Roxanne, während sie Oliver zudeckte und Patrick dann zurück zu seinem Platz brachte. »Man sagt, dass es nicht immer ganz einfach zu erkennen ist, was Gott vorhat. Ihr müsst schon genau darüber nachdenken. Ihr könnt nicht träge vor euch hin leben und an Gott glauben. So leicht macht er es einem nicht. Man braucht Kraft und Vertrauen und Leidenschaft, um wirklich zu glauben. Es ist wie bei den meisten wertvollen Dingen des Lebens – man bekommt das zurück, was man gibt. Nur beim Glauben an Gott kriegt man viel mehr wieder.«

Sie half Patrick, sich auf seinem Schlafplatz einzurichten, und deckte ihn zu.

»Sonst noch Fragen?«, erkundigte sie sich.

Oliver hob die Hand. »Nur noch eine, Miss Roxanne.«

»Ja?«

»Könnten Sie noch mal mit mir zum Klo gehen?«

Später in dieser Nacht standen Tom und Eleanor nebeneinander vor dem Fenster und blickten hinaus ins Schneetreiben.

»Tja«, sagte Tom in die Stille, »es ist Weihnachten, und ich höre nichts, nicht mal 'ne Maus.«

»Im Augenblick wäre mir ein Rettungsteam um einiges lieber als der Weihnachtsmann und sein Rentierschlitten, die über die Dächer der Waggons poltern.«

»Wo ist dein Abenteuersinn, dein Hang zur Romantik?«

»Habe ich während der Zeit mit dir aufgebraucht«, antwortete sie und legte ihm eine Hand auf den Arm.

»Warum hast du nicht versucht, dich zu diesem Skizentrum durchzuschlagen? Sag die Wahrheit.«

»Ich hatte vergessen, die Skier zu wachsen.«

»Ich meine es ernst, Tom.«

Er blickte sie an. »Ich habe mir eingeredet, Ellie, diese Bahnfahrt zu machen, um den Wunsch meines Vaters zu erfüllen. In Wirklichkeit tue ich es, weil in meinem Leben eine riesige Lücke klafft und ich keine Ahnung habe, wie ich sie füllen soll. Diese Lücke gibt es schon lange. Und Artikel für das *Ladies' Home Journal* zu schreiben hat sie auch nicht schließen können.« Er suchte nach Worten.

»Aber der Grund dafür, dass ich nicht in den Sturm hinausgegangen bin«, fuhr er fort und deutete aus dem Fenster, »liegt letztlich in dem, was du gesagt hast. Weißt

du, all die Jahre habe ich geglaubt, du hättest mich verlassen, hättest mich einfach im Stich gelassen. Mir wäre niemals klar geworden, dass es im Grunde genau anders herum gewesen ist.« Er hielt inne. »Es tut mir Leid, Ellie.«

Sie streckte den Arm aus und ergriff zögernd seine Hand.

Er schaute sich skeptisch um. »Übrigens, das war kein Scherz vorhin. Es ist wirklich still ... zu still.«

Sie konnten es nicht wissen, doch kurz zuvor war der letzte Tropfen Diesel verbraucht worden. Und während Ellie und Tom dort standen, ging den Lampen, die von der Sicherheitsbatterie gespeist wurden, ebenfalls der Strom aus. Der Southwest Chief verstummte und versank in tiefer Dunkelheit.

Dann war ein dumpfes Grollen in der Stille zu vernehmen. Der Chief begann zu zittern und zu beben. Ängstliche Schreie drangen aus den Waggonen. Tom und Eleanor starrten einander entsetzt an.

»Mein Gott«, sagten sie wie aus einem Munde, »die nächste Lawine!«

KAPITEL 31

Wenn es so etwas wie kontrolliertes Chaos gibt, fand es im Southwest Chief statt. Die augenblickliche Krise war die unmittelbare Bedrohung durch eine weitere Lawine, die den Chief in den Abgrund stürzen würde. Die Schneemassen hatten die rechte Seite des Zuges getroffen und sich so hoch aufgetürmt, dass man nicht mehr aus den Fenstern blicken konnte. Die erdrückende Last des Schnees, die gegen den Chief drückte, drohte ihn auf die Seite zu kippen. Der Rettungsplan, der sich daraus ergab, war einfach: die völlige Evakuierung des Zuges – was unter den gegebenen Umständen allerdings leichter gesagt als getan war. Dennoch wanderten 341 Fahrgäste von Waggon zu Waggon, bis sie den letzten Personenwagen erreichten, während das Amtrak-Personal mehrmals die Gestrandeten durchzählte und in jedem Winkel des Zuges nachschaute, um dafür zu sorgen, dass niemand zurückblieb.

Unter Schirmen, eingehüllt in Decken und unter Verwendung jedes anderen Gegenstandes, der irgendwelchen Schutz gegen das Unwetter bot, bewegte sich die lange Menschenglange, geleitet von Taschenlampen und batteriebetriebenen Laternen, die kurze Strecke bis zum Tunnel. Ältere oder behinderte Fahrgäste und die sehr jungen Passagiere wurden getragen oder anderweitig unterstützt. Der Geist des Weihnachtsfestes musste seinen Zauber gewirkt haben, denn Fremde halfen Fremden; die Kräftigeren kümmerten sich um die Schwächeren, die Großen um die Kleinen. Niemand beklagte sich oder schimpfte über den ihm zugewiesenen Platz in der Schlange oder die ihm übertragene Aufgabe.

Taschenlampen, Laternen, Wasservorräte, Decken, Kissen, Erste-Hilfe-Kästen, die restlichen Lebensmittelvorräte und jeder andere Gegenstand, der sich auf irgendeine Weise als nützlich erweisen konnte, wurden aus dem Zug geholt und mitgenommen. Die einzige Klage kam von Ralph Perkins, dem Lokführer, der sich den Vorwurf machte, nicht daran gedacht zu haben, den Zug rückwärts in den Tunnel zu setzen, als er noch über genügend Treibstoff verfügte, und jetzt wollte er seinen Posten auf keinen Fall verlassen. Roxanne und Higgins sprachen mit ihm. Higgins wies den Lokführer darauf hin, dass ja auch er, Roxanne und alle anderen nicht auf die Idee gekommen seien, dieses Manöver zu versuchen; außerdem hätte die Schneeanhäufung am Ende des Zuges diesen Versuch wahrscheinlich sowieso vereitelt, und er habe den Zug vom Ende des Tunnels ja sicher im Auge. Schließlich erklärte Ralph Perkins sich immerhin bereit, seinen Platz im Führerstand des Chief zu verlassen.

Higgins verschwieg dem Lokführer, dass er unter Umständen würde miterleben müssen, wie sein geliebter Zug von einer Riesenflutwelle Schnee unaufhaltsam in die Schlucht gespült wurde.

Tom, Eleanor, Max, Misty, Kristobal, Father Kelly und Agnes Joe arbeiteten mindestens so fleißig wie die Zugbesatzung. Sie schoben und drückten, zogen und schleppten, bis alle Fahrgäste sicher in den Tunnel gebracht worden waren. Agnes Joe legte die besondere Begabung an den Tag, Menschen zu motivieren und für eine sinnvolle Arbeitsteilung zu sorgen. Außerdem verfügte sie über erstaunliche Kräfte, die sie während der Evakuierung der Reisenden des Öfteren nützlich einsetzte.

Tom holte seine Skiausrüstung hervor, und Eleanor lieh sich ein Paar Skier von einer Frau, die einen Winterurlaub in Tahoe geplant hatte. Auf den Skiern transportierten

Tom und Ellie größere Mengen Vorräte über den festgebackenen Schnee.

Im Tunnel wurde ein großes Lager aufgeschlagen. Tom ging umher und verschaffte sich einen Überblick, was den Stand der Dinge betraf. Die Beleuchtung ließ zu wünschen übrig, die Lebensmittelvorräte waren knapp, und es gab viel zu wenige Decken. Das größte Problem aber war die Kälte. Bei Temperaturen von weit unter null Grad Celsius, dem geringeren Sauerstoffgehalt der Luft in dieser Höhe und dem Tunnel, der wie ein Windkanal die eisigen Stürme bündelte, wurde rasch deutlich, dass die alten und die sehr jungen Fahrgäste hier nicht lange überleben konnten.

Als Tom sich dies alles durch den Kopf gehen ließ, ergab sich eine unausweichliche Schlussfolgerung für ihn. Er ging zum Schaffner, der mit dem Lokführer und Roxanne beisammen stand, und unterhielt sich eingehend mit den beiden.

Eleanor, die soeben dem letzten Fahrgast geholfen hatte, es sich so bequem wie möglich zu machen, erblickte die Gruppe bei ihrer angeregten Diskussion, näherte sich ihr und hörte, wie Roxanne zu Tom sagte: »Sie müssen das nicht tun, Tom, aber ich bewundere und liebe Sie dafür.«

»Ich gehe mit.«

Ihre Köpfe fuhren herum, und sie sahen Eleanor an.

»Kommt nicht in Frage«, widersprach Tom.

Eleanor blickte die anderen an. »Ich habe dir schließlich das Skilaufen beigebracht.«

»Ich kann nicht zulassen, dass du mich begleitest, Eleanor.«

»Ich bitte dich nicht um Erlaubnis. Wenn du dich allein auf den Weg machen willst – nur zu. Dann werde ich im

Berghotel mit einer Kanne heißen Kaffees schon auf dich warten, wenn du dort auftauchst.«

Roxanne zwinkerte ihm zu. »Ich glaube, es wäre klug von Ihnen, sich mit dieser Frau zusammenzutun, anstatt Ihr Glück allein zu versuchen.«

Tom ließ den Blick von einem zum anderen schweifen und sah Eleanor schließlich fragend an. »Sollen wir es mit einem letzten gemeinsamen Job versuchen?«

»Nichts wie los.«

Während Eleanor sich bereitmachte, kam Max zu ihr und setzte sich. »Ich habe gehört, du willst mit Tom Langdon losziehen und Hilfe holen.«

»Wir versuchen es zumindest.«

»Es ist gefährlich da draußen, Eleanor. Willst du das wirklich riskieren?«

»Es ist lange her, dass ich mir einer Sache so sicher war.«

»Tom ist ein starker Kerl. Er kann das auch alleine schaffen. Er hat mir sogar erzählt, wie er mal jemanden einen Berg hinaufgeschleppt hat, während links und rechts von ihm die Kugeln einschlugen.«

Eleanor hielt beim Packen inne und blickte den Regisseur an. »Der Jemand, den er getragen hatte, war ich, Max.«

Max musterte sie einige Sekunden lang und sagte dann leise und ohne seinen üblichen, leicht spöttischen Tonfall: »Ich will dich nicht verlieren, Eleanor.«

Ellie setzte sich neben ihn, und sie umarmten einander. »Ich werde zurückkommen, und sei es aus keinem anderen Grund als dem, dieses Drehbuch zu schreiben und einen Oscar zu gewinnen.«

»Du liebst diesen Mann, nicht wahr?«

»Glaubst du an eine zweite Chance, Max?«

»Sollte ich wohl. Ich hatte in meinem Leben nämlich eine ganze Reihe zweiter Chancen.«

»Ich noch nie – bis jetzt. Und ich werde mir diese Chance auf keinen Fall verderben. Denn noch eine kriege ich wohl nicht.«

Nachdem sie sich verabschiedet hatten, machten Tom und Eleanor sich durch den Tunnel auf den Weg nach Nordosten, bepackt mit ihrer Ausrüstung. Higgins hatte aus dem Gedächtnis eine Karte von der Gegend und der Lage der Dingo-Ranch gezeichnet. Diese provisorische Landkarte, eingewickelt in eine Plastikfolie, trug Tom nun in seiner Anoraktasche bei sich. Eleanor und er würden durch den Tunnel gehen, durch eine Spalte bergauf steigen und sich dann in Richtung Nordwesten bewegen, wo hoffentlich das Hotel auf sie wartete. Wenn sie ein bisschen Glück hatten, würden sie schon in Kürze vor einem prasselnden Kaminfeuer sitzen und heißen Kaffee trinken. Die Luft war eisig kalt und in dieser Höhe ziemlich dünn; es dauerte nicht lange, bis Tom und Eleanor keuchend nach Atem rangen. Der Tunnel war stockdunkel; deshalb hatten sie ihre batteriebetriebenen Helmlampen aufgesetzt. Sie mussten ihre Skier tragen, weil im Tunnel kein Schnee lag.

»Wenigstens brauchen wir uns keine Sorgen zu machen, dass uns auf den Gleisen ein Zug überraschen könnte«, sagte Tom.

»Und ich dachte schon, das Glück hätte uns völlig verlassen.«

Während sie die halbe Meile bis zum Ende des Tunnels marschierten, suchten und fanden ihre Hände einander, sodass sie den weiteren Weg Hand in Hand fortsetzten. Am Ende des Tunnels schnallten sie die Skier an.

»Bist du bereit?«, fragte Tom. Eleanor nickte.

Sie traten hinaus in den Blizzard, fanden die Felsspalte trotz der extrem schlechten Sichtverhältnisse und stiegen sie empor, wobei jeder Schritt mit den Skiern ihnen unendliche Mühe bereitete. Schon nach wenigen Minuten hatte der tobende Schneesturm sie verschluckt.

Sie kämpften sich durch den Wind und das dichte, wirbelnde Schneetreiben. Binnen weniger Augenblicke hatte sich auf ihren Anoraks ein Eispanzer gebildet, und ihre Glieder wurden taub vor Anstrengung und Kälte. Ständig änderten sie die Richtung, während Tom immer wieder aufs Neue zu bestimmen versuchte, wo sie sich momentan befanden. Er hatte einen Kompass dabei, war sich aber nicht hundertprozentig sicher, ob das Instrument ihm die Wahrheit sagte. Und inmitten eines Schneesturms ein Hotel auf einer Bergspitze zu suchen, auch wenn es ziemlich groß war, gestaltete sich um einiges schwieriger, als Tom erwartet hatte. Doch sie kämpften sich unbeirrt voran.

Tom und Eleanor überwandern mehrere Steilstufen und mussten dabei öfters ihre Skistöcke zu Hilfe nehmen, um weiterzukommen. Manchmal mussten sie sogar die Skier abschnallen, auf dem Rücken festzurren und klettern. Nachdem sie all diese Hindernisse überwunden hatten, gelangten sie auf ebenes Gelände und kamen dort auf den Skiern gut voran, wenngleich sie gegen den Wind ankämpfen mussten, der mit jedem Schritt und jedem Anstoßen ihrer Skistöcke an Heftigkeit zuzunehmen schien.

Zum ersten Unglück kam es, als Tom durch eine dünne Eisschicht brach und in ein etwa drei Meter tiefes Loch stürzte. Eleanor warf ihm ein mitgeführtes Seil hinunter,

sodass er aus seinem eisigen Gefängnis klettern konnte. Aber er hatte beim Sturz sein Handy verloren. Und was noch schlimmer war – sein Kompass war beschädigt.

Sie überlegten, ob sie zum Zug zurückgehen sollten, wobei sie davon ausgingen, dass sie den Rückweg finden würden, entschieden sich dann aber, den Weg fortzusetzen. Tom glaubte, ziemlich genau die Richtung zu kennen, und hatte sich einige Landmarken gemerkt, die ihm halfen, den richtigen Kurs zu halten. Natürlich waren bei dem dichten Schneegestöber, das aus allen Richtungen um sie her wirbelte, und den weiten Schneeflächen, die entstanden und vom Wind wieder zerrissen wurden, nicht einmal Landmarken eine zuverlässige Orientierungshilfe.

Jeder Schritt, jeder Abhang, jede Kletterpassage war wegen der Unbilden der Witterung hundertmal schwieriger zu bewältigen als normalerweise. Immer wieder mussten sie Halt machen, dem Wind den Rücken zukehren oder eine Spalte im Fels suchen, um in deren Schutz wieder zu Atem zu kommen. Ihre Lungen brannten, und ihre moderne Funktionskleidung schützte sie kaum vor den extremen Umweltbedingungen.

Sie fanden eine halbwegs geschützte Stelle und nahmen eine rasche Mahlzeit ein, obgleich das Wasser, das sie mitgenommen hatten, fast vollständig zu Eis gefroren war. Sie ruhten sich eine Weile aus; dann setzten sie ihren Weg fort.

»Ich weiß nicht, ob ich auch nachts noch auf den Skiern herumstolpern möchte«, sagte Eleanor, als die Dunkelheit hereinbrach. »Vielleicht sollten wir hier irgendwo ein Lager aufschlagen.«

»Gute Idee. Weit können wir von diesem Skihotel nicht mehr entfernt sein.« Das hoffte Tom zumindest, denn ihm kam es so vor, als hätten sie sich keine zehn Meter vom

Zug entfernt.

Sie schlugen ihr Zelt auf, und Tom brachte mithilfe einer Tafel Hartspiritus ein Feuer in Gang, auf dem sie sich eine kleine Mahlzeit kochten und das zu Eis gefrorene Trinkwasser schmolzen. Nach der kargen Mahlzeit kauerten sie sich gemeinsam unter die mitgebrachten Decken, um die Körperwärme zu speichern, wobei sie beobachteten, wie der Schnee sich rund ums Zelt sammelte und auftürmte.

Der Wind schien nachzulassen, und allmählich wurde es still. Sie konnten sich jetzt unterhalten, ohne schreien zu müssen.

»Nur damit du Bescheid weißt, ich habe Lelia mein Nein mitgeteilt. Sie hat es sehr gefasst aufgenommen.«

»Das überrascht mich.«

»Ging mir nicht anders, bis ich durch Zufall herausfand, dass Lelia schon einen neuen Verehrer hat.«

»Wie bitte? Wen?«

»Kristobal.«

»Kristobal? Du machst Witze.«

»Ich bin sicher, die beiden werden glücklich. Lelia kann sich eine neue Comicfigur ausdenken, die eine Boa constrictor zum Vorbild hat und ›Kris der Stock‹ heißen könnte.«

Sie verstummten und drängten sich dichter aneinander.

»Wir müssen Wärme speichern«, erklärte Tom.

»Natürlich.« Ellie seufzte. »Hör mal, falls wir nicht zurückkommen ...«

Er legte ihr einen Finger auf die Lippen. »Wir müssen optimistisch sein. Positiv denken. Misty hätte sicher eine esoterische Erklärung.«

Eleanor ergriff seine Hand und drückte sie. »Falls wir

nicht zurückkommen ... eins sollst du wissen.«

Seine Miene wurde ernst. »Was?«

»Ich habe niemals aufgehört, dich zu lieben. Auch nicht nach all den Jahren.«

Er legte ihr einen Arm um die Schultern. »Wir schaffen das schon.«

Während Eleanor fröstelte, drückte Tom sie mit beiden Armen an sich und versuchte, sie mit seinem Körper zu wärmen.

»Wer hätte gedacht, dass wir uns nach so langer Zeit wiederfinden, nur um an einem Berghang inmitten eines Schneesturms zu landen?«, sagte sie.

»Das passt zu uns. Wenn es etwas Einfaches wäre, könnte es ja jeder!« Er versuchte zu lachen, doch seine Lippen waren wie eingefroren.

Dann erinnerte er sich daran, welcher Tag war.

»Eleanor?«

Sie schaute ihn an. »Eleanor? Wo ist denn Ellie geblieben?«

»Eleanor«, wiederholte er feierlich. »Frohe Weihnachten.«

Sie brachte ein Lächeln zustande. »Frohe Weihnachten.«

Er holte irgendetwas aus der Reißverschluss tasche seines Anoraks. »Ich weiß, das ist jetzt der unglücklichste Zeitpunkt, den man sich denken kann – aber wie ich schon sagte, bin ich ein Meister des schlechten Timings.« Er erhob sich, kniete sich hin und steckte ihr behutsam den Ring an den Finger.

Sie blickte ihn an. Ihre Lippen öffneten sich, und ihre Augen weiteten sich vor Erstaunen.

»Wir haben lange darauf gewartet – viel zu lange. Du

bist die einzige Frau, die ich je geliebt habe, Ellie, und ich werde alles tun, um dich glücklich zu machen. Nimmst du mich mit all meinen Fehlern, Schwächen, Eigenarten, Sturheiten – und meiner gelegentlich himmelschreienden Dämlichkeit?« Er hielt inne, atmete tief durch und fragte dann: »Willst du mich heiraten, Eleanor?«

Kaum hatte Ellie »Ja« gesagt, strömten die Tränen.

Sie hatten gerade ihren offiziellen Verlobungskuss ausgetauscht, als das Zelt wegflog. Eine Ladung Schnee ergoss sich auf sie und begrub sie beinahe unter sich. Tom wühlte sich durch die Schneeschicht und zog Eleanor heraus.

»Wir müssen einen Schutz suchen«, brüllte er gegen den wieder erstarkten Sturm an.

Sie kämpften sich weiter, wobei Eleanor von Minute zu Minute schwächer wurde, bis sie nicht mehr ohne fremde Hilfe gehen konnte. Tom schleppte sie ungefähr noch eine Viertelmeile; dann war auch er mit den Kräften am Ende. Er bettete Ellie in den Schnee, schlüpfte aus seiner Außenjacke und deckte sie damit zu. Dann verschaffte er sich einen Überblick über die unmittelbare menschenfeindliche Umgebung. Soweit er erkennen konnte, befanden sie sich auf einer ebenen Hochfläche, die von den Silhouetten steiler Gipfel eingerahmt war. Mehr konnte Tom beim dichten Schneetreiben nicht ausmachen. Er murmelte ein letztes Gebet; dann legte er sich so auf Eleanor, dass sein Körper die Schneemassen so gut wie möglich von ihr abhielt. Er suchte ihre Hand und hielt sie fest. Er erinnerte sich wieder, wie er im Krankenhaus vergeblich gewartet hatte, dass seine Mutter nach dem Foto griff, und konzentrierte sich auf den Druck, den Eleanors Finger auf seine Hand ausübten. Sein Herz raste,

als er daran dachte, dass dieser Druck plötzlich nachlassen könnte. Tom hatte keine Ahnung, was er tun würde, wenn Ellies Griff schwächer wurde. Vielleicht würde er sich einfach von ihr verabschieden, was er vor all den Jahren nicht getan hatte ...

Sie schienen endlose Stunden im klirrenden Frost zu liegen, während der Wind über sie hinwegheulte und der Schnee auf Toms Rücken rieselte. Jede Schneeflocke war wie ein winziger Dolch, der sich in seinen Körper bohrte. Vor seinen geblendeten Augen sah Tom, wie ein kleiner Junge ihm die Hand entgegenstreckte. Manchmal gaukelte der Verstand einem solche Trugbilder vor, wenn der Tod nahe war. Es war er selbst als kleines Kind, der sein erwachsenes Selbst in die Sicherheit seiner Kindheit zurückziehen wollte. Tom hatte sich früher schon in fast aussichtslosen Situationen befunden, aber keine war so gefährlich gewesen wie diese. Wahrscheinlich, sagte er sich, war nach den zahlreichen Beinahe-Katastrophen seiner wechselvollen Karriere nun tatsächlich der Zeitpunkt gekommen, Abschied zu nehmen. Er betrachtete Eleanor und küsste sie. Sie reagierte nicht, und zum ersten Mal kullerten Tränen über Toms eisige Wangen.

Das Bild des kleinen Jungen wurde deutlicher, lebendiger. Tom konnte seine Finger jetzt tatsächlich auf der Wange und den Haaren spüren. Der kleine Junge sprach mit ihm und fragte, ob alles in Ordnung sei. Die Vision war realer und deutlicher als jeder Traum, den Tom bisher gehabt hatte. Er hielt weiterhin Eleanors Hand fest, selbst dann noch, als er die eigene freie Hand nach dem jungen Tom ausstreckte und mit ihm redete.

Das Kind stieß ihn abermals an, und Toms Augen öffneten sich, schlossen sich, öffneten sich wieder. Die gleißende Helligkeit des Lichts schmerzte, so lange war es her, dass er die Sonne gesehen und ihre Wärme gespürt

hatte.

»Alles in Ordnung, Mister?«, fragte der kleine Junge, der neben ihm kauerte.

Mühsam richtete Tom sich auf und schaute sich um. Das Unwetter hatte sich verzogen. Der Himmel war ein grenzenloses azurblaues Zelt, die Sonne wärmte ihn, und die Luft besaß eine eisige Frische, wie man sie nur in solchen Bergeshöhen finden kann. Tom blickte den Jungen an, unsicher, ob es im Himmel so aussah, und brachte schließlich die Frage hervor: »Was machst du denn hier draußen?«

»Ich wohne hier«, sagte der kleine Junge.

»Hier? Wo ist hier?«

Der kleine Junge deutete über Tom hinweg. »Auf der Dingo-Ranch.«

Tom blickte über die Schulter. Das weitläufige Anwesen der Ferienranch in all seiner Pracht und mit seinen wuchtigen Redwoodbauten schien ihm zuzuwinken. Eleanor und er wären beinahe in Steinwurfweite von warmen Kaminfeuern, heißer Schokolade und heißen Bädern in Schnee und Kälte gestorben.

Tom erhob sich mit zitternden Beinen und weckte Eleanor, so sanft er konnte.

»Sind wir schon tot?«, fragte sie, die Augen immer noch geschlossen.

»Nein«, entgegnete Tom. »Aber damit du's weißt – du bist mit einem Trottel verlobt.«

Er trug sie zum Hauptgebäude, bis mehrere Erwachsene sie entdeckten und herbeigerannt kamen, um ihnen zu helfen.

Beide Enden des Tunnels erstrahlten in gleißendem

Sonnenlicht, doch es lag kein Essensgeruch in der Luft, da keine Lebensmittel mehr übrig waren. Wenigstens hatte das Unwetter sich gelegt. Higgins, Roxanne, der Schaffner, Max, Misty, Lelia, Kristobal, Father Kelly und Agnes Joe saßen auf den Gleisen und berieten, was als Nächstes zu tun sei.

»Ich glaube«, sagte Father Kelly traurig, »jetzt ist es an der Zeit, einen Gedenkgottesdienst zu halten. Für Tom und Eleanor.«

Max musterte ihn gereizt. »Ich finde, dafür ist es noch ein bisschen zu früh, Padre.«

»Wenn die beiden es bis zur Dingo-Ranch geschafft hätten, wäre längst eine Nachricht von ihnen gekommen – das Wetter hat aufgeklart«, erklärte der Schaffner. »Niemand hätte so lange da draußen durchhalten können. Ich hätte sie nicht ziehen lassen dürfen. Es ist meine Schuld.«

Roxanne seufzte. »Nein, die beiden hätten sich nie davon abbringen lassen. Sie waren zwei der tapfersten Menschen, die ich je kennen gelernt habe.« Sie holte ein Taschentuch hervor und tupfte sich die Augen ab.

Plötzlich kam Barry, der Schlafwagenbegleiter, in ihren Kreis gestolpert. »Schnell, das müsst ihr euch ansehen! Ich hab gerade am anderen Ende vom Tunnel nachgeschaut«, stieß er hervor. »Kommt mit, schnell! Das ist unglaublich!«

Sie folgten ihm durch den Tunnel zum anderen Ende.

»Seht doch nur!«, rief er.

Pferde und Reiter näherten sich in einer langen, eindrucksvollen Prozession. Sogar ein paar große Schlitten waren dabei, von Pferden gezogen. Sie waren mit allen möglichen Dingen beladen, offensichtlich Lebensmittel und andere Hilfsgüter. So mussten die Wagentrecks der

Pioniere ausgesehen haben, als sie in den unberührten Westen zogen, um dort ein neues Leben zu beginnen.

Einer der ersten Reiter riss sich den Hut vom Kopf und winkte damit.

»Das ist Tom!«, rief Roxanne.

Dann winkte der Reiter neben ihm.

»Und Eleanor«, rief Max freudig aus.

Er rannte ihnen entgegen, wobei er im Schnee mehr rutschte als lief.

»Sechs Beine«, murmelte Misty.

»Wie bitte?«, fragte Kristobal.

»Wir werden von sechs Beinen gerettet. Vier Beine hat das Pferd, zwei der Reiter.« Misty stieß einen Freuden-schrei aus und folgte Max, wobei ihr bunter Schal im Sonnenschein fröhlich hinter ihr herflatterte.

Die rechtzeitige Ankunft der Lebensmittel und anderer Hilfsgüter von der Dingo-Ranch hob die Lebensgeister der Gestrandeten. Viele Zugpassagiere stürzten sich auf die Speisen und Getränke; andere drängten sich um Tom und Eleanor und ließen sich die Geschichte von ihrer Rettung erzählen.

»Die Leute im Hotel kannten diese Route zur Bahnstrecke, die man mit den Pferden und Schlitten benutzen kann. Der Weg ist viel leichter als der, den Ellie und ich genommen haben, aber bei dem Unwetter konnten wir nichts davon sehen.« Tom schüttelte den Kopf. »Nur ein paar Schritte von den Häusern entfernt waren Ellie und ich mit den Kräften am Ende. Beinahe wären wir erfroren, ohne zu wissen, dass die Rettung zum Greifen nahe war. So viel Glück hatte ich in meinem ganzen Leben nicht.«

»Das war kein Glück, Tom«, sagte Father Kelly. »Es war ein Wunder. Ich habe es eigens für Sie bestellt.«

Das Walkie-Talkie des Schaffners meldete sich, und er hob es hoch und drückte auf die Antworttaste.

»Ja, ich höre«, sagte er ins Gerät.

»Amtrak-Leitstelle an Southwest Chief, bitte melden.«

Der Schaffner brüllte beinahe: »Hier Southwest Chief!«

»Wo sind Sie?«, fragte die Stimme.

»Wir haben den Zug evakuiert und sind in den Tunnel geflüchtet. Wo bleiben die Rettungsmannschaften?«

»Schauen Sie doch mal zum Tunnel, Homer«, erwiderte die Stimme.

Sie alle rannten zum Tunnelende, wo ohrenbetäubender Lärm erklang, als zwei Helikopter über dem Gebirgskamm erschienen und über dem Zug in der Luft stehen blieben.

»Ein Ersatzzug mit drei frisch aufgetankten Lokomotiven steht auf der westlichen Seite der Lawine«, meldete die Stimme.

»Aber wie kommen wir dorthin?«, fragte Homer, der Schaffner. »Zwischen uns und dem Ersatzzug liegt ein Berg von Schnee. Außerdem ist die gesamte rechte Seite des Zuges zugeschüttet.«

»Halten Sie noch ein wenig durch. Wir arbeiten daran.«

»Verstanden«, antwortete Homer.

Zehn Minuten verstrichen; dann hörten sie eine Reihe dröhnender Explosionen und beobachteten, wie eine mehr als fünf Meter hohe Schneemauer vor dem Chief in sich zusammensank und über den Berghang abrutschte, ohne weiteren Schaden anzurichten. Die kleinen Sprengladungen waren an strategisch günstigen Punkten angebracht worden und hatten ihre Arbeit zielgenau verrichtet. Hinter der nun verschwundenen Schneemauer kam der Ersatzzug in Sicht. Das Brummen der drei Lokomotiven war Musik in den Ohren der Passagiere des nun schon so

lange verstummten Southwest Chief. Dann mussten die Fahrgäste sich wieder in den Tunnel zurückziehen, während die Hubschrauber, die Nasen nach unten, über der rechten Seite des Zuges schwebten und mit den Rotoren den lockeren Schnee wegbliesen, sodass der Chief sich aus seiner leichten Schräglage aufrichtete und wieder fest und sicher auf den Gleisen stand.

Hunderte Freiwillige strömten aus dem Ersatzzug und machten sich daran, die restlichen Gleise freizuräumen. Dann folgte ein weiterer Trupp und reparierte die Schäden an den Schienen; andere Freiwillige räumten die Schneemassen von den Waggondächern des Chief. Währenddessen stiegen die Fahrgäste in den Zug zurück.

Diese Arbeiten nahmen den größten Teil des Tages in Anspruch, und die Passagiere des Southwest Chief nutzten die Zeit, um Erinnerungsfotos zu schießen, ihre Freunde und Familien anzurufen und ihre Abenteuer in den schillerndsten Farben zu schildern. Es waren Geschichten, die immer wilder und fantastischer wurden, je öfter sie erzählt wurden. Einige Passagiere wurden bereits von Reportern per Handy interviewt. Bald gingen Berichte von der dramatischen Rettung und von Toms und Eleanors Heldentaten um die Welt. Roxanne erklärte, dass nicht nur die beiden, sondern der Chief und alle Menschen darin unter der Obhut einer Heerschar von Schutzengeln gestanden hätten.

Früh am nächsten Morgen waren die Gleise wieder befahrbar, die Ersatzlokomotiven angekoppelt, und zum ersten Mal seit langem drehten sich die Räder des Southwest Chief wieder, der aufgrund der besonderen Umstände nicht an den planmäßigen Stationen hielt, sondern erst wieder in Albuquerque einen längeren Aufenthalt hatte.

Als der Zug das Gebirge hinter sich ließ und durch New

Mexico, Arizona und Kalifornien rollte, schiefen die Fahrgäste zum ersten Mal seit längerer Zeit wieder friedlich in ihren Abteilen.

KAPITEL 32

Als der Zug durch jene Gegenden New Mexicos rollte, in denen es nicht geschneit hatte, färbte die Erde sich rötlich braun; gezackte Felsen ragten empor, die beinahe orange leuchteten. Salbeibüsche zierten diese betörend schöne Landschaft, und die Fahrgäste drängten sich an den Fenstern in der Hoffnung, vereinzelte Gehöfte zu sehen.

Sie hielten in Albuquerque und hatten dort etwa drei Stunden Aufenthalt, um aufzutanken und Vorräte zu laden. Die Fahrgäste, die nun schon so lange mit dem Zug unterwegs waren, konnten sich die Füße vertreten und nach dem beschwerlichen Überlebenskampf am eisigen Raton Pass endlich wieder die Sonne genießen.

Tom und Eleanor erzählten den anderen von ihrer Verlobung. Alle waren begeistert, vor allem Max. Lelia umarmte Tom und wünschte ihm alles Gute. Der Innigkeit, mit der sie sich an Kristobal schmiegte, und dem verliebten Gesicht des jungen Mannes nach zu urteilen, konnte es nur eine Frage der Zeit sein, bis auch sie ihre geplante Eheschließung verkündeten.

Tom und Eleanor ließen durchblicken, dass sie möglicherweise Steves und Julies Beispiel folgen und sich ebenfalls in einem Zug trauen lassen würden. Aber nur während des Sommers, betonte Eleanor. Sie würden sich die Hochzeit nicht von Lawinen verderben lassen.

Unweit des Bahnhofs befand sich ein Marktplatz, auf dem einheimische Frauen Schmuck und andere Waren verkauften; außerdem stand dort ein alter Autobus, der zum Ladenlokal umfunktioniert worden war. Tom und Eleanor schlenderten durch den Sonnenschein und sprachen über ihre Zukunft.

»Übrigens hast du mir nicht verraten, wen du in Washington getroffen hast, ehe du von dort mit dem Zug losgefahren bist«, sagte Tom. »Gibt es auch in deinem Leben eine Lelia?«

»Nicht ganz. Es war meine Großmutter.«

Sie setzten sich in ein kleines Café, tranken etwas und aßen eine Kleinigkeit. Agnes Joe leistete ihnen Gesellschaft, gratulierte ihnen zur Verlobung und trank eine gekühlte Limonade, während sie die Umgebung betrachtete.

»Manchmal denke ich daran, mich hier zur Ruhe zu setzen und den Reisenden, die hier Zwischenstopp machen, Schmuck zu verkaufen«, sagte sie versonnen.

Tom musterte sie misstrauisch von der Seite. »Sie wollen sich hier zur Ruhe setzen? Ich dachte, Sie wären schon pensioniert.«

»Es dauert nicht mehr lange«, meinte sie ausweichend.

»Was arbeiten Sie denn?«, wollte er wissen.

»Ein bisschen dies, ein bisschen das.«

»Wie denken Sie eigentlich über unseren Dieb?«, wechselte Tom das Thema. »Ein seltsamer Gauner, der gestohlene Sachen zu Weihnachten als Geschenke zurückgibt, nicht wahr?«

»So was Verrücktes hab ich noch nie gehört«, pflichtete Agnes Joe ihm bei.

»Ziemlich großzügig für einen Halunken«, meinte Eleanor.

»So großzügig nun auch wieder nicht«, entgegnete Agnes Joe. »Schließlich hat er den Leuten nur ihr Eigentum zurückgegeben.«

»Oder sie«, murmelte Tom nachdenklich.

Ehe der Zug die Station verließ, kam ein Indianerhäuptling an Bord und unterhielt sie während der nächsten Stunde mit Geschichten über das Land, die Indianerreservate und die Geschichte seines Volkes. Er stieg in Gallup wieder aus. Der Ort war als Indianerhauptstadt der Welt bekannt, weil sich dort verschiedene Stämme – darunter die Hopi, Zuni und Acoma – zu ihren regelmäßigen Versammlungen einfanden.

Nach dem Abendessen begaben viele Leute sich in den Salonwagen und sahen sich das Video von der Hochzeit an, das Kristobal und Max produziert hatten. Steve und Julie waren ebenfalls zugegen; beide lachten vor Freude und weinten Tränen der Rührung, als einer der Höhepunkte ihres Lebens noch einmal auf dem Bildschirm ablief. Steve sah ziemlich erschöpft aus, doch Tom bemerkte mit einem Lächeln, dass Julie seine Hand ergriff, als der Film zu Ende war, und ihn hinter sich her zur Hochzeitssuite zog.

Am späten Abend fuhren sie über die Grenze nach Arizona. Tom konnte nicht einschlafen. Er zog sich an und spazierte durch die Gänge an den Abteilen entlang. Er schaute bei Eleanor herein; sie schlief tief und fest, und er wollte sie nicht wecken.

Als Tom an Max' Abteil vorbeiging, hätte er schwören können, dass es nach Weihrauch duftete, aber das hatte er beinahe erwartet. Was Lelias Abteil betraf, befürchtete Tom, aus dem Innern Geräusche zu hören, die nicht für fremde Ohren bestimmt waren. Aus eigener Erfahrung wusste er, dass die Frau, die den Kinderliebblingen Cuppy, Sassy und Petey Leben einhauchte, privat sehr ungezügelt zur Sache ging. Der arme Kristobal ahnte nicht, was ihn erwartete.

Während Tom umherschlenderte, wurde der Zug langsamer und hielt schließlich. Tom schaute aus dem

Fenster und sah, dass sie in einem Bahnhof gehalten hatten. Er war ein wenig verwundert; er hatte angenommen, dass es bis Los Angeles keinen Zwischenstopp mehr gab. Schließlich zuckte er die Achseln und ging weiter, bis er vor Agnes Joes Abteil stand. Ihr Grammophon spielte noch immer Weihnachtslieder. Das Abteil war dunkel; Tom schloss daraus, dass Agnes Joe über der Musik eingeschlafen war. Dann blieb die Nadel hängen und wiederholte unaufhörlich die gleiche Textzeile, bis das Lied verstummte und ein nervtötendes Kratzen erklang. Offensichtlich schlief die Frau so fest, dass sie es nicht hörte. Tom klopfte an die Glastür. »Agnes Joe? He, Agnes Joe, Ihr Plattenspieler dreht durch.« Er erhielt keine Antwort und klopfte abermals, diesmal lauter. Das Kratzen wurde schlimmer. Er schaute sich um und schob die Tür auf. »Agnes Joe?« Seine Augen gewöhnten sich allmählich an die Dunkelheit. Er sah jetzt, dass das Abteil leer war. Auch im Bad brannte kein Licht; trotzdem klopfte er an. Wieder keine Antwort. Tom entdeckte die Reisetasche in der Ecke und gab der Versuchung nach, einen Blick hineinzuworfen. Er öffnete den Reißverschluss und schob die Hand in die Tasche. Die Zeitungen waren verschwunden, doch es waren verschiedene Gegenstände darin: eine Armbanduhr, ein Paar Ohrringe und eine offenbar teure Sonnenbrille. Vielleicht war es die Brille, die Kristobal vermisste ...?

Tom überlegte, was er tun sollte, als er plötzlich Schritte hörte, die sich dem Abteil näherten. Hastig verstaute er die Gegenstände wieder in der Tasche, zog den Reißverschluss zu, schloss die Tür des Abteils und schlüpfte ins Bad. Er hoffte, dass es nicht Agnes Joe war, doch seine Gebete wurden nicht erhört, denn die Abteiltür glitt auf und wurde wieder geschlossen. Dann flammte die Beleuchtung auf, und Tom konnte Schritte hören. Er hatte die

Tür zum Bad einen Spalt offen gelassen und lugte durch die schmale Öffnung.

Es war Agnes Joe, bekleidet mit einer dunkelblauen Hose und Pullover. Sie hielt ein Stück Papier in der Hand, und auf ihrem Gesicht lag ein ernster Ausdruck. Tom hoffte, dass sie nicht die Toilette benutzen musste. Aber wie sollte er *überhaupt* aus dem Abteil verschwinden? Warten, bis Agnes Joe schlief? Sie erweckte nicht den Anschein, als wollte sie bald zu Bett gehen – doch welche Wahl blieb Tom? Er schaute sich um und wollte sich vorsichtig zurückziehen, um sich auf die Toilette zu setzen, als der Zug plötzlich anrollte. Das Rucken reichte aus, Tom das Gleichgewicht verlieren zu lassen. Er prallte gegen die Wand. Seine Hand schoss vor, um sich abzustützen, und legte sich um den Duschknopf. Ungewollt drehte Tom die Dusche auf. Der Wasserstrahl traf ihn mit eisiger Kälte. Tom stieß einen Fluch aus, den er umgehend Father Kelly hätte beichten müssen, wäre er katholisch gewesen. Als Buße wären Tom mindestens ein halbes Dutzend Ave Maria aufgebrummt worden.

Es gelang ihm, die Dusche wieder zuzudrehen, als er sich plötzlich Agnes Joe gegenüber sah. Sie hatte die Tür geöffnet und musterte ihn, als wäre er ein besonders seltenes Tier im Zoo.

»Hallo, Schätzchen«, sagte Tom mit albernem Grinsen.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, aus der Dusche zu kommen und mir zu erklären, was Sie da zu suchen haben?«

Er folgte ihrer Aufforderung, trocknete sich ab und berichtete vom Zwischenfall mit dem Grammophon.

Seine Story hätte sicherlich überzeugend geklungen, hätte er die Reisetasche ganz geschlossen. Doch in der Dunkelheit war ihm das nicht vollständig gelungen. Agnes

Joe schaute zur Tasche und schüttelte den Kopf.

Tom entschied sich für einen Frontalangriff. Er öffnete die Tasche vollends und holte die Gegenstände heraus. »Macht es *Ihnen* etwas aus, mir zu erklären, was Sie mit diesen Sachen zu schaffen haben?«

Agnes Joe griff in die Tasche.

Ein zutiefst geschockter Ausdruck legte sich auf Toms Gesicht, als er sah, was Agnes Joe zum Vorschein brachte.

Ein paar Minuten später klopfte ein leichenblasser Tom an Max' Tür. Der Regisseur brauchte ein paar Sekunden, um zu reagieren, und eine weitere Minute, ehe er die Tür öffnete.

»Ich brauche Ihre Hilfe«, sagte Tom. »Und Kristobals ebenfalls.«

Max spähte über Toms Schulter und entdeckte Agnes Joe.

»Es ist wichtig«, sagte Tom.

Sie holten Kristobal aus Lelias Suite, worüber die zierliche Lady sich mit einer ganz und gar nicht Cuppy- oder Sassy-gleichen Stimme beschwerte. Außerdem weckten sie Roxanne und holten Father Kelly. Sie versammelten sich an einem Tisch im Salonwagen, wo Tom Kristobals Sonnenbrille, Max' Bruno-Magli-Schuhe und Father Kellys Kruzifix auf den Tisch legte.

Vor allem eine Person starrte verwirrt auf die Gegenstände, die vor ihr lagen. Dabei bemerkte der Betreffende nicht, dass Agnes Joe sich zu ihm vorbeugte.

Father Kelly stieß einen entsetzten Schrei aus, als die Handschellen sich klickend um seine Gelenke schlossen. Er versuchte aufzuspringen, wurde von Max und Kristobal jedoch daran gehindert.

Agnes Joe zückte ihren Ausweis, mit dem sie kurz zuvor Tom in ihrem Abteil überrumpelt hatte. »Ich bin von der Amtrak-Polizei, Abteilung für verdeckte Ermittlungen. Und Sie sind unser Dieb, John.«

Tom blickte sie an. »John?«

Sie nickte. »Ich habe seine Fingerabdrücke von einem Bierglas genommen, ehe wir am Raton Pass liegen geblieben sind. Von einem der Bahnhöfe habe ich eine Anfrage bezüglich seiner Identität losgeschickt. Beim letzten Zwischenstopp erhielt ich die Antwort. Sein richtiger Name lautet John Conroy. Er ist gar kein Priester.« Sie ließ sich dem Mann gegenüber nieder. Der wirkte so zerknirscht, dass Tom Mitleid mit ihm hatte, auch wenn er offensichtlich ein Verbrecher war.

Agnes Joe fuhr fort: »Ich habe den Grammophon-Trick nur angewendet, damit man glauben musste, ich wäre in meinem Abteil, obwohl das nicht der Fall war. Ich hatte Angst, er würde mich dabei ertappen, wie ich hier herumschlich, und sich dann eine Weile zurückhalten. Als er am Pass den Gottesdienst las, habe ich ihm assistiert. Ich hatte ihn längst in Verdacht, aus anderen Gründen, deshalb habe ich mir seine Fingerabdrücke beschafft – wie auch die von einigen anderen Fahrgästen. Er ist offensichtlich katholisch und konnte sich durch den Gottesdienst schwindeln, machte aber genug Fehler, um mich erst richtig misstrauisch zu machen.«

»Und was ist mit den Gegenständen, die ich in Ihrer Tasche gefunden hatte?«, fragte Tom.

»Roxanne hatte sie von einigen Fahrgästen für mich besorgt – als Beweise, die wir vielleicht später brauchen. Ich habe Sie, Max und Kristobal um Hilfe gebeten, damit wir Conroy festsetzen konnten, ohne dass es zu einem Zwischenfall kam oder wir ihn misstrauisch machten. Ich

habe das Kruzifix aus seinem Abteil entwendet. Als ich es ihm vor die Nase legte, hoffte ich, es würde ihn so sehr verwirren, dass ich ihm die Handschellen anlegen konnte, ohne dass es zum Kampf kommt. Sie sind kein heuriger Hase, Conroy, aber Sie wissen nicht, welche Erfahrungen ich mit Leuten wie Ihnen habe. Ich habe noch jeden von Ihrer Sorte erwischt.«

»Ich gebe es ungern zu, aber ich hatte schon vorher in Ihrer Reisetasche nachgeschaut und nur Zeitungen darin gefunden«, sagte Tom.

»Ich weiß. Ich hab gesehen, dass jemand die Tasche durchsucht hatte, und dachte mir schon, dass Sie es waren. Die alten Zeitungen, die Regina im Abfall gefunden hatte, stammten aus Conroys Reisetasche. Er hatte sie voll gestopft, damit es aussah, als wäre sie prall gefüllt mit Sachen für die Reise. Doch kaum war er in den Zug gestiegen, hat er die Zeitungen weggeworfen, sodass er eine fast leere Reisetasche hatte, die er nur noch mit seiner Beute füllen musste.«

Alle musterten den alten Mann, der jetzt, in Handschellen, geradezu klein und armselig wirkte.

Agnes Joe blickte ihn auffordernd an. »Wollen Sie nicht reinen Tisch machen, John? Ich weiß, dass Sie bereits ein langes Vorstrafenregister haben. Aber Sie könnten noch einige Details liefern.«

Er schüttelte den Kopf und sagte: »Es kommt sowieso, wie es kommen muss.«

Sie riefen Barry, der den Gefangenen bewachen sollte, und marschierten zum Abteil des Mächtgern-Priesters, in dessen Reisetasche sich einige andere gestohlene Gegenstände befanden. Von großem Wert waren sie nicht, aber es war nichtsdestoweniger Diebesgut.

»Ich melde das weiter«, entschied Agnes Joe.

»Ich begreife nur nicht, weshalb er so viele Sachen zurückgegeben hat. Welcher Gauner tut so was?«, fragte Tom.

»Das ist wirklich seltsam«, sagte Roxanne. »Na, wenigstens haben wir jetzt unseren Dieb. Und nun sollten wir alle uns schlafen legen.«

Genau das tat Tom – bis sechs Uhr morgens, als es an seiner Tür klopfte. Er wachte auf und öffnete.

Agnes Joe stand mit zwei Tassen Kaffee vor ihm.

»Ich dachte, ich bringe Ihnen ein Friedensangebot mit, weil ich Sie so früh wecke.« Sie trug wieder eine blaue Hose und Pullover und wirkte vollkommen selbstsicher und professionell.

»Sie sind eine hervorragende Schauspielerin«, stellte Tom fest. »Ich wäre nie darauf gekommen, dass Sie etwas anderes sein könnten als eine ... nun ja ...«

»Eine exzentrische alte Frau, die nicht weiß, wo sie die Weihnachtstage verbringen soll? Ja, das ist eine gute Tarnung. Die Leute sprechen in Anwesenheit einer solchen Person über Dinge, über die sie sonst nie reden würden. Ich habe Drogendealer, Schwindler, Diebesbanden und ganze Horden anderer übler Zeitgenossen zur Strecke gebracht – und womit? Mit meiner leicht schusseligen Art, meinen lächerlichen Kleidern und meinem ...«

»»Schätzchen.««

»Genau.«

»Ich nehme an, jetzt ist Ihre Tarnung aufgefliegen.«

»Das ist kein Beinbruch. Ich habe es nämlich ernst gemeint mit dem Zur-Ruhe-Setzen. Es wird Zeit, Schluss zu machen und etwas anderes zu tun.«

»Stimmte denn wenigstens ein Teil Ihrer anderen Geschichte?«

»Ich habe wirklich bei Ringling Brothers gearbeitet, aber nicht am Trapez, sondern in der Pferdedressur. Ich war zweimal verheiratet und habe eine erwachsene Tochter.« Sie hielt einen Moment inne. »Und wir verstehen uns nicht besonders gut.«

»Das tut mir Leid.«

»Nun, sie hat von dem gestrandeten Southwest Chief gehört und gestern Abend angerufen, um sich zu vergewissern, dass mir nichts zugestoßen ist. Es war das erste Mal nach langer Zeit, dass ich wieder etwas von ihr gehört habe. Wir treffen uns, wenn ich in LA bin. Sie arbeitet bei einem Zirkus und hält sich zurzeit an der Westküste auf. Wir wollen es noch mal miteinander versuchen.«

»Das freut mich für Sie. Es ist ein verspätetes Weihnachtsgeschenk. Aber weshalb kommen Sie jetzt zu mir?«

»Weil ich in der Klemme stecke, Tom, und Ihren Rat hören wollte. Ich habe weitere Informationen über unseren falschen Priester erhalten. Conroy wurde vor Jahren wegen kleinerer Diebstähle bestraft – genau genommen vor vierunddreißig Jahren. Seitdem hat er sich nichts zuschulden kommen lassen. Er hatte einen richtigen Job und führte ein normales Leben.«

»Warum dieser Rückfall nach so langer Zeit?«

»Conroys Frau ist nach dreiunddreißig Jahren Ehe gestorben. Vorher hatten sie schon beide Kinder verloren. Eins starb bei einem Unfall, das andere an Krebs. Jetzt stand er ganz allein da. Er war offensichtlich einsam und wollte auf sich aufmerksam machen.«

»Das ist hart«, sagte Tom leise. »Dann war es eine Art Hilfeschrei, nicht wahr? Er wurde zum Dieb, als er keinen Menschen mehr hatte?«

»Ja. Ich habe mich schon mit vielen Halunken herum-

geschlagen und mir eine Menge herzerweichende Geschichten anhören müssen. Normalerweise lasse ich mich nicht davon beeinflussen, aber bei Conroy kommt noch etwas hinzu ... und das hat mich in dieses Dilemma gebracht.«

»Und was ist das?«

»Conroy hat die gestohlenen Sachen an Heiligabend als Geschenke zurückgegeben. Er hatte nur die Gegenstände behalten, die wir in seinen Taschen fanden, und das waren nicht viele. Außerdem hat er Geld zurückgelassen – mehr Geld, als die Sachen wert waren, wie die Bestohlenen mir sagten. Conroy wollte keinem wehtun. Er hat nur von seiner Frau geredet. Und er hat tatkräftig geholfen, als der Zug liegen blieb.«

Tom atmete aus. »Ich weiß, was Sie meinen.«

»Was würden Sie an meiner Stelle tun?«

Er dachte nach. »Nun, ich habe auf dieser Reise eine zweite Chance bekommen. Vielleicht verdient John Conroy ebenfalls eine. Haben Sie schon die Polizei benachrichtigt?«

»Ja, aber ich habe noch keine Einzelheiten genannt.«

»Hält der Zug vor Los Angeles noch mal?«

»Es könnte sein, dass er in Fullerton Halt macht, zwei Stunden vor unserer Ankunft in LA.«

»Nun, vielleicht sollte der Zug wirklich in Fullerton halten.«

»Vielleicht. Ich glaube nicht, dass Conroy jetzt ein Leben als Verbrecher führen wird. Außerdem kenne ich in der Nähe von Fullerton einige Leute, die ihm helfen können.« Sie erhob sich. »Danke, Tom. Ich glaube, wir haben die richtige Entscheidung getroffen.«

Er lächelte sie an. »Wie heißen Sie eigentlich richtig?«

Agnes Joe sank plötzlich wieder zusammen; ihr Gesicht schien sich aufzublähen, und ihr Haar schien vor Toms Augen weiß zu werden. »Wenn ich Ihnen das verraten würde, wäre es kein Geheimnis mehr – stimmt's, Schätzchen?«

KAPITEL 33

Der Zug hielt in Fullerton, und ein älterer, müde dreinblickender Gentleman, der nun keine Priesterkleidung mehr trug, stieg aus. Einige Freunde von Agnes Joe erwarteten ihn bereits. Sie fuhren mit dem älteren Herrn davon, um ihm zu einem hoffentlich besseren Leben als dem eines Eisenbahndiebs zu verhelfen.

Tom benutzte die Gemeinschaftsdusche, ehe sie in LA eintrafen. Als er den Umkleideraum betrat, traf er dort Steve an, den Flitterwöchner. Der junge Mann sah immer noch sehr müde aus. Tom musste sich ein Schmunzeln verkneifen, kannte er doch den Grund für Steves Erschöpfung.

»Ich dachte, Sie hätten eine Dusche in Ihrem Abteil«, sagte er.

»Die ist von meiner Frau besetzt.«

»Sie sollten sich daran gewöhnen, mein Junge«, scherzte Tom, »und das hier genießen, so lange Sie können.«

Steve machte sich auf den Rückweg zu seiner frisch Angetrauten, und Tom zog sich aus. In diesem Moment entdeckte er die Brieftasche unter einer Sitzbank. Er bückte sich, um sie aufzuheben, in dem Glauben, sie gehöre Steve. Als er sie an sich nahm, fiel ein Teil des Inhalts heraus, und Tom kniete sich hin, um alles aufzusammeln. Dabei warf er einen Blick auf eine der Karten, die zu Boden gefallen waren – und schnappte fassungslos nach Luft.

Er hielt die Karte gegen das Licht und betrachtete sie. Es war eine Karte der SAG, ein Mitgliedsausweis der Vereinigung der Filmschauspieler, ausgestellt auf den

Namen Steve Samuels. Tom blätterte rasch die Briefftasche durch. Er fand einen Führerschein für Kalifornien. Das Passbild bestätigte, dass er Steve gehörte, dem frisch gebackenen Ehemann Julies, der gar kein Student der George Washington University war, sondern ein achtundzwanzig Jahre altes Mitglied der Schauspielervereinigung.

Ironischerweise rollte der Southwest Chief ein paar Minuten vor seinem planmäßigen Eintreffen in den wunderschönen, im Art-déco-Stil erbauten Bahnhof von Los Angeles.

Herrick Higgins wurde von mehreren hochrangigen Amtrak-Managern empfangen, die ihn beglückwünschten und ihm für seinen heldenhaften Einsatz dankten. Dann bot man ihm an, auf seinen alten Posten als freier Zugbegleiter und Qualitätskontrolleur zurückzukehren – ein Angebot, das Higgins auf der Stelle akzeptierte.

Max Powers stieg aus und beantwortete die Fragen der ihn bestürmenden Reporter, wobei er zu Roxanne und dem Knabenchor hinüberschaute, die ebenfalls von Reportern belagert wurden.

»He«, rief er Roxanne zu. »Ich melde mich bei Ihnen, verlassen Sie sich darauf.«

Sie lächelte. »Ich verlasse mich *wirklich* darauf, Baby.«

Dann verließen Max und eine Gruppe anderer Reisender den Bahnhof, darunter Kristobal, Lelia und Misty, und stiegen in eine Stretchlimousine, die draußen wartete.

Während der Fahrer ihr Gepäck holte, verteilte Max in der Limousine drei große Briefumschläge an Steve, Julie und den Geistlichen. Dann öffnete er eine Flasche Champagner und schenkte allen ein.

»Gute Arbeit, Leute«, sagte Max. »Ihr alle seid in meinem nächsten Film dabei. Wer weiß, vielleicht handelt er von diesem Zug.«

»Als du mir erzähltest, was du getan hast, Max«, sagte Misty, »wollte ich es nicht glauben.«

»Weißt du, Süße, ich kenne dich erst kurze Zeit, aber ich wusste, dass du ein Geheimnis für dich behalten kannst, und zwar aus den richtigen Gründen.«

»Aus wahrer Liebe«, sagte sie wehmütig.

»Was meinen Sie, wie ich mich gefühlt habe, Misty?«, sagte Lelia. »Max Powers ruft mich nach all den Jahren an und bittet mich um den Gefallen, nach Kansas City zu fliegen und so zu tun, als würde ich Tom einen Heiratsantrag machen. Hätte er ihn angenommen – ich weiß nicht, wie ich reagiert hätte.«

»Ich war mir ziemlich sicher, dass er nein sagen würde.«

»Ziemlich sicher?«

»Ich musste mich vergewissern, dass er dich wirklich nicht liebt – und du ihn auch nicht.«

»Natürlich nicht, vor allem nach der Erik-Affäre.«

Kristobal nickte. »Eine Lady muss verwöhnt werden. Und das ist von nun an mein Job, Schätzchen.«

Lelia tätschelte seinen Arm.

Max strahlte. »Du bist eine tolle Schauspielerin. Und sieh dir an, welchen Gewinn mein kleiner Plan dir gebracht hat.«

»Sie haben mir nie Andeutungen gemacht, Sir, dass Sie sich bei Lelia gemeldet und sie in den Plan eingebaut haben«, sagte Kristobal. »Ich hatte keine Ahnung, wer sie ist, bis Sie mir ihren Namen nannten.«

»Ich bin eben ein Mensch mit dem unstillbaren Bedürfnis, andere zu überraschen«, erwiderte Max.

»Welche Rolle hast du eigentlich gespielt, Max?«, wollte Lelia wissen.

Misty lachte. »Max Powers, natürlich.«

Max lächelte. »Das war meine größte und beste Rolle – wie für Sir Lawrence Olivier einst der Hamlet.«

»Sie hatten übrigens Recht, Sir«, sagte Kristobal. »Er fragte mich nach den Buchungsdaten für den Zug. Und genau wie Sie vorausgesehen hatten, ging er dann zu Regina und erkundigte sich bei ihr.«

»Er ist nun mal ein erstklassiger Reporter, Kristobal. Er hat dir nicht geglaubt. Deshalb hatte ich Regina eingeweiht.«

»Und du hast das alles für Eleanor getan?«, fragte Misty. »Ohne dass sie die leiseste Ahnung hatte?«

Max nickte. »Keinen blassen Schimmer. Eleanor ist die Tochter, die ich nie hatte. Für sie würde ich alles tun. Solange ich sie kenne, ist sie nie richtig glücklich gewesen. Ich wusste, dass es in ihrer Vergangenheit irgendeinen wunden Punkt gab ... eine Sache mit einem Kerl. Sie hat mir nie seinen Namen genannt, aber ich habe ein wenig herumgeschnüffelt und rausgekriegt, dass es Tom Langdon ist. Ellie musste endlich erfahren, ob es zwischen ihr und Tom tatsächlich vorbei ist oder ob sie doch noch ein Paar werden könnten. Deshalb habe ich diesen Knaben ungefähr ein halbes Jahr lang verfolgen lassen. Als er diese Reise buchte, war es für mich die ideale Gelegenheit, denn ich wollte tatsächlich einen Eisenbahnfilm drehen.«

»Und die Hochzeit?«, fragte Misty.

»Was könnte besser sein als zwei Menschen, die verheiratet sein sollten, zum Nachdenken zu bringen, indem man sie bei einer Hochzeit dabei sein lässt? Julie kommt aus derselben Gegend, aus der Eleanor stammt,

und Tom liest Steve die Leviten, nachdem dieser offensichtlich in seiner Entscheidung schwankt. Das war ein guter Dreh, denn dadurch konnte Tom alles sagen, was er empfand. Natürlich war die ganze Sache geplant. Jedes Mal, wenn Tom und Eleanor Streit bekamen, hatten wir einen anderen Plan in der Hinterhand.«

Kristobal schüttelte müde den Kopf. »Und sie hatten sehr viel Streit. Es war verdammt stressig, ständig mit ihnen Schritt halten zu müssen.«

»Du hast deine Sache gut gemacht, Kristobal. Und ich kürze dein Gehalt natürlich nicht. Fröhliche Weihnachten.«

»Da hast du aber auf eine Menge Einzelheiten geachtet, Max«, sagte Misty bewundernd.

»Ich bin Regisseur, Süße. Mein ganzes Leben besteht aus Einzelheiten.«

»Sie haben nicht zufällig auch die Lawine in Auftrag gegeben, Sir?«, wollte Kristobal wissen.

Max lachte. »So gut bin nicht mal ich!«

Jemand klopfte ans Fenster.

»Das ist sicher das Gepäck«, sagte Max. Er ließ das Fenster nach unten fahren. Tom beugte sich herein und blickte einen nach dem anderen an.

Max wurde sichtlich nervös. »Hallo, Tom. Ich bringe gerade unser junges Paar zu seinem Flitterwochenhotel.«

»Da bin ich mir sicher«, sagte Tom. Er reichte Steve seine Brieftasche. »Die haben Sie in der Dusche verloren, Ihr Führerschein und Ihr Ausweis von der Schauspielervereinigung sind auch noch drin.«

»Tom«, sagte Max, »ich kann alles erklären. Ich ...«

Tom brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen. »Ich muss Ihnen nur eins sagen.«

Max schluckte. »Und das wäre?«

»Danke.« Tom schüttelte Max die Hand und ließ den Blick von einem zum anderen schweifen. »Frohe Weihnachten und schöne Feiertage.«

Er machte kehrt und ging zu Eleanor, die neben dem Gepäck stand und ihn neugierig ansah.

»Wer war in der Limousine?«, fragte sie, als er zu ihr kam.

Tom drehte sich um und schaute dem Wagen nach, der sich entfernte. Dann wandte er sich wieder Ellie zu.

»Der Weihnachtsmann«, antwortete er.

»Der Weihnachtsmann? Ich glaube, wir sind ein bisschen zu alt, um noch an den Weihnachtsmann zu glauben.«

Er legte ihr einen Arm um die Schultern. »Weißt du, Ellie, zu Weihnachten empfiehlt es sich, an Wunder zu glauben. Man weiß ja nie, ob die geheimen Wünsche, die man in sich trägt, am Ende nicht doch in Erfüllung gehen.«

DANKSAGUNG

Mein Dank geht an:

Michelle, weil sie mir immer sagt, welche Worte falsch und welche richtig sind.

Larry, Maureen und Jamie, weil ihr euch die Zeit genommen habt, zu lesen, was fertig war, und mir eure Gedanken dazu mitgeteilt habt. Eure Unterstützung und Begeisterung für meine Projekte ist mir sehr wichtig.

Rick Horgan, den neuen Mann im Team, weil er ein

durchdachtes und einfühlsames Lektorat vorgelegt hat. Deine Kommentare haben das Buch erheblich verbessert. Danke, Rick. Auf dass noch viele folgen!

Die Mitarbeiter bei Warner Books, die jedes Mal viel Energie und Hingabe in meine Bücher stecken.

Tina Andreadis, weil sie die beste Werbeagentin der Welt und außerdem eine gute Freundin ist.

Aaron Priest, dessen Ratschläge wie immer sehr klug gewesen sind.

Maria Reft bei Pan Macmillan. Danke für deinen Scharfblick und deine Kommentare zum Manuskript!

Lisa Erbach Vance und Lucy Childs für ihren ausgeprägten Ordnungssinn.

Deborah Hocutt und Lynette Collin, weil sie das »Unternehmen« stets auf Kurs gehalten haben. Und Daniel Hocutt für seine magischen Website-Fähigkeiten.

Das Personal von Amtraks Capitol Limited und Southwest Chief für ihre Hilfe. Mein besonderer Dank gilt Lee Jones, Beverly Steward, Monique Bailey und Keith Williams vom Capitol Limited. Nie werde ich die langen Nächte auf den Schienen und eure tollen Geschichten vergessen.

Das Amtrak-Personal, das mir aufschlussreiche Einblicke ins Eisenbahnwesen gewährt hat. Zu diesen guten Seelen zählen Danny Stewart, Jimmy Aboye, Christopher Streeter, David Villeneuve, Brian Perry, Vincent Teel, Judith Martin, Edward Kidwell, Deborjha Blackwell, Brian Rosenwald und Douglas W. Adams. Ihr alle wart sensationell!

Ein besonderer Dank geht an Clifford Black, Chef der PR-Abteilung bei Amtrak, der mir bergeweise Fragen beantwortet hat und mich hinter die Kulissen schauen ließ.

Cliff, Sie sind ein wahrer Gentleman und Kenner der Materie.

Und Dank an David Lesser von ARRIVE, der Kundenzeitschrift von Amtrak, für seine Hilfe und seine Begeisterung für dieses Projekt.